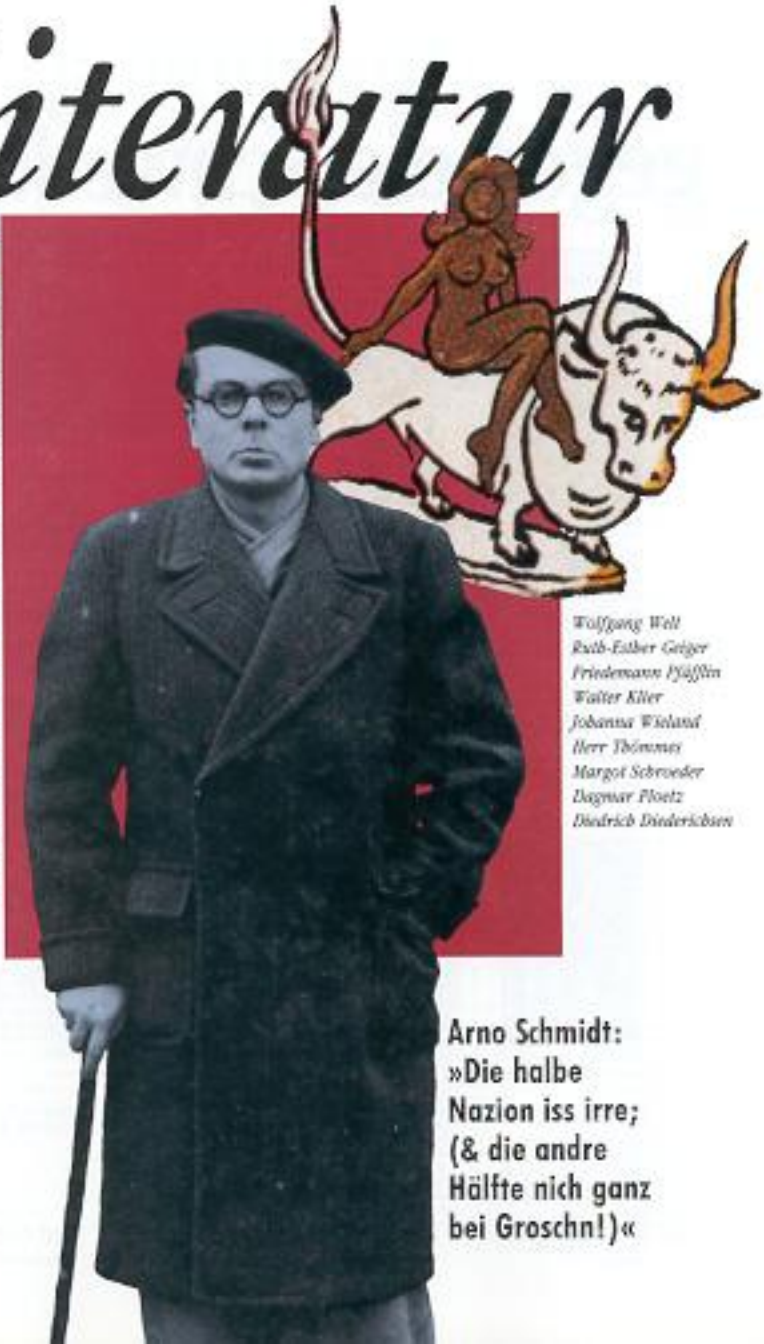
1988/1989 DM 12,—

literatur

Konkret

1988

Hermann L. Gremliza
Arno Schmidt
Christoph Hein
Wolfgang Pohrt
Klaus Roehler
Eberhard Hübner
Günter Herburger
Jan Philipp Reemtsma
Hans Wollschläger
Wolfgang Schneider
Detlef Klein
Horst Tomayer
Ingrid Klein
Christel Dormagen
Hermann Kant
Harry Lechin
Eckhard Henscheid
Regine Walter-Lehmann
Frieder Kern
Renée Zucker
Lothar Baier
Annette Garbrecht
Heide Sollau



Wolfgang Welt
Ruth-Esther Geiger
Friedemann Pfäfflin
Walter Klier
Johanna Wieland
Herr Thömmes
Margot Schroeder
Dagmar Floetz
Diedrich Diederichsen

Arno Schmidt: »Die halbe Nazion iss irre; (& die andre Hälfte nich ganz bei Groschn!)«

in Literatur konkret 1988

Editorial

Schmidt vs. Schmidt von Hermann L. Gremliza
»Die deutsche Sprache ist die tiefste, die deutsche Rede die seichteste« (Karl Kraus). Was an sechs Ansprachen eines populären Rhetors und dreizehn Aufsätzen eines unbeliebten Dichters zu beweisen ist.

Das schönere Europa von Arno Schmidt
(Zur Erinnerung an die erste große wissenschaftliche Gemeinschaftsleistung unseres Kontinentes, den Venusdurchgang von 1769).

Sehr gallig, sehr bitter, sehr gelehrt von Christoph Hein
Die »Bargfelder Ausgabe« erfüllt Arno Schmidt nicht nur den Wunsch, daß seine »Manuskripte wenigstens annähernd ähnlich im Druck erscheinen!«, sondern ist auch die erste unzensierte Ausgabe seit der Adenauer-Zeit.

Die Arno Schmidt Stiftung

Ein Hauch von Nerz von Wolfgang Pohrt
Der Arbeitskreis Akquisition der Berliner Sektion des Schriftstellerverbandes war erfolgreich: Der Senat bezahlte den Kongreß »Ein Traum von Europa«. Die Redebeiträge würdigt Wolfgang Pohrt

Europa und andere von Klaus Roehler

Identität als hygienische Kategorie von Eberhard Hübner
Was erzeugt eine sogenannte gesamteuropäische Kultur, die von vornherein ihrer gefährlichsten Widersprüche, unangenehmsten Probleme, härtesten Einsichten und Giftzähne beraubt wurde? Harmlosigkeit und Waschzwang.

Gebrechen und Huld von Günter Herburger

Literatur und Lüdke von Hermann Kant
Über die Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung im Zusammenhang mit den Besprechungen seines Buches spricht Hermann Kant

Hoho, Kalkutta von Horst Tomayer

Die Reise nach Jerusalem von Christel Dormagen

Was deutsch und echt wüßt' keiner mehr von Eckhard Henscheid
Diesjähriges Buchmessenmotto ist Italien. Warum nicht mal ein ehrliches Motto, sagen wir Deutschland? Oder wenigstens Europa?

Der ausgerechnete Leser von Ingrid Klein
Buchproduktion & Verlags-Dreisatz

Der Fluch des Bestsellers von Harry Leckin
Der Vertriebsapparat wird nervös, glaubt an einen Störfall. Es wird geprüft, ob kein Irrtum vorliegt, und dann wird gerechnet. Reicht die Auflage? Lohnt ein Nachdruck?

Seltene Mutanten der Gemeinen Art von Wolfgang Schneider, Hans Wollschläger
Zur Lage der Schriftsteller. Ein Gespräch zwischen Konkret-Redakteur Wolfgang Schneider und Hans Wollschläger

Volk, Literatur und Etikette(n) von Detlef Klein
Die Ausleihfrequenzen der Öffentlichen Bibliotheken über systematischen Aufkleberschwindel zu beeinflussen, wäre eine adäquate Antwort auf die staatliche Finanzierungspraxis.

Von Autorenrechten und Rechtsbräuchen von Jan Philipp Reemtsma
Der Autor als rechtstragende Figur wurde erfunden, um die Händler von bedrucktem Papier vor Dieben zu schützen

Helden von müder Mittelmäßigkeit von Eberhard Hübner
Zu den interessantesten Büchern des seit vierzig Jahren in Tanger lebenden Schriftstellers und Komponisten Paul Bowles gehören die, die er nicht selbst geschrieben hat. Wie aller Exotismus entpuppt sich seiner als konservativ, als Zerwürfnis mit der Modernität, das deren Verluste beklagt: »Die Welt ist in moralischem Sinne zerbrochen:«

Eine Kamera braucht er nicht von Frieder Kern
Peter Kurzeck, Staufenberger, Hesse, Heimatromanautor, wohnhaft in Frankfurt, wird portraitiert von Meder Kern, Frankfurter, Buchhändler, Autor, zur Zeit in Peking

Die Müritz hat sie überflutet von Regine Walter-Lehmann
Marianne Herzog ist bekannt geworden mit politischen Reportagen über Frauenarbeitsplätze. Daß ihr neues Buch »Suche« heißt, findet Regine Walter-Lehmann leider passend

Pantinen, Perlmutt und Minarette von Lothar Baier
Nâzim Hikmets Verse tauchen von Istanbul bis Köln als Graffiti auf, weswegen er - zu unrecht - immer mit linker Verfolgten-Folklore verbunden wird

Vertikal und parallel zueinander von Walter Klier
Als eingeladener »Schriftsteller für den Frieden« war Claude Simon in der Sowjetunion. Seinen satirischen Reisebericht rezensiert Walter Klier

Dieses Und/Und/Und... von Friedemann Pfäfflin
Wie in Goethes Wahlverwandtschaften fängt in Philip Roth's Roman Gegenleben alles ganz harmlos an.

Das 320er BMW-Stau-Buch von Renée Zucker
Dies ist ein Buch über die Liebe, und - wie alle anderen Bücher über die Liebe - über ihre Ausweglosigkeit

Düster und intim von Eberhard Hübner
Die Frauen in Jane Bowles' Büchern widersetzen sich nie dem Sog der günstigen Gelegenheiten

Natürlich nicht normal von Wolfgang Welt
Der Hauptfigur der Erzählung »Vor der Premiere« immer wieder zurufen: Nur Mut, dir passiert nichts, möchte: Wolfgang Welt

Der Bartwal klagte von Thömmes
Jenseits ernährungswissenschaftlicher und sportmedizinischer Belehrungen versetzt »Lauf und Wahn« in Trance. Von Herrn Thömmes

Nicht der leiseste Hauch von Laster von Dagmar Ploetz
Anita Brookners »Heldinnen« sind die eher unauffälligen Frauen, von der Autorin in den etwas zerschlissenen Mantel der Würde gehüllt

Eine letzte Umarmung, wärmelos von Annette Garbrecht

Die Briefe von Irmgard Keun an Arnold Strauss, entdeckt von dessen Witwe, sind eine der Geschichten, die das Leben der Literatur gerne verbittet

Wort-Kannibalin von Johanna Wieland

Die Ost- und West-Berlinerin Katja Lange-Müller hat ihrer Bachmann-preisgekrönten Erzählung das Motto gegeben: Geh aus mein Herz und suche Streit

Männer sind Krieg von Ruth-Esther Geiger

Anna Rheinsbergs Geschichten über einsame, abhängige, bindungsunfähige, gewalttätige Kerle sind traurig, manchmal zum Lachen, aber nicht erschreckend

Generación de 98 von Diedrich Diederichsen

Der Spanier Miguel de Unamuno gehört zu jenen europäischen Schreiberdenkern, die außerhalb ihres Landes völlig unbekannt sind

Ein sauberer Schmerz von Margot Schroeder

Joan Barfoot widerlegt das Vorurteil, Hausfrauenliteratur könne nur larmoyant sein

Oder war es beides? von Heide Soltau

Geschwister-Geschichten, die weder Wadenwickel für die Psyche noch Selbstbespiegelung sind

Literatur-Konkret 1988, S. 4

Editorial

Nur eine Minderheit unter den europäischen Schriftstellern ist nicht bereit, für eine Fahrkarte und ein Honorar oder für einen Apfel und ein Ei Nonsense-Statements über ein x-beliebiges Thema abzugeben« (Wolfgang Pohrt in diesem Heft zum Westberliner Schriftstellerkongreß »Ein Traum von Europa«). Das Titelbild von LITERATUR KONKRET 1988 kontrastiert das neueste, bei X und Y beliebte Thema mit der Größe einer kleinsten Minderheit: Arno Schmidt. Er hielt dieses sagenhafte Europa für »das zerklüftete Westkap Asiens«, das man nur »vom Osten her ... entrümpeln« könne,

und die Westeuropäische Gemeinschaft für einen Versuch, »einen leidlich konkurrenzfähigen Weltstaat zu gründen«.

Beides geschieht nun: mit der Einführung des EG-Binnenmarkts einerseits, mit der Aktivierung östlicher Dissidenten für eine mitteleuropäische Kulturbewegung andererseits; mit Martin Bangemann und György Konrad: »Ob Europa untergeht oder nicht, das hängt nicht zuletzt auch von der europäischen Literatur ab.« Was es mit dieser auf sich hat, steht bei Schmidt: »Eine relative Öde unserer Literatur ist unleugbar... Dennoch sind auch bei uns zur Zeit 5 gute Leute vorhanden. (Freilich, wenn man Verlagsprospekten und Klappentexten trauen dürfte, besäßen wir durchschnittlich 3 Genies pro Quadratmeter.) Diese 5 stehen – und es ist an der Zeit, auch das einmal zu sagen – meist *nicht* in den Mitgliederlisten unserer Akademien oder des PEN; auch diese Institutionen versagen bei uns. Dreiviertel ihrer Angehörigen sind nur mit bewaffnetem Auge zu erblickende Talente... Die Situation ist, nebenbei bemerkt, in ganz Europa die gleiche.« Von einem, der um jedes Wort kämpfte (und mit seinem Verleger kämpfen mußte), über die vielen, die die Essays nicht halten können.

Und darum, wenn, wie hier, von Literatur die Rede sein soll: Arno Schmidt statt Europa!

Hinweis: Der Karl Kraus-Preis (Preisträger 1986: F. Raddatz; 1987: G. Wallraff) wird in diesem Jahr nicht verliehen. Grund dafür ist nicht ein Mangel an abschreckenswerten Talenten, sondern ein Übermaß an redaktioneller Arbeit, die dem Stifter des Preises keine Zeit zur Fertigung einer Preisrede ließ.

Literatur-Konkret 1988, S. 6

Hermann L. Gremliza

Schmidt vs. Schmidt

»Die deutsche Sprache ist die tiefste, die deutsche Rede die seichteste« (Karl Kraus). Was an sechs Ansprachen eines populären Rhetors und dreizehn Aufsätzen eines unbeliebten Dichters zu beweisen ist.

Zwei schmale Oktav-Bändchen in Schutzumschlägen, eins von 95, eins von 121 Seiten, das eine heißt »Vom deutschen Stolz«, das andere »Deutsches Elend«, dieses eines Dichters »13 Erklärungen zur Lage der Nationen« aus den Jahren 1955 bis 1963, jenes eines Politikers »Bekenntnisse zur Erfahrung von Kunst« von 1981 bis 1985. Das eine zweifellos eine Antwort auf das andere. Aber: wer wem?

Ich hatte, da mir die beiden Bändchen in der Reihenfolge l. Stolz, 2. Elend in die Hand gekommen waren, unbesehen angenommen, der Herausgeber des Dichters (Bernd Rauschenbach) habe mit der Wahl des »Elends« auf den »Stolz« des Politikers antworten, die späteren Dummheiten, die mit dem Stolz auf einem Holz wachsen, durch ältere Wahrheiten überführen wollen. Die bibliographischen Angaben belehrten mich, daß Helmut Schmidts Stolz erst 1986 erschienen ist, Arno Schmidts Elend aber bereits 1984; wenn der eine Titel also tatsächlich Antwort auf den andern sein sollte, dann der der Kanzlerreden auf den der Dichterschriften. Wäre es denkbar, daß Helmut Schmidt oder sein Verleger Wolf Jobst Siedler-Schnauze tatsächlich den Arno Schmidt-Band gekannt und es gewagt hätten, auf eine dreißig Jahre alte Erledigung zu replizieren, frech den Deckel des Sarges aufstemmend, in dem der Dichter ihr Denkeln und ihren Handel ein für allemal beigesetzt hat?

»Bekenntnisse zur Erfahrung von Kunst« (H.Schmidt, 1986)? »Man lasse doch endlich in Regierungs- und 'ihnen nahe stehenden' Kreisen die blutig-tintigen Finger von der Kunst.« »Nur der Künstler versteht etwas von Kunst! Alle Anderen sind hinter den Grenzpfahl zu treiben!« (A.Schmidt, 1955). »Vom deutschen Stolz«? »Pfui Deubel, Deutsche: Nee!!«

Man sieht schon: Die Waffen sind ungleich verteilt. Hier das Wort (Arno locuto, causa finita), dort der semantische Doppelbeschluß, der »Bekenntnisse zur Erfahrung von Kunst« ablegen muß, damit keiner sagen könne, er wisse, wovon die Rede ist: vom Stolz der Deutschen, auf die Deutschen, auf Deutschland.) Hat der Stolze Erfahrungen von (oder mit) Kunst gemacht, zu denen er sich bekennt? Hat Kunst etwas erfahren? Der deutsche Stolz war stets der auf den Eindruck, den die Aufreihung ambitiöser Substantive den Landsleuten zu machen pflegt: Bekenntnisse/Erfahrungen/Kunst so gut wie Ehre/Treue/Vaterland oder Volk/Reich/Führer bzw. Einigkeit/Recht/Freiheit.

»Man mache sich doch endlich von der allerhöchsten Ortes freilich erwünschten Einbildung frei, daß behördliche Stellen, und wenn sie zehnmal Kultusministerien sind, etwas von Kunst verstünden! Man zerlege das Wort getrost in 'Kultus'; also die Pflege der Staatsreligion... und Ministerium, oder die Bestellung von Aktenbeeten.« Ein arrogantes Wort. Aber wie zerschellt alle Arroganz des Künstlers an der Bescheidenheit des Spießers?: »Ich will mich keineswegs als Kenner Kants ausgeben, sondern aus eigener Erfahrung sprechen. Auf mich hat Kant bis heute einen durchaus prägenden Einfluß ausgeübt.« Ich, Helmut Schmidt, bin kein Kenner Kants; deshalb halte ich zum 250. Geburtstag des Philosophen eine Rede, die nicht Kant feiert, sondern vom Einfluß, den dieser auf einen Politiker hatte, der kein Kenner ist, beträchtlichen Wind macht. Kant hat »Zum ewigen Frieden« geschrieben? Schon gut, aber wichtiger doch: »Auf mich hat die späte Schrift 'Zum ewigen Frieden', die ich zuerst als junger Kriegsheimkehrer gelesen habe, einen tiefen Eindruck gemacht«, der bitte nicht mit dem späteren durchaus prägenden Einfluß verwechselt werden darf.

Der »junge Kriegsheimkehrer« gibt natürlich bereits die Richtung an, auf die Eindruck und Einfluß hinauswollen: auf den kategorischen Imperativ, der ja auch in dem friedenspolitischen Grundsatz »Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen« wirkt. »Die Crux liegt wie in vielen anderen Problemen der Politik darin, daß gleichzeitig unterschiedliche und sogar auch gegensätzliche Urteile und Lösungen durchaus moralisch gerechtfertigt sein können. Ein Beispiel dafür: unsere Politik restriktiver Rüstungsexporte, die den genauso gerechtfertigten Vorstellungen der Beschäftigungspolitik entgegensteht ... Solche Abwägungen ... liegen mit Sicherheit in dem Rahmen, den der kategorische Imperativ zieht. Und dennoch kann man zu verschiedenen Ergebnissen kommen und sich leidenschaftlich die Köpfe darüber einschlagen.« (Keine Metapher, die sicherer träfe.)

»Der categorische Imperativ würde der sein, welcher eine Handlung für sich selbst, ohne Beziehung auf einen anderen Zweck, als objektiv-notwendig vorstelle...Dieser Imperativ mag der der Sittlichkeit heißen« (»Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«). Die »Crux« des sozialdemokratischen Wehrexperten liegt nun darin, daß das Interesse Düsseldorfer Aktionäre und Facharbeiter an der Herstellung von Schußwaffen und Kampfgiften moralisch genauso gerechtfertigt ist wie das der Lateinamerikaner, Afrikaner und Asiaten an nicht eingeschlagenen Köpfen. Eine Maxime, die der Kant-Kenner aus der Grundlegung zur Metamorphose der Sittenstrolche haben muß, die den freien Westen regieren.

Freier Westen? »Man vergesse doch nie, daß eben dieser Westen seit 200 Jahren seinen Namen in ganz Asien und Afrika stinkend machten (A.Schmidt). Stinkend nach Crux und kategorischem Imperativ, Hamburger Fassung. Und einem guten Gewissen, das sich bei der Verübung jeglicher Schweinerei, ob Isolationshaft oder Atomrüstung, der Zustimmung für groß

geltender Toter versichert: »Der Politiker trägt nicht nur Verantwortung für seine guten Vorsätze oder seine gute Gesinnung, sondern vor allem trägt er Verantwortung für die Folgen seines Handelns oder Unterlassens.« Obwohl selbst Philosoph, gibt er für diese Trouvaille eine Quelle an: »Das habe ich übrigens auch schon bei Marc Aurel gelernt, als ich neunzehnJahre alt war.« Oder: »Ich orientiere mich immer sehr an Max Weber; das habe ich immer getan, weil ich von Anfang an so empfunden und, als ich Max Weber studierte, mich bestätigt und wiedergefunden habe.« Es hätte des Studiums also nicht bedurft. Oder: »Kant schreibt ... Ich würde das heute umkehren wollen und sagen ... In anderen Bereichen kann ich mich an Kant anlehnen ... Ausdrücklich möchte ich Kant zustimmen ... Aber ich möchte doch in Abgrenzung zu Kant einige Anmerkungen dazu machen...Kant und Lessing sind, wie mir scheint, wohl die bedeutendsten Philosophen der Aufklärung auf deutschem Boden...In unserem Sinne konnte (Kant) ein Demokrat noch nicht sein, schon gar kein Sozialdemokrat. Eines allerdings sieht der späte Kant schon sehr deutlich«, anders als der frühe Marc Aurel und der mittlere Max Weber, »nämlich daß der Konflikt eine positive Funktion für den Fortschritt hat.«

Ein ganz früher Sozialdemokrat, sozusagen pränataler Genosse von Helmut Schmidt, sollte diese Erkenntnis zu dem Satz verdichten, daß die Geschichte der Menschheit eine Geschichte von Konflikten sei. Aber man soll auch nicht übertreiben: »Allerdings will ich freimütig hinzufügen: Allzuviel Streit ist in einer Demokratie von Übel, und Porzellan muß dabei nicht unbedingt zerschlagen werden.« Nämlich vor allem nicht das derer, so da Meißener besitzen. Darum, unter Kants prägendem Eindruck, auch dieser Klops: »Für den Königsberger lagen die Probleme des Proletariats noch in der Ferne.« Ausbeutung, Hunger, Kinderarbeit, Tuberkulose: Probleme des Proletariats!

Auch der andere Helmut, Kohl, redet Scheiß, aber dessen Familie, die, wie alles Entscheidende, hinten rauskommt, haften noch als unfreiwilliger Parodie auf den Politikerjargon Spuren von Wahrheit an. Schmidts Renommierhanseleien werden nicht ausgelacht, sondern in Leinen gebunden als Monumente deutschen Denkens, Pappe perennius:

»Ich habe immer wieder darauf hingewiesen: Manche bewährten Rezepte erweisen sich unter veränderten Verhältnissen nicht mehr als tauglich«. Wer lacht bei diesem Satz, der ausspricht, daß mit Skistiefeln schlecht Surfen ist, nicht? Alle! Dieser Prophet gilt etwas unter den Gebildeten in seinem Vaterland bzw. auf jenem deutschen Boden, von dem zwar mancher Krieg, aber keine Aufklärung ausgehen konnte. Arno Schmidt bescheidet sich mit einem Schopenhauer-Zitat: »Ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab, daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwänglichen Dummheit verachte, und mich schäme, ihr anzugehören.«

Scham nun freilich ist ein Wort, das zwischen Königsberg, Mogadischu und Langenhorn unter den Radikalenerlaß fällt, in jener freiheitlich demokratischen Gesellschaft der »eigentlichen Ochsen, die sich den Fleischer zum König wählen« (und mitunter der Fleischer, die sich den Ochsen zum König wählen); die nach Sedan, Verdun und Stalingrad die «uniformierten Jungen (Farbe beliebig)« nicht verachten, sondern die Sozialdemokratie mit der Armee versöhnt sehen wollen; die, so sie überhaupt lesen können, es lieber mit Helmut Schmidts Water-Kant halten als mit Voltaire (»ein Mann, dessen Name...drohend in jedem Parlament, jeder Kirche, jedem Gerichtssaal, angeschlagen stehen müßte«), von dem Arno Schmidt schrieb: »Mit fünfzehn Jahren schwor ich zur Fahne des 'Homme au Calas'; auf dieser Fahne aber steht: Ni Dieu ni Maitre. Sie verpflichtet die ihr Folgenden zu schärfstem Aufmerken auf Politik und wer immer solche betreibt; das heißt: Regierungen, Kirchen, Militär. Und zum schärfsten öffentlichen Widerspruch, sobald wir einen Mißstand zu entdecken meinen; lieber einmal zu oft und lieber einmal zu laut, als einmal zu wenig.«

Stolz auf Deutschland? Nicht genug, um auch nur die Frage zu stellen. »Im Westen einen Staat christlich-bornierter notstandsgesetzsüchtiger 40=Stunden=Wöchner: Arbeiten will Keiner, Fernsehen Jeder. Unterminiert von ehemaligen, immer noch überzeugten Nazis; ... im Osten ein Siebenmonatskind von 'Arbeiterstaat', aus Mangel an Kohle und Eisen und Kunst dahinvegetierend.« Wie nennt er Schmidts »freiesten Staat in der deutschen Geschichte«? »Bundesrepubli=canisch«. Stolz auf Deutsche? »Ich verweise darauf, daß von unseren 6 Größten – Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller: Messieurs, erheben wir uns von den Plätzen! Nicht Einer katholisch war und nicht Einer Soldat.«

Stolz? Daß Stolz ein Gefühl sei, zu dem der Blick nur auf eigene Werke und Leistungen berechtigt und eben nicht die Zufälle der Geburt (Stand, Nation), der Gedanke muß ihm so banal erschienen sein wie seinem dummen Namensvetter fremd, der, zu Bachs 300. Geburtstag in der DDR zu Besuch, den Satz spricht: »Kaum jemals habe ich tiefer gefühlt, was es bedeuten kann, ein Deutscher zu sein.« Nicht genug: »Es ist wahr, die deutsche Geschichte hat große Schatten, aber sie ist keineswegs gleichbedeutend mit Finsternis. Da gibt es auch viel Licht und Glanz. Und die Verehrung, die der deutschen Musikkultur überall in der Welt entgegengebracht wird, darf uns zu ein wenig Stolz bewegen. Stolz darüber, zu dem großen kulturellen Zusammenhang Europas, zu dem Kontinuum, zu dem auch Bach gehörte, dazuzugehören.« Der Stolz des Orgelspielers auf den Verfasser der Partitur: man glaubte es nicht, wenn man es nicht schwarz auf weiß besäße. Zum Kontinuum Europa aber hat Arno Schmidt 1963 gesagt, daß es «darauf hinauszulaufen scheint, einen leidlich konkurrenzfähigen Weltstaat zu gründen, in dem 90 % der Bevölkerung Katholiken wären«. (Wem das ein wenig zu verstaubt-antiklerikal klingt, der sollte die Autorenliste des Deckblättchens «Lettre International« unter dem Aspekt der jeweiligen Religionszugehörigkeit durchgehen: Wunder gibt es immer wieder.)

Man lasse doch endlich in Regierungs= Kreisen...? Man läßt nicht: »Ich spreche also von deutscher und deutschsprachiger Literatur der Gegenwart: weil deutsche Literatur Widersprüche aufgreift, Widersprüche austrägt, auch Widersprüche aufhebt; und weil diese Literatur – von der deutschen Sprache her, von der deutschen Sache her – der Nation verpflichtet bleibt«, die einer, der gewiß Widersprüche in deutscher Sprache, wenn auch nie »von deutscher Sprache her«, aufgegriffen hat, eine »Nazion« zu nennen pflegte, die ihm gestohlen bleiben konnte.

DerNation verpflichtet? Eine dumpfe Lüge: »...die für jeden Denkenden bestürzende Tatsache, daß Deutschland wohl die Wiege großer Männer war – ich nenne nur von heute Geläufigen Albert Einstein, Thomas Mann, Hermann Hesse; sämtlich Nobelpreisträger – aber nur selten ihr Grab! Denn Einstein mußte vor uns emigrieren; der `zurückkehrende' Thomas Mann nahm befremdlicherweise nicht seinen Wohnsitz am Brunnquell westdeutscher Kultur, in Bonn, sondern blieb lieber in der Schweiz; und Hermann Hesse denkt nicht daran, Montagnola und das Tessin zu verlassen. 'Die können nur noch Adenauer wählen!' schrieb er grimmig als Signalement der Bundesrepublikaner; jetzt schläft er in den Vogesen, neben seinem Sohn, der gegen Deutschland fechtend fiel; er, unser bester Mann zwischen 20 und 30: Alfred Döblin!«

Man lasse doch...? Nicht ums Verrecken: »So will ich mir meine Gedanken machen: Warum Schreiben und Lesen einerseits und Tun und Lassen andererseits oftmals auseinanderklaffen. Oder scheint dies im Fernsehzeitalter bloß so?« Was sich doch Gedanken nennen läßt!

Schmidt und Schmidt, Stolz und Elend – auf engstem Raum trifft alles Verachtenswerte dieses Kulturkreises auf seinen großen Verächter: der Staatsmann auf den Feind der Regierungen, der Schwätzer auf den Mann der Sprache, der Vertreter der Staatsreligion auf den Ketzer, der Ruhmredner westlicher Werte auf den, der diese Kolonialistenphrase venvirft, der Militärstratege auf den Hasser der Uniform, der Laienprediger, der hs Musik die »Rückbindung an Gott« zugutehält, auf den Verehrer Voltaires und des »Ni Dieu«, der Organisator der Notstandsgesetze auf den Dichter, der sich vor den Notstandsgesetzsüchtigen ekelt, der allseits Beliebte, der spricht: »Ohne ihre (der Übersetzer) Arbeit wäre es beispielsweise nicht möglich gewesen, in den USA dem schwierigen und spröden Schmidt Beachtung zu verschaffen. Ich spreche von Arno Schmidt und seinem 'Abend mit Goldrand', einem dicken, komplizierten und teuren Buch, das in den USA gut angekommen ist«, auf den Schwierigen und Spröden, der, schlecht ankommend, Goethe zitierte: »Ein Kerl, den alle Menschen hassen: Der muß was sein!« Ich bitte um Umkehrschluß!

Arno Schmidt: »Deutsches Elend«. 13 Erklärungen zur Lage der Nationen. Herausgegeben von Bernd Rauschenbach, Haffmans Verlag, 1984, DM 18.-

Helmut Schmidt: »Vom deutschen Stolz«. Bekenntnisse zur Erfahrung von Kunst, Siedler Verlag, 1986, DM 20.-

Von Hermann L. Gremliza erschien zuletzt: »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«, Konkret Literatur Verlag, 1986, DM 24.-

Literatur-Konkret 1988, S. 10

Arno Schmidt

Das schönere Europa

(Zur Erinnerung an die erste große wissenschaftliche Gemeinschaftsleistung unseres Kontinentes, den Venusdurchgang von 1769).

Sprecher: 2 Männerstimmen, A. und B., nach Tonlage und Temperament verschieden. -Bei aller 'Fülle des Materials', aller 'überwältigenden Aufzählung', ist durch sorgfältige Aussprache der vielen geographischen Namen, sowie der Daten und Zahlenwerte, Rücksicht auf den ganz spezifischen Hörerkreis zu nehmen.

A.: Es ist lange her, und die Anregung zur Einigung kam von niemandem weniger als von den Politikern; es war die scheinbar erdenfernste aller Wissenschaften, die Astronomie - die sich aber natürlich mit derb irdischen Interessen paaren mußte.

B.: Vor zweihundert Jahren nämlich war man sich über das Urmeter aller astronomi schen Rechnungen - die Entfernung der Erde von der Sonne, von der alle anderen dann abhängen - nichts weniger als klar. Wir wissen heute, daß sie 150 Millionen Kilometer beträgt; aber noch der große Kepler hatte auf etwa 30 getippt; um 1750 verwendete man Werte, die zwischen 75 und 100 schwankten.

A.: Und das scheinbar abstruse Problem hatte seine sehr ernsthafte praktische Seite: solange man diese wichtigste Maßeinheit nicht genau kannte, waren sämtliche Bahnbestimmungen des Mondes und der Planeten zur Unsicherheit verurteilt! Was nützt im praktischen Einzelfall einer Störungsrechnung das Gravitationsgesetz mit seinem 'Quadrat der Entfernung', wenn ich diese 'Entfernung' nicht kenne? Und auf den Mond kam es entscheidend an, wenn man den Ort eines Schiffes auf See bestimmen wollte. So sehr lag die Methode im argen, daß erst 1742 der berühmte Weltreisende, Lord Anson, 80 Mann im Sturm verlor; weil er nämlich, trotz korrekter Rechnung, die Position seines Geschwaders nur auf 200 Kilometer genau bestimmen konnte: um eben soviel aber lag ihm die Insel Juan Fernandez, näher, und mit ihr Riffe, Sandbänke, Klippen. So brennend war speziell dieses Problem geworden, daß die britische Regierung für die genaue Ortsbestimmung auf See einen Preis von 20.000 Pfund Sterling aussetzte - in jener geldarmen Zeit heutigen 10 Millionen D -Mark gleichwertig! Es mußte hier etwas geschehen - aber wie?

B.: Ein Mittel gab es, den Grundmaßstab Erde-Sonne zu bestimmen. Schon 1677 hatte der englische Astronom Halley (nach dem noch heute einer der größten Kometen heißt) es angegeben: es kommt zuweilen vor, daß der Planet Venus, wenn er zwischen Erde und Sonne steht, als kleine schwarze Scheibe vor dem Sonnenrund vorbeizieht. Wenn man nun an verschiedenenen Erdorten möglichst genau die Zeiten des Ein- und Austrittes mißt, kann man durch Kombination der Resultate jene Entfernung mit hoher Genauigkeit ermitteln. Halley gab die Regeln für die Beobachtung, die Formeln für die Berechnung, ausführlich an; mußte am Schluß seiner Untersuchung jedoch sachlich-tapfer hinzufügen: »Man wird dieses Maß aller Maße also erst kennen, wenn ich lange tot bin«.

A.: Denn das war das eine Hindernis für die Anwendung der trefflichen Methode: die 'Venusdurchgänge' sind so selten, daß nur alle einhundertzwanzig Jahre einmal welche erfolgen - dann allerdings kurz hintereinander zwei. Ein einziges Mal erst war bisher dergleichen beobachtet worden, am 4. Dezember 1639, von Horrox in Hoole, und damals fast nur aus Versehen. Die beiden nächsten Durchgänge fanden 1761 und 69 statt.

B.: Mehr als ein Jahrhundert also wartete man auf das große Ereignis. Es kam am 5. Juni 1761, und -: ja; es war eben wieder einmal Krieg in Europa und der Welt! Im Siebenjährigen zogen die Heere umher von Frankreich bis Rußland; drüben in Amerika verdrängte England den französischen Konkurrenten aus Kanada.

A.: Dennoch versuchten die Gelehrten das Menschenmögliche; aber die wenigen, zusammenhanglosen Beobachtungsversuche konnten nicht einmal die oberen und unteren Grenzen verbessern, in die man früher die Sonnenparallaxe eingeschränkt hatte, von entscheidenden, gesicherten Resultaten noch ganz zu schweigen. Voll düsterer Vorahnungen blickte man in die Zukunft!

B.: Aber endlich geschah es doch, wie es in der schönen Bürger'schen Ballade heißt: »Der König und die Kaiserin,/des langen Haders müde,/erweichten ihren harten Sinn,/und machten endlich: Friede!«. - Nach 1763, nachdem Diplomaten und Soldaten wieder einmal heilsam ermüdet waren, kam die Zeit für Nützlicheres, für Höheres.

A.: Und es beginnt das unvergleichlich ehrwürdige und menschlich hinreißende Schauspiel der ersten weltumspannenden europäischen Gemeinschaftsleistung! - Aber sogleich türmten sich die Hindernisse zu angemessen = kosmischer Größenordnung.

B.: Für den 3. Juni 1769 war das seltenste Ereignis vorausberechnet; aber dergleichen ist nie auf der ganzen Erde sichtbar: die Sonne muß ja zumindest über dem Horizont, also *Tag* sein, um ihre Scheibe, und Venus auf dieser, wahrnehmen zu

können. Also hieß es genau die Regionen zu bestimmen, wo der Durchgang voll sichtbar sein würde: das war der Fall im höchsten Norden Europas; in ganz Nordsibirien; im größten Teil des Pazifik; sowie in der westlichen Hälfte Nordamerikas. Im restlichen Asien und Australien ging die Sonne auf, mit Venus bereits auf der Scheibe; man sah also, im Laufe des Vormittags, nur noch den *Austritt* des Planeten. In Südamerika und Westeuropa war, umgekehrt, lediglich in den späten Abendstunden der *Eintritt* zu beobachten; dann sank die Sonne bald, mit Venus auf ihrer Scheibe. Über Afrika und dessen ganzen südatlantischen Sektor bis hin zum Pol lag Nacht; dort blieb die Erscheinung unsichtbar.

A.: Dies also ein neues Hindernis: ausgerechnet in den entferntesten Teilen des Globus waren die wichtigsten Beobachtungsstationen erwünscht; und damals flog man noch nicht in 4 Stunden im Düsenbomber über den Atlantik! Aber es gelang den vereinten Anstrengungen der europäischen Gelehrtenrepublik - vor allem eben unter Hinweis auf die zu erwartenden praktischen Ergebnisse - die Unterstützung der Regierungen oder finanzkräftiger Privatleute zu gewinnen.

B.: Der *König von Dänemark* lud den Arbeitsstab der Wiener Sternwarte, Hell, Sainovic, Borggrewing, nach Nordnorwegen ein. Adolf Friedrich von *Schweden* gab Stipendien an die Gelehrten seiner Universitäten: in Stockholm richtete sich Wargentin auf die Beobachtung ein; in Upsala Strömer; in Lund Schenmark; nach dem damals schwedischen Finnland brachen Expeditionen auf.

A.: Zarin Katharina ließ auf ihre Kosten in den berühmtesten westlichen Werkstätten zusätzlich Instrumente anfertigen, und sandte die Mitglieder ihrer Petersburger Akademie ins weite russische Reich: Rumowski nach Kola an die Murmanküste; Islennieff ins ferne Jakutsk; Kraft nach Orenburg; Euler nach Orsk; Inochodsow nach Guriew.

B.: *Frankreich* stattete Expeditionen aus nach Kalifornien ging Chappé; Pingré nach San Domingo; in die indische Besitzung Pondicherry fuhr le Gentil. Der große Entdecker Bougainville war schon früher mit einer Fregatte in den Pazifik entsandt worden; der ihn begleitende Astronom Véron war dort geblieben, um sich eine geeignete Insel auszusuchen.

A.: *England* rüstete Schiffe: Call wurde nach Madras gebracht. Die Londoner Royal Geographic Society schickte auf ihre Kosten Dymond und Wales an den Westrand der Hudsonbay ins nördlichste Manitoba. Und am 26. August 1768 - *ein Jahr vorher, um ja zur rechten Zeit zu kommen!* - verließ die 'Endeavour', *dreihundertsiebzig* Tonnen (!), Kapitän James Cook, den Hafen von Plymouth, um die Astronomen Banks, Solander und Green nach Tahiti zu befördern: noch heute steht er auf der Karte der Insel eingetragen, der 'Observation Point'! (Daß bei dieser Gelegenheit die Inselnatur Neuseelands und Neuguineas erkannt, sowie die gesamte Ostküste Australiens kartografiert wurde, waren unverächtliche Nebenergebnisse: man vergesse jedoch nie den eigentlichen Anlaß jener berühmten Reise).

B.: Ein Staat, auch dies sei festgehalten, schloß sich aus: *Spanien*, das Land ohne Renaissance. Vergeblich versuchten erst die Französische Akademie, dann selbst der damalige Premier Frankreichs, der Herzog von Choiseul, die Erlaubnis zur Errichtung einer Beobachtungsstation in den spanischen Besitzungen in der Südsee zu erlangen - man hatte in Madrid an nichts, oder doch so gut wie nichts, Interesse.

A.: Dennoch umspannte am großen Tage ein Netz von Observatorien den ganzen Erdball: auf achtzig Stationen mit insgesamt einhundertfünfzig Beobachtern ersten Ranges richtete man Instrumente nach oben; in Astrachan und Peking nicht minder, als in Batavia oder Quebec! - Aber unter welchen Entbehrungen war das erreicht Worden; unter welchen Anstrengungen; welcher selbstlosen Hingabe - bis zu der des eigenen Lebens!

B.: Denn, wie gesagt, ein volles Jahr vorher mußten manche der Gelehrten bereits aufbrechen, in den Nußschalen der damaligen Segelschiffe! Bahnten sich ihren Weg zwanzigtausend Kilometer weit durch heulende Indianerstämme; durch feucht-kalte oder -heiße Urwälder; über eisige Wildströme; durchfuhren im Schlitten die sibirischen Tundren; quälten sich ums Feuerland: und es waren zumeist nicht mehr die jüngsten; viele davon im Dienst der Urania ergraute Rauschebärte! Alle Jahrgänge waren vertreten, von 25 bis 70!

A.: Endlos wurde die Liste der Fehlschläge und Enttäuschungen! - Veron war 1768 in die Südsee gestartet: er kam, aufgehalten durch widrige Winde, dennoch zu spät; der große Tag überraschte ihn auf See, wo, auf dem wankenden Schiffsdeck, keine verläßliche Aufstellung des Instrumentes möglich war; er starb im Mai 1770, fern der Heimat, an gebrochenem Herzen: das gibt es, auch in der Wissenschaft! - *Chappé* vollbrachte in Kalifornien seine Aufgabe: acht Wochen später erlag er den Anstrengungen der Hinfahrt!

B.: Aber könnte man solchen Lebensabschluß immerhin noch als ideal-dramatisch bezeichnen, so gab es anderswo auch die gleichzeitig perfideste und platteste aller möglichen Enttäuschungen: *schlechtes Wetter*! - Nach vielmonatigen abenteuerlichen Reisen standen sie dann, niedergeschlagen, wie betäubt, unter dem feindselig-dicken Himmel, in Indien, in Lappland. An manchen Stellen war es nur 'bewölkt': dann wurden mit fliegender Hand die paar armen Minuten genützt; vielleicht waren doch einige der Notizen brauchbar?

A.: Denn gerade im Norden war die Witterung auffallend ungünstig! Immer wieder erscheint der bekümmerte Vermerk: »Innerer Eintritt hinter einem Wolkenschleier erraten«; oder: »Beim Austritt Wolken; dieser daher ganz unzuverlässig«; oder: »Sämtliche Momente hinter Dünsten mehr vermutet und geschätzt als gesehen«. Dafür wurde allerdings die alles

entscheidende genaue Zeit= und geografische Längenbestimmung im Norden durch eine, wenige Stunden später erfolgende, Sonnenfinsternis sehr erleichtert.

B.: Berauschend, wie der spannendste Roman, zu verfolgen das wahrhaft 'giobale', wirklich den Erdball handgreiflich umkreisende, Zusammenarbeiten jener achtzig Stationen!

A.: In Europa also ist es Abend. Erst spät sinkt die Junisonne; nähert sich dem Horizont: eine halbe Stunde vor Untergang richten, von Riga bis Lissabon, die Daheimgebliebenen ihre Instrumente, mit Blendgläsern wohl versehen, auf den nordöstlichen Sonnenrand, wo Venus, ein winziger scharfumrissener Schwarzkreis, in das mächtige, hundertfach vergrößerte flammige Sonnenrund eintreten wird. Es sind die 'Großen alten Männer' der Astronomie: Maskelyne und Dollond in Greenwich; Wollaston in Dereham; Bradley auf Kap Lizard, dem westlichsten Ende Großbritanniens: dort sieht man nämlich das Phänomen 5 Minuten länger als in London!

B.: In Paris legt der greise Cassini das Auge ans Okular; neben ihm Maraldi und Messier, der den ersten Sternhaufenkatalog lieferte. In Colombes ist es Bernoully; in Brest Leroy - dem Kenner eine Perlenschnur erlauchtester Namen: Keiner, nach dem nicht mindestens ein Mondgebirge hieße!

A.: Aber das Tagesgestirn sinkt rasch! In Gibraltar schreibt Gardiner mit triumphierend -fliegender Hand ins Diarium: »52 *Sekunden* vor Verschwinden der Sonne Eintritt gesehen!« - dann senkt sich Nacht über Europa. - (*etwas leiser*).- allerdings waren alle -diese Beobachtungen nahezu unbrauchbar wegen des tiefen Sonnenstandes, und des, durch die Dünste des Horizontes bedingten, Wallens der Gestirnränder. Eben dies war auch der Nachteil im Norden; wo die Mitternachtssonne zwar nicht unterging, aber doch bis auf nur 6 Grad über dem Horizont sich senkte.

B.: Aber wenn auch für Europa die Sonne sinkt: sogleich übernehmen die Stationen der amerikanischen Ostküste, bei denen es noch 15 Uhr nachmittags ist. Bei sehr heiterem Himmel sehen in Philadelphia Shippen, Williamson, Thompson, durch ihre kleinen Achromate. In Cambridge übernimmt Winthrop. Es folgt Providence. Um 14 Uhr 27 Quebec in Kanada; etwa gleichzeitig im Süden die Franzosen auf Martinique und San Domingo.

A.: 13 Uhr 15 Minuten 23 Sekunden nachmittags ist es, als Dymond und Wales bei Fort Churchill den Eintritt registrieren: sie können ruhig sein. Schönstes Wetter, und also alle Aussicht, abends gegen 19 Uhr Ortszeit, auch den Austritt verläßlich messen zu können.

B.: »17 Minuten nach 12« vermerken die kalifornischen Beobachter auf ihrem Notizblock./9 Uhr 44 Minuten 4 Sekunden morgens ist es auf Tahiti, als der Planet in die Sonne eindringt./9 Uhr 41 registriert de Romas in Manila; etwa gleichzeitig Peking und Jakutsk./8 Uhr 46: Batavia./7 Uhr 21: Dinapur in Indien, 300 Kilometer nordwestlich von Kalkutta./Dann setzen geschlossen die Russen ein: Orsk, Guriew, Orenburg, Leningrad, Ponoi .....

A.: (einfallend). Der Kreis ist geschlossen!

B.: *Und das Riesenunternehmen geglückt:* An 5 Stellen der Erdoberfläche hat man, bei klarem Himmel, 6 volle Stunden lang, den Weg des Planeten über die Sonnenscheibe verfolgen können: in Wardöhus am Eismeer maß Hell aus Wien in der Mitternachtssonne. Ebenso der Stockholmer Planmann zu Kajaneborg, in den weiten Wäldern Finnlands. In Nordkanada gelang die dritte. Die vierte an der Küste des mexikanischen Kalifornien. Die letzte im rousseau'schen Traumparadies O'Taheiti - oder, wie wir heute sagen, Tahiti.

A.: Drei weitere, nicht ganz so vollkommene, aber doch zur endgültigen Berechnung wichtige Beobachtungsreihen hatten die Russen geliefert: Rumowskij in Kola; Kapitän Islennieff in Jakutsk. Als letzter der Mexikaner Velasquez in Santa Anna, Kalifornien.

B.: Aber sogleich kam die nächste Verzögerung, ehe das große Werk gelungen, die Entfernung der Sonne endgültig bekannt war: der *Rückweg* der Beobachter war weit; und keine Post ging damals von der Südsee oder den 'barren grounds' am magnetischen Pol. Paris und Leningrad, damals führend nach Anzahl der Observatorien und dem Ruf ihrer Gelehrten, waren zum natürlichen Sammelbecken sämtlicher Rechenunterlagen geworden; dort also saß man nach jenem berühmten 3. Juni 1769, und wartete fiebernd auf das Material.

A.: Die finnischen Messungen gingen zuerst ein - aber für sich allein waren sie von halbem Wert; erst durch Kombination mit anderen konnte man Sicheres sagen. Im Dezember 69 trafen die kalifornischen Ergebnisse ein. Es wurde März 1770, ehe die Expeditionen von Wardö und der Hudsonbay zurück waren. Und erst im September 1771, *volle 2 Jahre später*!, glitt die 'Endeavour' wieder in den Heimathafen, an Bord die unschätzbaren Zahlenunterlagen von Tahiti.

B.: Und - betrüblicherweise sei's gestanden - sogar menschliche Unzulänglichkeit mußte sich zuletzt noch einmischen! Vielleicht ist es aufgefallen, daß die *kalifornischen* Ergebnisse eher bekannt waren, als die aus dem *europäischen Wardö*!

A.: Denn selbst mit dem besten Willen kann man den Pater Hell aus Wien nicht von Schuld freisprechen!: er verheimlichte neun volle Monate lang seine Beobachtungen gänzlich; obwohl er rasch in Erfahrung gebracht hatte, daß außer der seinen

keine so vollständige Beobachtung im Norden gemacht worden war; und die übrigen europäischen - ja, selbst die von der Hudsonbay! - ihm schon bekannt, und in seinen Händen waren.

B.: Am 9. Juni reiste er von Wardöhus ab. Durch einen Kurier ward die Nachricht des Gelingens schon im August nach Kopenhagen gebracht. Im November las Hell in der dortigen Akademie persönlich seine Abhandlung vor.

A.: Aber erst Ende Februar des folgenden Jahres wurde die gedruckte Abhandlung dem gelehrten Publikum vorgelegt! Und auch brieflich hatte er Keinem vorher die Momente mitgeteilt. - Die Gründe, die er später für diese völlig unbegreifliche Verzögerung angab: Weitläufigkeit der Rechnung; Hindernisse des Drucks; selbst ein Verbot des dänischen Königs, irgendjemandem etwas mitzuteilen - bestenfalls erfunden; oder aber gar veranlaßt von Hell selbst! - sind so ganz und gar nichtig, daß sie mit Recht von keinem der zeitgenössischen Astronomen auch nur der mindesten Rücksicht gewürdigt worden sind.

B.: Zuerst und ganz unumwunden sprach der große Franzose Lalande mit der ihm eigenen, in solchen Fällen aber sehr wohltätigen Heftigkeit den Verdacht aus: Hell habe seine ganze Beobachtung erfunden, oder doch 'frisiert'!

A.: Wahrscheinlich war er jedoch nur ängstlich und eitel; und hätte gern erst alle fremden Angaben durchgerechnet, um zu übersehen, ob die seinigen gut wären. Immerhin ist der Pater Hell selbst schuld, wenn man die Wardöhuser Beobachtung immer mit etwas kritischen Blicken betrachten muß. Dabei - Ironie des Zufalls - ist sie unserer heutigen Kenntnis nach ausgezeichnet gut, vielleicht gar die beste überhaupt, gewesen!

B.: Jedenfalls entstand eine ganze Literatur um den großen Venusdurchgang von 1769. - Die Engländer faßten ihre Beobachtungen zusammen in vielen Nummern der 'Philosophical Transactions'. Die Franzosen in den 'Memoires de l'Academie Francaise'; und in dem wichtigen Werk Lalande's 'Memoire sur le Passage de Venus'. Die Schweden gaben ein eigenes Heft heraus. Ebenso die Amerikaner in ihren jungen 'Memoirs of the American Academy', und den 'American Transactions'. Die kalifornischen Beobachtungen wurden zusammengefaßt von Cassini. Die zahlreichen russischen erschienen in einem eigenen Foliobande:'Collectio omnium observationum quae occasione transitus Veneris jussu Augustae per imperium Russicum institutae fuerunt. Petropoli 1770.'

A.: Die endgültigen Berechnungen ergaben für die gesuchte Entfernung Sonne-Erde Werte zwischen 145 und 155 Millionen Kilometer; jenachdem die Rechner das Hauptgewicht auf diese oder jene Beobachtung legten - eine knifflige und äußerst schwer zu entscheidende Frage. Während wir heute wissen, daß die Sonnenparallaxe 8,79 Sekunden beträgt, erhielt damals der schwedische Rechner Planmann - der, begreiflicherweise, den Akzent auf seine, und die übrigen nordischen Beobachtungen legte - 8,43 Sekunden. Der Engländer Lexell 8,60; wobei er hauptsächlich die Messungen von Tahiti zugrunde legte, die also das Ergebnis entscheidend verschlechterten. Euler in Petersburg erhielt 8,68; Hell 8,70.

B.: Nach ausführlicher Diskussion sämtlicher Unterlagen entschied sich der führende französische Gelehrte de Lalande - nach dessen großem, drei dicke Quartanten umfassenden Lehrbuch zwei ganze Generationen von Astronomen in aller Welt sich herangebildet haben - für den Wert 8,60 Sekunden; oder, in Kilometermillionen ausgedrückt, 153 - wir Heutigen verwenden, als international anerkannten Wert, 150. Der verbleibende Fehler von *nur zwei Prozent* war durchaus unerheblich, gegenüber den früheren phantastischen Schätzungen. jetzt waren neue, verläßliche, Mond= und Planetentafeln möglich! -

A.: Sechs Jahre vorher noch hatten sie nicht Fernrohre sondern Kanonen aufeinander gerichtet, diese Russen; Preußen; Engländer; Österreicher; Franzosen; und bald danach begannen sie wieder das alte blutige Spiel, unentwegt, bis heute.

B.: Aber einmal wenigstens war man doch, und auf's Erhabenste, einig gewesen:

A.: (mit Nachdruck): Siebzehnhundertneunundsechzig!

B.: (desgleichen). Am dritten Juni!

Diesen Dialog haben 1957 die »Fuldaer Volkszeitung« und die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« gedruckt. Er wird 1989 im ersten Band der zweiten Werkgruppe der »Bargfelder Ausgabe« im Haffmans Verlag erscheinen.

Literatur-Konkret 1988, S. 14

Christoph Hein

Sehr gallig, sehr bitter, sehr gelehrt

Die »Bargfelder Ausgabe« erfüllt Arno Schmidt nicht nur den Wunsch, daß seine »Manuskripte wenigstens annähernd ähnlich im Druck erscheinen!«, sondern ist auch die erste unzensierte Ausgabe seit der Adenauer-Zeit.

»Ich erinnere mich an einen Cartoon von Feiffer vor ein paar Jahren, wo ein korrekt gekleideter Herr sich mit einer mündlichen Rezension der Bibel hervortat: eine wohldosierte Mischung aus Lob, Vorbehalten und Einwänden. Für ein definitives Urteil sei es noch zu früh, er warte auf das nächste Buch des Autors. «

Giorgio Manganelli, 1984

Das Leben ist wechselhaft: mit Joyce hatte ich Pech, mit Schmidt hatte ich Glück. Ich bin mit meinem Schicksal versöhnt, oder sagen wir, es gab ein zufriedenstellendes Remis.

Bevor ich Joyce in die Hände bekam, war ich selbst in die Hände seiner Erklärer gefallen. Die Lektüre von »Ulysses« war folglich für mich schwere, ermüdende Arbeit, waren doch fortgesetzt die weit umfänglicheren Kommentare heranzuziehen, um zu dem einzig gültigen Verständnis des Werks zu gelangen. Ich las wochenlang an dem Buch, die wenigste Zeit davon in ihm.

Meine Freundin griff sich den Joyce und las ihn an einem Wochenende durch, dabei so laut lachend, daß ich immer wieder enerviert fragte, was es denn bei einem so bedeutenden Text zu lachen gäbe. Nach der Lektüre gab sie mir das Buch mit den Worten zurück, es sei eins der komischsten Bücher, die sie je gelesen hätte. Daraufhin belehrte ich sie mit der ganzen Würde meines noch frischen Abiturs, daß sie das Buch erstens viel zu schnell, zweitens mit der falschen Haltung gelesen und daß sie drittens offenbar nicht einen Bruchteil davon richtig verstanden hätte. Und ich begann ihr den Joyce zu erklären, wie ihn seine Erklärer mir erklärt hatten. Auch ihr verging nun bald der Spaß, und sie wollte nichts weiter von meinen Erklärungen hören. Und unbelehrbar hält sie bis heute daran fest, »Ulysses« sei ein sehr komisches Buch.

So weit kann Unwissenheit den Menschen führen!

Mit Schmidt hatte ich - wie gesagt - Glück. Ich wurde auf ihn aufmerksam, bevor seine Erklärer ihn ins Auge faßten und ans Werk (an ihrs wie seins) gingen und einen undurchdringlichen Wall von Interpretationen um ihn errichteten.

Ich las Schmidt mit Vergnügen und Begeisterung und auch die spätere - sehr späte - Anerkennung des Schriftstellers mit allen mißlichen Begleiterscheinungen (das Heer von Erklärern, Deutern, Auslegern, Interpreten, Kommentatoren ist noch die lieblichste) konnten mich keines besseren belehren: ich las und lese ihn zu meiner Unterhaltung. Schmidt ist der amüsanteste, komischste und witzigste deutsche Schriftsteller. Der Molière der Deutschen. Freilich, es ist ein sehr deutscher Molière, sehr gallig, sehr bitter und sehr gelehrt. Was in deutschen Ländern gedeiht, wächst immer in die Tiefe.

Der Haffmans Verlag begann im Frühjahr 1986 eine Ausgabe der Werke Arno Schmidts. Die I. Werkgruppe (Romane, Erzählungen, Gedichte, Juvenilia) hat er in diesem Jahr abgeschlossen und als weitere Werkgruppen die großen Typoskripte, Dialoge und Essays angekündigt. Dankenswerterweise versäumte der Verlag nicht, mir ein Exemplar der bereits erschienenen L Werkgruppe zu schicken - mit der Bitte, diese »Bargfelder Ausgabe« genannten Bände zu rezensieren.

Der Gedanke, Schmidt zu rezensieren, ist groß, obszön und erheiternd, aber ich fürchte die Rache Schmidts (siehe »Tina oder über die Unsterblichkeit«) und verwies auf Manganelli (siehe oben), denn dann könnte ich ebensogut...

Der Verlag bat darauf, nur kurz und vor allem öffentlich mitzuteilen, ob man und jedermann diese Ausgabe kaufen sollte. Ich sagte unüberlegt und rasch zu, und begriff erst später, daß ich damit eine viel größere Verpflichtung übernommen hatte. Denn wenn ich rezensiere, teile ich lediglich meine Meinung mit und bin für nichts haftbar noch verantwortlich zu machen. Doch wenn ich zu einem Kauf rate oder abrate, geht es um Mark und Pfennig, um deutsche Werte. Vorsicht ist angeraten. Die Frage lautet: Soll man gutes Geld für ein Buch (von A. Schmidt) ausgeben?

Ich will die gewichtige Frage behutsam aufsplittern, um mich der Antwort und der Wahrheit zu nähern. Die erste und einfachste Frage lautet:

Lohnt sich der Kauf der »Bargfelder Ausgabe« für den harten Kern der Schmidt-Gemeinde, die sogenannten Bargfelder Boten?

Das ist, denke ich, lediglich eine rhetorische Frage. Zweifellos haben sich diese Leute längst alle drei Ausführungen der Ausgabe gekauft, die preiswerte broschürte Studienausgabe, die leinene Standardausgabe sowie die numerierte Vorzugsausgabe. (Ich bin nur in der Lage, über die schöne und wirklich billige Studienausgabe zu sprechen, da mich der Verlag - »Ökonomie, Horatio!« - nur in diese blicken ließ. Dabei hätte für meine Zwecke die Standard- oder

Vorzugsausgabe völlig ausgereicht; der Name »Studienausgabe« beschämt mich, wann immer ich nach diesen Bänden greife, da ich Schmidt - wie gesagt - lediglich zu meinem Vergnügen lese.) Dennoch will ich für die Bargfelder Boten eine (überflüssige) Kaufempfehlung aussprechen. Ich nenne dafür drei Gründe:

1. Jedem Band der »Bargfelder Ausgabe« ist ein Zeilenzähler beigefügt, der die künftige Korrespondenz mit anderen Bargfelder Boten ungemein erleichtert.

Kritisch anzumerken ist jedoch, daß der Zeilenzähler allzu schlicht und verständlich als »Zeilenzähler« bezeichnet wird. Bei einer Ausgabe, die das Frühwerk des Schriftstellers als »Juvenilia« vorstellt, hätte man wohl einen gewichtigeren Begriff wählen müssen. (Aber Arno selbst... - Ich weiß, ich weiß. Aber selbst wenn es einem deutschen Schriftsteller einfallen sollte, sich im Familienkreis als, sagen wir, »der Zauberer« anreden zu lassen, ist dies für seinen Verlag noch nicht Grund genug, seine Literatur nun als die Bücher eines Magiers anzupreisen. Oder, um mit Schmidt zu sprechen: »So klein ist Niemand, daß er sich nicht zu Hause 'Grande' nennen ließe!«) Möglicherweise ist in der Standard- und Vorzugsausgabe diese banale Verständlichkeit bereits getilgt. Personen mit einer handfesten Halbbildung, wie der Schreiber dieser Zeilen, werden von dem pompösen Titel »Juvenilia« zu der Hoffnung verführt - zumal dieser Teil die Ausgabe beendet und dadurch den Eindruck erweckt, unmittelbar vor »Zettels Traum« geschrieben worden zu sein - ein neues Hauptwerk Schmidts in die Hand zu bekommen.

Unverständlicher jedoch ist eine Nachlässigkeit, die den Wert des Zeilenzählers stark schmälert. Die Ausgabe ist (bei Schmidt selbstverständlich) mit verschiedenen Schriftgrößen gedruckt, der Zähler berücksichtigt jedoch nur eine. Zweifellos ist es schwieriger, einen Zähler für mehrere Schriftgrößen zu erstellen, aber bei einer Schmidt-Ausgabe geradezu eine Pflicht. Zumal der Meister selbst sich eines solchen Problems gern angenommen und gewiß rasch eine Lösung nebst einer theoretischen Begründung geliefert hätte.

2. Die Ausgabe geht auf die Druckvorlagen des Autors zurück, korrigiert die ihm abgenötigten Korrekturen (wer wird mir mal diesen Liebesdienst erweisen?!), bringt Unveröffentlichtes und veröffentlicht Textvarianten.

3. Sie bringt tiefsinnige Druckfehler, die der Autor, den Herausgebern verpflichtet, gewiß postum autorisieren muß und wird. Ich verweise auf jenes kostbar verrutschte »L« (Band 1, 2/ 1, S. 128, Zeile 22 1/2 - nach Angabe des Zeilenzählers), das gewiß bald die Bargfelder Boten zu einer Neudeutung des Schmidtschen Werkes anregen wird.

Sollte sich jedermann die Ausgabe kaufen?

Sagen wir, wer sich für deutsche Literatur interessiert (die Welt ist groß, und viel ist in ihr möglich), sollte ein paar Arbeiten der bedeutendsten deutschen Schriftsteller - also von Hebel und Lessing bis zu Kafka, Brecht und Schmidt - kennen.

Ja, aber sollte er sie auch kaufen?

Die Ausgabe ist gut und vorzüglich und - da gottlob noch keine Kritische Edition - gut lesbar. Es besteht durchaus Anlaß zur Vermutung, daß diese Ausgabe in wenigen Jahrzehnten auf dem Markt ähnliche Preise erzielt wie heute die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht restlos verkauften Exemplare der ersten Gesamtausgabe Goethes und des 2. Teil seines »Fausts«. Wer also einen trockenen Keller hat (bei stockfleckigen Exemplaren zahlt der Antiquar weniger), sollte sie dort stapeln. Ich verweise jedoch darauf, daß dieser Rat ohne Gewähr erfolgt, so daß ich nicht regreßpflichtig gemacht werden kann.

Voraussetzung für die mögliche Wertsteigerung ist jedoch eine zurückhaltendere Verlagspolitik. Vor noch nicht einmal drei Jahren brachte Haffmans die »Zürcher Kassette« von Schmidt, die - von wenigen Ausnahmen abgesehen - die gleichen Werke Schmidts wie die jetzt vorliegende »Bargfelder Ausgabe« enthielt. Wenn der Verlag mit gleicher Hast fortfährt, wird ihm sein Haupthuhn bald - infolge Schlachtung - keine goldenen Eier mehr legen können.

Gehören Schmidts Werke in einen deutschen Bücherschrank?

Die Frage kann und muß ich - nach Kenntnis deutscher Bücherschränke - eindeutig mit Nein beantworten. Schmidt gehört nicht in den eichefurnierten Prachtschrank, sondern - und ich denke, er kann und wird es nicht bestreiten - zu den Verderbern deutscher Sitten und deutscher Jugend. Und die, wie Heine völlig zu recht bemerkt, »besitzen keine Religion (kein Mensch ist vollkommen), sind sogar. Atheisten (was gewiß eine große Sünde ist)«.

Falls in deutschen Ländern wieder mal Bücher zu brennen haben, so will ich schon heute mich bei den Herren der Scheiterhaufen mit dem Hinweis einschmeicheln- Vergeßt nicht, die Bücher Arno Schmidts zu verbrennen! Wo Bücher brennen, gehören seine dazu.

Nein, die Pornos aller Couleur und Gesinnungen müssen aus den deutschen Bücherschränken nicht weggeräumt werden, nur um für Schmidt-Bücher Platz zu schaffen.

Sollten die »Bargfelder Ausgabe« auch jene kaufen, die Schmidt schon immer gern gelesen haben, wenn auch nur zu ihrer eigenen Unterhaltung und nicht um des eigenen Unterhalts willen?

In der Frage klingt eine kränkende Unterstellung an. Was soll verwerflich daran sein, wenn man mit Bücherlesen seinen Unterhalt verdient? Insonderheit in Zeiten, wo man mit Bücherschreiben sich ruinieren kann (siehe Schmidt). Auch kann man den professionellen Lesern kaum Undankbarkeit vorwerfen wie ich bei einem amerikanischen Germanistikprofessor feststellen konnte, dessen Tischgebet andächtig und aufrichtig war und wie folgt lautete: Goethe - unser aller Brötchengeber.

Tatsächlich aber ist die letzte Frage kaum zu beantworten. Die alten Schmidt-Leser werden selbst entscheiden müssen, ob sie weiterhin ihre Regale mit Schmidt anfüllen und um ein paar unbekannter Arbeiten willen nochmals 2000 Seiten kaufen wollen, so daß sie schließlich seine Hauptwerke in verschiedenen Ausgaben vier- und fünffach besitzen.

Verlage sind Wirtschaftsunternehmen und müssen verkaufen, und, da die Ware begrenzt ist, wird sie nicht auf einmal offeriert, sondern in sich steigernden, immer wertvoller werdenden Ausgaben.

Die Verlage besitzen - so sie Autoren unter Vertrag haben, die noch leben oder doch vor einem halben Jahrhundert noch lebten - durch das Urheberrecht eine in der Wirtschaft ansonsten weithin unbekannte, einzigartige Monopolstellung. Gleichzeitig aber verpflichtet das Urheberrecht sie zur Herausgabe ihres Besitzes, eine Pflicht dem vertraglich gebundenen Autor und Werk gegenüber wie dem Leser. Die üblich gewordene Nötigung des Lesers, jeweils mehrere sogenannte Gesamtausgaben eines Autors zu kaufen, falls er an dessen wirklich gesamten Werk interessiert ist und nicht mehrere Jahrzehnte warten kann, bis eine Gesamtausgabe erscheint, die diesen Namen verdient, verstößt gegen die guten Sitten.

Die Verlage kennen den Wert des noch unbekannten Rests und bauen eben auf ihm die neue Verkaufsstrategie auf. Es gibt Wirtschaftsunternehmen, die ihren Kunden Ergänzungskäufe ermöglichen und nicht bei jedem benötigten Teil zwingen, das gesamte Objekt nochmals zu kaufen. Verlage insgesamt haben da eine andere Auffassung von Geschäft und Moral.

Der Schmidt-Leser besitzt von Lessing und Heine eine gute, zuverlässige Gesamtausgabe und kann den Werbungen der Verlage, sich daneben die neueste, alles übertreffende Ausgabe zu stellen, leicht widerstehen. Bei dem Zeit- oder fast Zeitgenossen fällt es ihm weitaus schwerer. Will er auf die sich langsam vervollständigenden Kafka und Brecht nicht verzichten, muß er - um wenige!, ihm noch nicht bekannter Arbeiten wegen - zum wiederholten Mal den »Prozeß« und das »Leben des Galilei« kaufen. Und nun beginnen sich in seinem Regal die Schmidt-Werke zu doppeln, da er die alten Ausgaben nicht zum Trödler schaffen will, um der kleinen Randbemerkungen willen, die er vor Jahren bei der Erstlektüre mit einem Bleistift auf den Rand kritzelte und die ihm heute noch kostbar sind, auch wenn er sie nicht mehr entziffern kann.

Die Verlage sollten verpflichtet werden, bei neuen, erweiterten Werkausgaben gleichzeitig Supplementbände der alten Werkausgabe anzubieten. Die früheren Käufer haben ihnen doch genügend Geld gebracht und damit ein Anrecht auf Service erworben.

Und ich hoffe, Haffmans wird Arno Schmidt und seine Leser nicht über Gebühr melken wollen.

So wie ich auch hoffe, die Verlage Aufbau und Suhrkamp werden ihren alten Brecht-Kunden noch einige Supplement-Bände zur alten Gesamtausgabe anbieten und nicht nur die neueste Ausgabe, die wohl 16 Meter Bücherregal beanspruchen wird. (Ich kenne Brecht-Enthusiasten, die - da sie jede veröffentlichte Zeile ihres Meisters besitzen wollten - in den letzten dreißig Jahren von den Brecht-Recht-Besitzern genötigt wurden, so oft auch die »Mutter Courage« zu kaufen, daß sie heute jeder Schauspieltruppe ausreichend Textbücher zur Verfügung stellen könnten.)

Aber hier sind alle Verlage angesprochen, die erwähnten Beispiele bilden nur die aktuelle Spitze eines Eisberges. Die einzig mir bekannte rühmliche Ausnahme ist die Herausgabe der »Amtlichen Schriften« von Kafka in der DDR. Der Verlag verkaufte den Band einzeln und klebte nicht bei dieser sich bietenden Gelegenheit die restlichen Schriften Kafkas daran. (Freilich, man vermied dadurch eine übermäßige, der Volksbildung kaum dienliche weitere Verbreitung von Kafkas Arbeiten.) Ich bitte die Verlage um Erbarmen.

Muß man - so man die anderen Arbeiten Schmidts bereits besitzt - die Ausgabe kaufen um des hier erstmals veröffentlichten Frühwerks wegen?

Sein Frühwerk (wir erinnern uns: Juvenilia) bietet wenig Überraschungen. Es ist unverkennbar Schmidt, wenn auch noch nicht der uns bislang bekannte. Themen, Motive, Gespräche des Frühwerks sind uns aus späteren Arbeiten durchaus vertraut, man erkennt Linien und Ursprünge, es offenbaren sich Anfänge. Aber das Wesentliche Schmidts, sein Stil, Witz, seine Misanthropie und Schärfe fehlen noch. Es ist ein freundlicherer, aber auch unverbindlicherer Autor, der das Frühwerk schrieb. Der große Aufklärer und Experimentator wurde nicht geboren, er erzog sich dazu.

Die wunderbare Erzählung »Seelandschaft mit Pocahontas« verlöre fast alle ihre Poesie, wäre sie im Stil des Frühwerks geschrieben. Der Roman »Das steinerne Herz« wäre barbarisch entstellt, aber noch immer ein großer Roman (für mich der wichtigste der fünfziger Jahre).

Jedoch wenn Sie sich die Ausgabe von Ihrem Buchhändler zeigen und das kleine Büchlein »Deutsches Elend« von Schmidt sowie den Band »In Sachen Arno Schmidt, Prozesse 1 und 2«, gleichfalls im Haffmans Verlag erschienen, darauflegen

lassen, so ist das ein Päckchen, das Sie unbedingt käuflich erwerben sollten. (Mein Gott, wie will Haffmans mir diese Zeilen je entgelten?) Denn dann haben Sie nicht nur einen wesentlichen Teil seines Werkes, sondern werden auch begreifen können, weshalb Schmidt immer bitterer, böser und verzweifelter wurde, weshalb sein Werk in eine einzigartige Einsamkeit führte, in die vollständig und alles begreifend ihm keiner folgen kann.

Sie werden einen der besten deutschen Essayisten kennenlernen. Seine Essays sind kurz und prägnant, jeder Satz ein Programm, sie sind böse und auch bösartig, aber beides nie grundlos, sie sind - in den 50er Jahren entstanden - von einem politischen und gesellschaftlichen Urteilsvermögen, daß sie erst Jahrzehnte später begriffen werden, seinerzeit aber auf Unverständnis und Schlimmeres stießen. Was Schmidt zu dem Westdeutschland Adenauers anzumerken hat, wird auch noch heute als allzu keck aufgenommen, wenn auch langsam die Erkenntnis dämmert, daß hier ein klarsichtiger Zeitgenosse am Werke war. Und was er damals zur DDR notierte, positiv wie negativ, hat noch heute grundsätzliche Bedeutung. Ich habe in den folgenden Jahrzehnten von keinem westdeutschen Kollegen gleichermaßen fundiert, klar und souverän, unbeeinflußt von Modeströmungen und politischen Trends einen Text zur DDR gelesen.

Der Band ist schmal, sehr schmal; offenbar ruinierte sich Schmidt ausreichend mit seinem poetischen Werk, es bedurfte nicht noch der die muffigen, selbstgefälligen 50er Jahre verschreckenden, und nach dem Staatsanwalt rufenden Bemerkungen zur Zeit.

Die Essays erschienen zumeist in kleinen Zeitungen wie der »Anderen Zeitung« und dem »Studentenkurier« oder blieben unveröffentlicht. Sie erschienen in, wie der Verlag mitteilt, »mittlerweile nicht mehr existierenden Zeitungen und Zeitschriften«. (Horribile dictu, denn auch »Die Zeit« und »Konkret« werden in dem »Verzeichnis der Erstdrucke« genannt, und letztere bat mich soeben - ein Anruf offenbar aus dem Totenreich - um ein paar Worte zu Schmidt; ich sehe mich nun in der unglücklichen Rolle des Sganarelle, der die Höllenfahrt seines Herren Don Juan aufrichtig begrüßt, aber gleichzeitig »Mein Lohn! Mein Lohn!« zu klagen hat.)

Der Prozesse-Band zeigt, Schmidt hat die Zensur gründlich kennengelernt (wie jeder anständige Mensch, wär dazu wohl sein Kommentar), und zwar in einer Hinsicht auf eine besonders radikale und aussichtslose Weise, denn diese Zensur basierte - anders als in den sozialistischen Ländern - auf einer Übereinstimmung von Staatsanwalt und Volk (incl. der freien Presse, man war so frei).

Die überaus deutliche und direkte Zensur der Literatur in Westdeutschland war gewiß an die Zeit Adenauers und des Kalten Kriegs gebunden (haben wir zur Zeit etwas anderes?), aber dem Leser der Schmidtschen Schriften wird dämmern, daß die gewonnene Großzügigkeit einherging mit den »feineren« Eingriffen des Marktes und vor allem mit dem ansteigenden Desinteresse an Literatur und geistigen Werten. Vielleicht ist Zensur hierzulande ein (verunstalteter und perverser) Ausdruck von Interesse an Literatur, und liberale Gesinnung ist in deutschen Ländern nur als Scheiß-egal-Haltung zu haben.

Apropos, sollten Politiker Scbmidts Werk kennen?

Das Gesamtwerk Schmidts zeigt u.a. auch, daß er das Schreiben von Essays zwar stark einschränkte, aber sich dennoch fortgesetzt mit öffentlichen Fragen beschäftigte, sich selbst der stets dräuenden Deutschen Frage stellte. Freilich sind diese nachfolgenden Überlegungen zur Lage der Nation zersplittert, und erst wenn man die verteilten (versteckten?) Bruchstücke herauszieht und zusammensetzt, zeigt sich der gesellschaftliche Analytiker auch der späteren Jahre. (Die Prozesse dürften Jedem ausreichend erklären, warum Schmidt nicht deutlicher und direkter wurde.)

Von seinen letzten, verstreuten Gesellschaftstheorien will ich hier (für jene, die Schmidt nicht vollständig lasen; den Schmidt-Leser und besonders die Bargfelder Boten bitte ich um Nachsicht für das wiederholende und sie ermüdende Referieren) nur zwei seiner politischen Denkanstöße zusammentragen, die nur auf den allerersten Blick verwundern oder schockieren dürften.

1. Sein Plan, die deutsche Spaltung durch weitere Spaltung zu überwinden:

Schmidt plädiert für die politische Loslösung und Selbständigkeit aller einzelnen deutschen Staaten. Statt der zwei, stets gereizten, aufeinander fixierten, in böswilligster Zuneigung erstarrten deutschen Demokratien hätten wir fast zwei Dutzend Staaten, die sich alle ein wenig unterschieden, die wechselnde Annäherungen betrieben und von keiner Zentralgewalt zu frustrieren wären. Faktisch würde ein Staatengebilde entstehen, das den gegenwärtigen Zuständen weit mehr entspräche als die derzeitige Aufteilung. Denn was haben heute die Sachsen mit den Berlinern, die Bayern mit den Hamburgern, die Hessen mit den Bremern zu schaffen? Wir besäßen - folgten wir Schmidt - mehrere real existierende deutsche Kapitalismen und Sozialismen, vermutlich für fast jeden etwas. Zwanzig Fußball-Oberligen würden alle Kanäle des Fernsehens ständig mit der deutschen Lieblingskost versehen können. Die Armeen - unverzichtbar, wie der Schmidt-Kenner weiß - würden notwendigerweise farbigere Uniformen bekommen, um sich zu unterscheiden, was angesichts der zerstörten Natur und des Waldsterbens eine dem Auge angenehme Farbe in die deutsche Landschaft brächte. Die Konzerne würden in keiner Weise beschränkt - Grenzen kümmerten sie ohnehin nie -, und sie könnten ihre Geschäfte entsprechend der jeweils gewährten Steuervorteile über die deutschen Staaten verteilen. Die Politiker erhielten beim Besuch der Nachbarstadt die höheren

Auslands-Diäten. Und auch die Künstler wären glücklicher, denn der Große Staatspreis mit Band würde nicht mehr nur ein-, resp. zweimal jährlich verteilt werden, sondern etwa 20 Große Staatspreise fänden jedes Jahr ihren glücklichen Gewinner. Und auch das Ausland dürfte beruhigter sein, da dann Aussicht besteht, daß der dritte Weltkrieg nicht vom deutschen Boden ausgeht.

2. Sein Vorschlag der Verbesserung der deutschen Demokratien durch Einführung der erblichen Amtsfolge:

Nach Schmidt wären dadurch die Geburtsfehler der Demokratie zu beseitigen, vor allem ihre stetige Gefährdung durch den demokratischen Kampf um die Posten bzw. den Erhalt der Posten. Ebendieser Kampf, den die Demokratie erfordert und der sie gleichzeitig bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wäre durch die Erblichkeit der Funktionen entbehrlich und würde die Demokratie zur wirklich allen anderen überlegenen Staatsform machen. Schmidts Vision ist eine Vermischung der heute existierenden Staatsgebilde mit feudalistischen Momenten, die jedoch - wie Schmidt unwiderlegbar ausführt - bereits heute uneingestanden praktiziert werden und durchaus üblich sind. Aber nicht allein der Kampf um die Ämter, die Bürointrige, die vollständige Verwendung der Arbeitszeit zum Erhalt der Arbeitsposition wäre mit der Erblichkeit des Amtes ausgeschlossen, es wären dann auch endlich (und erstmals!) langfristige Gesellschaftsprojekte und -reformen ins Auge zu fassen, die sich heute noch verbieten, da es ausreicht, ja, geradezu notwendig ist, nur Gesellschaftsentwürfe zu entwickeln, die in der eigenen Amtszeit zum Tragen kommen (selbst wenn sie eine wirkliche Lösung behindern oder gar für die Zukunft unmöglich machen). Grundsätzlichere Lösungen der wichtigsten Probleme unseres Jahrhunderts, die vielleicht erst nach Jahrzehnten Resultate zeigen, werden durch die jetzige Form der Demokratie verhindert und können erst in der feudalistischen Demokratie, in der der Opa direkt auch für die Tochter und den Enkel arbeitet, begonnen werden. Die Regierenden müßten dann nämlich (und wurden's: dem eigenen Fleisch und Blut zuliebe) mindestens so viel Weitblick aufbringen wie der Bauer eines Erbhofes, der bereits heute weiß, daß man eine Wirtschaft nicht über eine Generation hinausführen kann, wenn man lediglich das Ackerland an Eigenheimbauer verkauft und die Schweine und Kühe vollständig dem Schlachthof überläßt. Heute, wo wir so gefährliche und gefährdete Dinge haben wie Atomenergie und Umwelt, also Phänomene, von deren Existenz man vor 50 Jahren noch nichts wissen konnte, ist eine Politik, die über die Amtsperiode einer einzelnen Person hinausreicht, wahrhaft lebenswichtig und notwendig.

Mit dem Einwand, daß nur in der Demokratie für jedes Amt der beste Mann gefunden werde, setzt Schmidt sich nur en passant und ironisch auseinander, verweist auf »die beste Frau«, die in den jetzigen Demokratien nur Chancen besitzt, wenn sie eine Art Über-Mann ist, und darauf, daß bereits heute 93,2% der Bevölkerung an dieses Märchen nicht mehr glaubt. Auch zitiert er den historischen Einwand, daß die »Mär vom besten Mann« eine Erfindung spanischer Anarchisten der Jahrhundertwende ist, mit der diese die regierenden Königshäuser zu schrecken suchten.

Den Hinweis auf die Gefahr eines untauglichen, weil debilen Erbfolgers begegnet Schmidt mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung: einem Idioten im Amt stehen noch ausreichend normal verständige bzw. landesüblich befriedigende Beamte zur Seite, so daß bemerkbarer Schaden nicht entstehen kann. Zudem belege die Geschichte, daß als einzige ernstzunehmende Spätfolge eines regierenden Trottels ein Engagement für Kunst zu verzeichnen wäre, was nach Schmidt eine tolerierbare Beeinträchtigung des öffentlichen Lebens des deutschen Volkes sei.

Schmidt war überzeugt, daß für seine feudalistische Demokratie, an anderer Stelle nennt er sie die aufgeklärte Demokratie, alle deutsch und national gesinnten Bürger zu gewinnen sind. Allein von den Jugendverbänden sämtlicher deutschen Parteien erwartete er heftigen und sogar hysterisch-militanten Widerstand.

Schmidts Werk enthält eine Fülle solcher anfangs überraschender, doch bald überzeugender gesellschaftspolitischer Anregungen, Vorschläge und realer Utopien, so daß sein Werk auch professionellen Politikern (was eigentlich unterscheidet den professionellen vom dilettierenden Politiker?) zum Kauf empfohlen werden kann.

Gibt es eine durch Schmidt gefährdete Leserschaft, die sich zu ihrem weiteren Seelenheil seiner Lektüre enthalten sollte?

Schmidts Werk löst nebenbei eine Lieblingsfrage der deutschen, romantisierenden Gefühligkeit. Es offenbart: Talent ist Fleiß, Genie ist ins Maßlose gesteigerter Fleiß, Individualität vorausgesetzt. Der Rest sind zu vernachlässigende Spurenelemente, auf deren Bedeutsamkeit und entscheidenden Anteil bei der Entstehung einer Arbeit allein eine fast kultische Verehrung des Objekts ihrer Liebe benötigende Gemeinde Wert legt. Wer will schon Schreibtischschweiß verherrlichen? Die Vorstellung, der bewunderte Dichter wurde von geflügelten, leicht bekleideten Außerirdischen umschwirrt, während ihm die kostbaren Worte nur so aus der Feder quollen, entspricht weit mehr unserer Geniereligion.

Da half auch nichts, daß die Bewunderten in allen Jahrhunderten immer wieder auf die zu leistende Arbeit verwiesen. Garcia Marquez sprach kürzlich davon, daß er wie ein Buchhalter arbeite. (Von Schmidt kämen dazu vermutlich zwei gallige Einwände, der erste den Fleiß und Arbeitstag eines Buchhalters betreffend, der zweite gälte mal wieder dem Nobelpreis. jeder hat halt so seine Vorlieben. Da Stockholm Schmidt zu Lebzeiten übersah, sollte das noble Komitee ihn nachträglich und indirekt würdigen, indem es jenen Übersetzer auszeichnet, der die erste wirkliche Übertragung der Schmidtschen Werke in welche Sprache auch immer vorlegt. Eine Aufgabe für Heroen oder Herostraten.)

Und auf die mystischen Gaben pochen natürlich jene Kollegen der Zunft, die ein fröhlicheres Leben lieben und lieber »neidlos« (im Zusammenhang mit Schriftstellern ein zu absonderliches Wort) die größere Begabung des Kollegen anerkennen wollen als dessen Fleiß. Denn diese lag schließlich in der Wiege, und ich bin fein raus, wenn ich mich auf die von mir unbeeinflußbaren Geschenke des Himmels berufe als auf eine für jedermann eigentlich erreichbare Arbeitsleistung.

Die künftigen Gesamtausgaben der Schriftsteller des Medienzeitalters werden zeigen, daß man sich heutzutage einen Namen leichter und amüsanter machen kann. Eine übliche zwölfbändige Gesamtausgabe in Kassette wird dann folgende Aufteilung haben: Bd. 1 (Gedichte, Erzählungen, Romane, Drehbücher, Libretti, Vermischtes, Frühwerk und Nachlaß), Bd. 2 (Statements zur Politik), Bd. 3 (Statements zur Kultur), Bd. 4 (Antworten auf Umfragen), Bd. 5 und 6 (Abdruck aller vom Autor mitunterzeichneten Erklärungen, Petitionen und Anklagen), Bd. 7-9 (die Interviews des Dichters), Bd. 10-12 (seine gesammelten Äußerungen in Fernseh-Talkshows).

Soll man sich die »Bargfelder Ausgabe« nun kaufen oder nicht? Mein Gott, kaufen Sie sich die Ausgabe oder kaufen Sie sie nicht, aber lesen Sie Arno Schmidt.

Wir haben ihn, als er lebte, übersehen, nicht wahrgenommen, und wenn, dann nur, um ihn mit kleinlichen Prozessen zu überziehen. Dann wurde er Mode, was nur die andere Seite unseres Desinteresses an ihm war. Und nun, da er tot ist, ist er uns völlig ausgeliefert. Nun ist er unser. jetzt bekommen wir ihn unter unseren Schuh, können wir Maß an ihn legen, unser Maß, können wir uns das Volk dieses Dichters und Denkers nennen.

Wir sollten uns wenigstens einmal anhören, was er uns zu sagen hat.

Von Christoph Hein ist zuletzt erschienen: »Horns Ende«. Roman, 1985, DM 29,80.

Geplant für Frühjahr 1989: »Der Tangospieler«. Roman. Beide Luchterhand Literaturverlag.

Literatur-Konkret 1988, S. 18

Die Arno Schmidt Stiftung

Zwei Jahre nach dem Tode Arno Schmidts gründet seine Witwe und Erbin, Alice Schmidt, zusammen mit lan Philipp Reemtsma 1981 die Arno Schmidt Stiftung, die es sich als Nachlaß-Verwalterin zur Aufgabe macht, die Werke Schmidts originalgetreu zu veröffentlichen. Zu seinen Lebzeiten hatte er weder bei seinem 1. Verlag, Rowohlt (1949-53), noch bei seinem 2. Verlag, Stahlberg (1956-70), erlebt, daß seine Texte »buchstaben- und zeichengetreu« publiziert wurden. Auch beim 3. Verlag, S. Fischer, dem der ebenfalls von Holtzbrinck aufgekaufte Stahlberg Verlag eingegliedert wurde, gebt es Schmidt nicht besser.

Im Sommer 1982 kündigt Alice Schmidt alle noch laufenden Verträge mit S. Fischer, der ein halbes Jahr später dagegen klagt. Dieser Rechtsstreit blockiert Jahre lang sowohl die Veröffentlichungen von Einzelausgaben, als auch eine Gesamtausgabe jener Werke, deren Erstveröffentlichung mindestens 20 Jahre zurückliegt. Das Recht einer solchen Gesamtausgabe war als einziges beim Autor verblieben.

Nach dem Tode Alice Schmidts, 1983, geben die Rechte zur Publikation der Gesammelten Werke über an die Stiftung, die noch im selben Jahr mit der Herausgabe von Texten aus dem Nachlaß im Haffmans Verlag beginnt. Alle Rechte verbleiben ab sofort bei der Stiftung. Anfang 1985 erscheint bei Haffmans die »Züricher Kassette«, eine Gesamtausgabe des erzählerischen W« bis »Zettels Traum«, um diese Texte wenigstens in der bisherigen Fassung einem breiten Publikum wieder zugänglich zu machen.

Im Frühjahr 1986 beginnt der Verlag mit der Veröffentlichung der »Bargfelder Ausgabe« im Sinne Arno Schmidts, der im Zusammenhang mit der aus politischen, religiösen und moralischen Gründen stark zensierten Fassung von »Das steinerne Herz« an den Stahlberg-Mitinhaber Krawehl geschrieben hatte.- »Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich die Originalfassung des `Steinernen Herzens'(..) aufbewahren werde: wahrscheinlich wird dereinst der Augenblick kommen, wo man die Kreditive für die Textvarianten verlangt -,- mein Gewissen ist rein!«

Die »Bargfelder Ausgabe« macht alle Zensur-Eingriffe der bisherigen Schmidt-Editionen kenntlich und rückgängig. Außerdem enthält sie zahlreiche Erstveröffentlichungen. Die Stiftung, als Herausgeber, und der Haffmans Verlag haben sich verpflichtet, bis zum Erscheinen einer langfristig geplanten historisch-kritischen Schmidt-Ausgabe diese Publikation als einzige zitierfähige Ausgabe der Werke Arno Schmidts stets lieferbar zu halten.

Arno Schmidt: »Bargfelder Ausgabe«. Werkgruppe I. (4 Bände), Romane/Erzählungen/Gedichte/Juvenilia. Haffmans Verlag, 1986-88, Standardausgabe DM 80; Studienausgabe, pro Doppelband DM 30; Studienausgabe der »Bargfelder Kassette« DM 120; Vorzugsausgabe DM 250

Literatur-Konkret 1988, S. 20

Wolfgang Pohrt

Ein Hauch von Nerz

Der Arbeitskreis Akquisition der Berliner Sektion des Schriftstellerverbandes war erfolgreich: Der Senat bezahlte den Kongreß »Ein Traum von Europa«. Die Redebeiträge würdigt Wolfgang Pohrt

Seit Peter Schneider in Italien das auf Deutsche gemünzte Schimpfwort 'Quadrato' zu hören bekam, welches frei übersetzt ungefähr 'Betonkopf bedeutet, stand er vor einem Rätsel. Hatte ein Fremdkörper die Schädeldecke durchdrungen, oder waren die darunterliegenden Weichteile übermäßig eingemauert? Lange Jahre hat der Dichter von »Messer im Kopf« und »Der Mauerspringer« über das knifflige Problem nachgedacht, jetzt fand er endlich die Lösung: *»Die Mauer im Kopf«* lautet nun der Befund, der Zwischentitel für eine Textpassage, in welcher Schneider auch erzählt, wie er das alles herausgekriegt hat, und was man daraus lernen kann: *»Ich bin durch eigene Beschäftigung mit dem nicht eben schönsten, aber auffälligsten Bauwerk der Stadt zu der Überzeugung gelangt, daß der Maue raus Draht und Zement längst eine Mauer im Kopf entspricht. Wahrscheinlich wird es länger dauern, diese Mauer im Kopf abzureißen als das Ding aus Beton. Eine Aufgabe unserer Veranstaltung könnte es sein, die Umrisse dieser inneren Mauer sichtbar zu machen, um dann womöglich Fenster und Türen hineinzuzeichnen.«* Und folgerichtig heißt Schneiders nächstes Buch, diesmal nach Handke-Masche: Ein Versuch über die Schwierigkeit, leeres Stroh zu bemalen.

Die übertriebenen Vorstellungen, die Schneider sich von der Schwere und der Härte seines Schädelinhalts macht, sind einem Text entnommen, der sich *»Plädoyer für eine Kultur des Zweifels«* nennt. Während Schneider an der Berliner Mauer auf der Lauer lag, um eine Eingebung zu erwischen, hat er sich offenbar von Enzensbergers 1983 erschienenen »Politischen Brosamen« ernährt. Besonders kräftig hat bei dieser Diät Enzensbergers »Loblied der Inkonsequenz« angeschlagen, und Schneiders Adaption beweist wiedereinmal, daß ein dürftiger Gedanke durch penetrant onkelhafte Betulichkeit noch dürftiger wird. Schon bei der Mengele-Geschichte war die Illustriertenversion Schneiders Überarbeitung derselben vorzuziehen.

Schneiders Enzensberger-Verschnitt wiederum ist der erste Beitrag in der 22. Ausgabe des »Literaturmagazins«, nach Verlagsangaben ein »Sonderband«, der soeben unter dem Kitschtitel *»Ein Traum von Europa«* erschien. Fast 40 Häppchen, deren gemeinsames Merkmal neben einer errechneten Durchschnittslänge von sechs Druckseiten vor allem die Fähigkeit ist, allerlei Belangloses, Altbekanntes, Wiederaufgewärmtes über Gott und die Welt so aufzutischen, daß hin und wieder der Name Europa fällt, werden auf sieben Portionen verteilt. Allesamt sind sie überschrieben mit Zwischentiteln, deren Sinn unklar und deren Beziehung zu den Texten nicht nachweisbar ist. Der Abschnitt *»Das europäische Haus«* beispielsweise faßt nicht etwa architekturgeschichtliche Erörterungen zusammen, sondern mit der heideggerisierenden (»Die Sprache ist das Haus des Seins«) Metapher, welche in der Kohl-Ära ein Ausdruck der Neigung ist, die Welt als globales Eigenheim zu betrachten, bezeugen die Herausgeber nur zeitgemäße Gesinnung.

Garniert oder umrahmt wird der portionierte Häppchen-Salat von zwei Beiträgen, die durchaus dokumentarischen Wert besitzen, wenngleich dies kaum der intendierte ist. Am Anfang steht ein Text, der sich hochtrabend » U*nabhängigkeitserklärung europäischer Schriftsteller«* nennt, aus der Feder von György Konrad, dem neuen Lieblingskind der bundesrepublikanischen Literaturszene, stammt und an Plattheit seinesgleichen sucht. Mag Klappern auch zum Geschäft gehören, und soll den Schriftstellern billig sein, was den Landwirten und ihrer Lobby recht ist: Es gibt Dinge, die tut ein Mensch einfach nicht, wenn er noch einen Rest Selbstachtung besitzt. Er unterläßt es beispielsweise, die Zunft, welcher er angehört, wie Sauerbier anzupreisen, und er wird, wenn er Schriftsteller ist, sich eher als Aushilfskellner verdingen oder die Vorzüge einer Dosensuppenmarke besingen, als daß er solche plumpen, ordinären Lügen zu Papier bringt: *»Die Kraft einer jeden Gemeinschaft wurzelt in den Menschen. Rei*fe *und scharfsichtige Menschen sind unbesiegbar. Ob Europa untergeht oder nicht, das hängt nicht zuletzt auch von der europäischen Literatur ab. Eine Gesellschaft aber, die nicht auf ihre Schriftsteller hört, verdummt.«*

Der Band wird schließlich abgerundet durch den unvermeidlichen und wie üblich als »offenen Brief« nur sehr stümperhaft getarnten Versuch, mit den Machthabern irgendwie ins Geschäft zu kommen. Eine besonders empfindliche Nase braucht man nicht, um den Braten zu riechen, wenn die Unterschriftsteller scheinheilig und schlitzohrig zugleich *»die Regierungschefs aller Unterzeichnerstaaten des Helsinki-Abkommens«* fragen: *»Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß es höchste Zeit ist, die Probleme Europas vernünftig zu regeln, damit die Menschheit sich endlich den viel schwerwiegenderen Problemen von Armut, Hunger und Umweltzerstörung zuwenden kann?«* Anders gesagt: Da wir Schriftsteller mit Dir, lieber Regierungschef, einer Meinung sind, sollten wir auch die Früchte unseres gemeinsamen guten Willens teilen. Ein Beratervertrag hier, ein Literaturhaus dort, mal ein Stipendium, mal eine Abnahmegarantie für unsere Bücher, die das verbohrte Publikum ebenso wenig lesen mag wie es Deinen Reden nicht lauschen will - wäre das kein Vorschlag? Wir hören doch voneinander: »Bitte antworten Sie uns!« (Im Original gesperrt gedruckt).

So schließt der Band, wie vor fünf Jahren seine Entstehungsgeschichte begonnen hatte, damals, als im Raketenherbst des Stationierungsjahres 1983 die Zeit der Friedensschriftstellerkongresse zuende ging. Weitblickenden Dichtern war damals schon klar, daß die aufgebaute Logistik - der Adressenbestand, das know-how, die Kontakte zu Hotels und Reisebüros - über kurz oder lang einem anderen Verwendungszweck würde zugeführt werden müssen, und so kam man am Rande der Mutlanger Sitzblockaden überein, innerhalb der Berliner Sektion des Schriftstellerverbandes einen informellen Arbeitskreis Akquisition einzurichten, dessen Produkt-Designer und Kontakter sich alle 14 Tage zum Brain-Storming im Cafe Einstein treffen. Als dort zu vorgerückter Stunde mitten in der Vorweihnachtszeit wiedereinmal zu Debatte stand, mit welcher Art Gemeinnützigkeit sich das beste Geschäft machen ließe, und wie ein Angebot aussehen müsse, welches der Senat nicht abschlagen können würde, wurden zunächst nur hinlänglich bekannte Projekte wie »Ein Herz für Kinder«, »Ein Platz , für Tiere« oder »Ein Platz an der Sonne« genannt. Der Durchbruch war geschafft, als Anna Jonas der Stoßseufzer »Ein Hauch von Nerz« entfuhr und Hans Christoph Buch die Vorlage in *»Ein Traum von Europa«* verwandelte. Viel Überzeugungsarbeit war noch zu leisten, und manches Jahr verging, ehe das Berliner Abgeordnetenhaus *»die notwendigen Mittel«* bewilligt hatte, wie Hans Christoph Buch es in seiner Vorrede etwas undeutlich formuliert, und zwar *»mit Zustimmung aller dort vertretenen Parteien«,* wie Buch stolz hervorhebt.

Die rege Beteiligung, auf welche das Projekt seitens der eingeladenen Schriftsteller gestoßen ist, beweist ebenso wie das nun gedruckt vorliegende Resultat ihrer Bemühungen dreierlei:

1. Nur eine Minderheit unter den europäischen Schriftstellern ist nicht bereit, für eine Fahrkarte und ein Honorar oder für einen Apfel und ein Ei Nonsense-Statements über ein x-beliebiges Thema abzugeben. Im Unterschied zum amerikanischen Schriftsteller, der von seiner Arbeit, nämlich der Produktion von Texten für den Markt lebt, versteht sich der europäische Schriftsteller als Agitator, als Demagoge, als Propagandist, und er ist daher immer bereit, in den Dienst einer Bewegung oder Stimmungslage zu treten. Umso eifersüchtiger achtet er daher darauf, daß der Schein von Unabhängigkeit gewahrt bleibt: Wenn Konrad sich anbiedert beim Bildungsspießer, posiert er dabei als Rebell.

2. Im Vergleich zu anderen Propagandisten wie Ghost-Writern, Werbern, Journalisten zeichnen die europäischen Schriftsteller sich durch ein besonderes Maß an Unfähigkeit und Scheinheiligkeit aus, wobei die letztere vermutlich eine Folge der ersteren ist: je schlechter das Produkt, desto eindringlicher wird auf die vermeintliche gute Absicht und den höheren Zweck gepocht.

3. Im Interesse der Reduzierung von nationalistischen Vorurteilen sollten gesamteuropäische Schriftstellertreffen daher künftig unterbleiben, weil gerade die Schriftsteller die am wenigsten sympathischen Vertreter einer Nation sind. Besonders die Texte osteuropäischer Schriftsteller werfen bisweilen die Frage auf, ob Stalins Nationalitätenpolitik nur ein grundlos begangenes Verbrechen war, oder ob dieses Verbrechen sich auf historische Zwänge berufen kann, auf die Notwendigkeit beispielsweise, jene Zersplitterung eines Kontinentes in die zahllosen stammesähnlichen, einander befehdenden Gemeinwesen zu überwinden, welche die Brutstätte von Stumpfsinn und Gewalt gewesen waren. Der jugoslawische Schriftsteller Gojko Djogo beispielsweise, der es in 48 Jahren auf einen Gedichtband und ein Jahr Gefängnis brachte, wie dem Autorenverzeichnis zu entnehmen ist, schreibt mit deutlich rassistischem Unterton : »Woher *kommt diese Mauer über die Straße unter den Linden? Es gibt ziemlich viele solcher gekreuzigten Städte in Europa, ganz Europa ist gekreuzigt. Auch mein Land ist gekreuzigt. Ein Amerikaner und ein Asiate haben es geteilt: fifty-fifty. Als sei es ihr Vaterland Bei dieser Teilung Europas in Ost und West hat zwar auch ein angesehener Europäer Pate gestanden, aber er hat nur die Interessen seines Volkes sichergestellt und ansonsten seine Zigarre gepafft. (..) So ist Europa in Jalta zum letztenmal vergewaltigt worden. «*

Während ein deutscher Schriftsteller den jugoslawischen Kameraden als Geistesverwandten und Bruder im Leid dankbar umarmen wird, könnte ein Franzose, der sonst von Jugoslawien nichts kennt, angesichts des Blut-und-Boden-Schwulstes leicht zu der Überzeugung kommen, daß auf dem Balkan, den die europäische Aufklärung nie erreichte, immer noch die Gesetze von Blutrache und Stammesfehde herrschen.

Literaturmagazin 22: »Ein Traum von Europa«. Herausgegeben von Hans Christoph Buch, Rowohlt, 1988, DM 16.-

Von Wolfgang Pohrt ist zuletzt erschienen: »Zeitgeist, Geisterzeit«, Edition Tiamat, 1986, DM 24.-

Literatur-Konkret 1988, S. 24

Klaus Roehler

Europa und andere

Das Verhältnis zwischen Mensch und Tier erschöpft sich nicht darin, daß jemand seinen Wellensittich sprechen lehrt oder die Katze schnurren oder den Hund mit dem Schwanz wackeln läßt. Es ist auch nicht vergleichbar dem Verhältnis zwischen Kapitaleinsatz und Ertrag, das gebe ich zu, aber schon früh, schon im Paradies treten Mensch und Tier in eine Beziehung, die auf ein Mißvergnügen an der eigenen Art verweist. Enttäuschung kann ein starker Kitzel sein. Ich sehe Europa mit dem Stier vor mir, Leda mit dem Schwan, Triton und Nereide, die jüngste Königstochter mit dem Frosch, Rotkäppchen und den Wolf, Ann und Kingkong: die Fantasie färbt alle Träume. Ich denke an Amor und Psyche von François Gérard oder an Neptun und Amphitrite von Jan Gossaert zum Beispiel: bei Gérard ist Amor ein Wesen mit mächtigen Flügeln wie Ledas Schwan, neigt sich Psyche aber eher linkisch zu, als wisse er nicht, wohin mit den Händen, als fehle es ihm an Übung mit schöner nackter Haut, auf der nicht Fell noch Federn wachsen, und Gossaert zeigt Neptuns Glied als spitzes Schneckenhäuschen, das fast niedlich unter dem Bauch hängt. Vielleicht blickt Amphitrite deshalb so ratlos vor sich hin - eine Vermutung, mehr nicht. Aber immer muß das Tier männlich und muß die Frau nackt sein, müssen wir die Brüste sehen und den zuckenden Schoß ahnen können unter Stier und Schwan, Frosch oder Wolf, obwohl Rotkäppchen nackt nie gesehen wurde. Trotzdem muß vor alternativen Vorstellungen auch in diesem Zusammenhang gewarnt werden. Nackt und bloß lang hingestreckt der Mann und ein Vieh dazu, das weiblich ist: bepelzt oder gefiedert, es könnte Empfinden verletzen. Eine Störchin, die mit spitzem Schnabel das hochgemuthe Glied abklappert, stellt unsere Sache nur auf den Kopf, und das auch dann, wenn Frau Adebar breitzehig nicht mitten im Sumpf steht.

Serienhelden

An der Kenntlichkeit des berüchtigten, begehrten, beliebten, des bürgerlichen Individuums zweifle ich mittlerweile so sehr wie am persönlichen Charakter unserer Liebesgeschichten. Vielleicht ist das Fernsehen schuld. Natürlich habe ich mir angewöhnt, Dagmar Berghoff und Horst Köpke auseinanderzuhalten; es fragt sich nur, wie lange ich noch kann. Schon ist mein Blick getrübt, schon tauscht der Unterschied, das Wowaswerundwie, das es ja gibt, vor meinen Augen pausenlos die Farben aus. Das Treffen der Außenminister, der Kongreß der niedergelassenen Ärzte, die große Tarifkommission, der feudale Bauernverband, all die Versehrten, Behinderten und Hinterbliebenen, die mir versprochen werden: schnell tauchen sie auf, schnell bleiben sie stehen, schnell sind sie weg. Während die Kamera gleich wieder durch einen anderen Saal schwenkt und die Herren auf den vorderen Plätzen gestochen scharf ins Bild setzt, muß ich mich fragen, wovon und wessen Zeuge ich gerade bin - und wenn auch zwei Herren eilig, als wollten sie mich beruhigen, aufspringen und vor die Kamera treten und sich individuell die Hände schütteln. Was bleibt, ist ein Eindruck von gemeinsamem Grinsen und von Sätzen, die einer dem anderen nachspricht. Medizin in Zivil, viele Ärzte auf einem Haufen sehen auch bloß nach Eigentumsbildung aus. Und wenn die Berghoff nach dem Wetter auf die Tagesthemen vertröstet, weiß ich längst nicht mehr, ob sie es war, mit der ich für einen Moment, während der Kanzler einen Rentner küßt, ins Bett wollte oder ob ich doch eher an Köpke gedacht hatte. Und den Kanzler erkenne ich in der Bonner Runde)a nicht an seiner Kußtechnik wieder oder weil er sich sonst von Bangemann und Vogel besonders unterscheiden würde. Er hat sich mir eingeprägt, weil ich weiß, wenn nach einer Wahl drei Herren zur besten Sendezeit in bleicher Unerschütterlichkeit beisammensitzen und sich anöden, muß einer davon der Kanzler sein.

Insofern ist die Bonner Runde eine Serie mit vielen Charakteren. Wie der Klinikchef aus dem Schwarzwald oder dieser Ölprinz aus Dallas wirken sie einzigartig, weil sie regelmäßig bei mir erscheinen und jeder immer wieder von vorn behauptet, er eben sei es, er und kein anderer und ganz genau derselbe wie letztes Mal. Auch ein Hund oder Hausschwein gewinnt individuelle Züge, wenn es uns täglich über den Weg läuft. Eines schönen Abends bilden wir uns tatsächlich ein, wir erkennen es wieder - als hätte es ins Charakterf ach gewechselt. Dort aber geht es anständig zu. Denn unsere Serienhelden sind so gebaut, daß ihre besonderen Kennzeichen nicht weiter stören, daß jeder Gebührenzahler glauben kann, er selbst hat einige davon, oder hoffen darf, es könnten die seinen sein. Joschka Fischer, der uns auch öfters vorgeführt wurde, fiel deshalb so unangenehm auf - nicht, weil er ein Grüner ist, sondern weil er mit Turnschuhen ins Parlament latschte. Das würde ein Patient, der in der Schwarzwaldklinik lag, nie tun.

Agent

Kürzlich hat mich ein junger Autor gefragt, ob ich in wenigen Sätzen - lange wollte er sich damit nicht aufhalten - den gegenwärtigen Zustand des offiziösen Literaturbetriebs beschreiben könne. Ja, habe ich geantwortet, kann ich, wenn ich

kurz an den erfolgreichsten Agenten des Ostblocks im Westen denke, an jenen treulosen Stalinisten, der Mitte der fünfziger Jahre den sozialistischen Realismus in die Bundesrepublik eingeschleppt und bürgerlich verklärt hat. Er liest Bücher ganz gern, und er versteht sie auch, wenn sie von Siegfried Lenz oder Ulla Hahn sind. liest wie ein Liebhaber von Lämmern, der die ganze Landwirtschaft auf Schafzucht umstellen möchte. Seinem Ur-. teil und Zuspruch - nicht seinem allein, aber er gibt den offiziösen Ton an - verdanken wir die Furore von Romanen und Gedichten, die Motive ansetzen wie Fett, zum Anbeißen ähnlich, mundgerechter von Jahr zu Jahr und Ring für Ring schillernd wie Fleisch, das verführerisch fault. Im Namen der Rose Parfüm zu einer unendlichen Geschichte verrührt: das wäre sein Lieblingsbuch, obwohl er es öffentlich nicht sagen würde. Aber er läßt uns merken, daß er auf ein solches Ereignis schon lange wartet und immer noch hofft.

Heroen

Ein wirklich bedeutender Geist fällt nicht so schnell vom Himmel, kommt aber von dort. Ach, unsere alternden Heroen. Heimarbeit allein macht ja nicht froh; motivbeladen schwanken sie an die Öffentlichkeit, erklären sich und alles mit ihren eigenen Worten und warnen: in Managua vor der Konterrevolution und im VIP-Raum des Flughafens Kalkutta vor der Überbevölkerung in Indien, in der »Zeit« vor den vielen toten Bäumen, den Löchern in der Ozonschicht, dem nuklearen Winter, in der »Welt« vor dem Mangel an rechtem Nationalbewußtsein: blicken über die Lesebrille, der Hals wird faltig, der Nacken steif, die Zähne grau, den Nobelpreis hat auch noch keiner, und warnen, als hätten sie, jeder auf seine Weise, flüchtig Erdgeschichte studiert und bei den Sauriern das Aussterben abgeguckt: warnen uns, von Weltanschauung und Weltschmerz häuslich bewegt und immer in der ernsten Sorge, ob wir noch zuhören. Eines Tages, nach reiflicher Überlegung, werden sie uns vor dem Tod warnen wollen.

Von Klaus Roehler ist zuletzt erschienen:

»Achtung Abgrund«, Transit Verlag, 1985, DM 18.-

Literatur-Konkret 1988, S. 26

Eberhard Hübner

Identität als hygienische Kategorie

Was erzeugt eine sogenannte gesamteuropäische Kultur, die von vornherein ihrer gefährlichsten Widersprüche, unangenehmsten Probleme, härtesten Einsichten und Giftzähne beraubt wurde? Harmlosigkeit und Waschzwang.

Er wolle eine Zeitschrift für kulturelle Eliten machen, so hat der Herausgeber von »Lettre International«, der in Pariser Emigration lebende Tscheche Antonin J. Liehm, in einem Interview verlauten lassen: »Es kommt weniger darauf an, eine Elite zu bilden, das wäre zu optimistisch für eine kleine Zeitschrift wie diese; zumindest aber geht es darum, diese Elite zu finden, dieser Elite etwas zu Lesen anzubieten.« Ich habe gar nichts gegen Eliten und teile Gleichheits-Verallgemeinerungen nicht, die ohnehin zu oft von Leuten vorgetragen werden, die zu Eliten gehören oder sich auf dem Weg dorthin befinden. Dieses Zielgruppen-Gekitzel aber, mit dem die Redaktion von »Lettre« in Editorial und Werbematerial ihr eigenes Produkt anpreist, wirft ein trübes Licht auf die Zeitschrift.

Ob sie nämlich etwas zu sagen hat, ob sie intellektuelle Ereignisse in Gang setzen kann, das ist ja nicht vom Bildungs-Status der Leserschaft garantiert, sondern richtet sich allein danach, ob man etwas aufzuhellen in der Lage ist von dem, was in der Welt vor sich geht. »Lettre« aber definiert intellektuelles Niveau vorweg nicht über den Anspruch der Sache, um die es gehen könnte, sondern über soziologische Kriterien, die im Falle von Kultur notwendig konventionell sind, weil sie sich in einer Zeit, in der man kaum mehr sagen kann, was Kultur ist, an dem orientieren müssen, was sich als solche gesellschaftliche Geltung verschafft hat.

Man weiß nicht: ist das Marketing-Strategie oder Naivität? Die Verbeugung vor kulturellen Standards jedenfalls kennzeichnet vieles von dem, was in der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift zu finden ist, und läßt wenig hoffen auf Beiträge, die einzig daran interessiert sind, den Punkt zu treffen. Dabei ist die Tatsache erstaunlich, daß sie oder eine wie sie erst jetzt kommt, denn die Idee zu einer gesamteuropäischen Zeitschrift lag schon lange in der Luft. »Lettre International« erscheint auf Französisch, Spanisch, Italienisch und jetzt also auch auf Deutsch und druckt Aufsätze von Autoren aus aller Welt, vornehmlich natürlich aus Europa.

Mit dieser Idee ist sie eigentlich kein Vorreiter, sondern eher ein Spätzünder der europäischen Kultur, denn die gibt's Ja nicht erst, seitdem der Begriff 'Europa' auch in Politikermund geläufig worden ist. Die kulturellen Traditionen gingen in Europa schon immer über die Grenzen hinweg, und die nationalen Kulturen sind hier selbst in ihren obsessiven Absonderlichkeiten mehr oder weniger starke Abschattungen von gemeinsamen, wenn auch widerspruchsvollen Grundstrukturen.

So stößt diese Zeitschrift gar keine neuen Tore auf, sondern stellt nur ein neues Medium bereit, eins, das sich allerdings als praktisch erweisen könnte: wenn auch der Übersetzungsbetrieb heutzutage erstaunlich fix funktioniert, so konzentriert er sich doch auf Erfolgreiches. Essays und Aufsätze folgen da, wenn überhaupt, etwas langsamer. Hier könnte »Lettre« eine Funktion erfüllen, die nämlich, tiefer und schneller in die Diskussionen und Szenen hineinzuführen, die sich woanders abspielen. Zumal man sich vorgenommen hat, auch Autoren aus Ländern zu Wort kommen zu lassen, die hier nur beiläufig wahrgenommen werden.

Mit solcher schlichten Kulturbetriebs-Nützlichkeit gibt sich die Zeitschrift allerdings nicht zufrieden. Anstatt sich in die bereitliegenden Diskussionen hineinzustürzen, unternimmt sie in ihrer ersten deutschen Ausgabe weitschweifige Legitimationsversuche. Wie auf Stelzen wird da die Idee einer gesamteuropäischen Kultur durch das Heft getragen, so daß die Zeitschrift als deren Zentralorgan daraus sofort ihre eigene Wesentlichkeit schöpfen kann. Selten habe ich so viel von europäischen Werten, vom europäischen Wesen und europäischen Erbe lesen können; seitenlang machen sich die Autoren daran, die Identität der europäischen Kultur zu bestimmen.

Solcher Definitionsbeschuß macht mißtrauisch, denn die Frage nach der eigenen Identität ist ja das sicherste Indiz für ihre Schwäche. Prononcierte Selbstbestimmungen beginnen immer da, wo die Aufgaben, die es zu lösen gilt, verschwimmen, die Schwerkraft der sich aufdrängenden Probleme versiegt und durch Rückbesinnung auf die Vergangenheit und ihre bewährten Bestände das Profil, das sich von selbst nicht mehr ergeben will, nachträglich akzentuiert werden muß. An ihrer Identität versuchen sich die Ideen zu vergewissern, die sich ihres Ortes in der Gesellschaft nicht mehr sicher sind.

Sozusagen unterhalb ihrer eigenen Begriffe zeigt sich »Lettre International« damit als Symptom dessen, was es mit ihnen noch zu verkleistern versucht, daß nämlich dieses Europa, das sich zur einen Hälfte gerade als politischer und ökonomischer Koloß formiert, für die Kultur keine dringlichen Aufgaben hat, so daß sie sich diese durch Nabelschau erst suchen muß. Darüber hinaus sind ja die avancierten Diskussionen in Europa ohnehin getrieben von der Selbstkritik dieser Kultur, von der Erkenntnis gerade ihrer Uneindeutigkeiten. Die überkommenen Kategorien der europäischen Denktraditionen scheinen sich heutzutage alle in ihr Gegenteil verkehrt zu haben, so daß von Identität nur als von einem Paradox die Rede sein kann; und es ist nur die Einsicht in diese Selbstauflösung aller Gehalte, die ihr produktives Restpotential noch freisetzen könnte. Denn die europäische Kultur ist nie nur das eine, sondern immer auch das andere, sie

besteht aus den Idealen und ihrer Destruktion, den Utopien und ihrem Gegenteil, der Erstarrung in Systemen und dem Überschuß an Gedanken: sie ist eine Kultur der permanenten Bewegungen, der Konflikte und Differenzen. Deshalb läßt sich ihr Kern nicht als Besitz: als Identität oder Wert deklarieren, weil beides nur in dem Maß interessant ist, in dem es das Denken, Fühlen und Handeln über den status quo hinausbringen kann. Nicht in Identitäten artikuliert sich diese Kultur, sondern allein in deren Erprobung in Kritik und Praxis.

An solche Kompliziertheiten wagt sich die Sinn-Sehnsucht der Europa-Ideologen in »Lettre« nicht heran; zuweilen erscheint der Begriff der Identität sogar als hygienische Kategorie: »Wenn die Rückkehr zur Kultur wirklich produktiv sein soll«, schreibt etwa die französische Historikerin Diana Pinto, »dann als eine positive Stufe auf dem Weg zu einer europäischen Identität, die endlich mit sich im reinen ist.« Ob da je jemand mit sich im reinen war, ob und unter welchen Bedingungen so etwas überhaupt möglich, ob es wünschenswert ist, all diese Fragen liegen hier ganz weit weg. Die Kultur, die »Lettre« seinen Lesern als angeblich europäische vorbuchstabiert, ist schon von Anfang an ihrer gefährlichsten Widersprüche, ihrer unangenehmsten Probleme, ihrer härtesten Einsichten beraubt. Die Giftzähne sind gezogen, und sie lassen eine Harmlosigkeit übrig, die den Butterbergen und Großkonzernen des wirklichen Europa nun nicht gerade den intellektuellen Segen verpaßt, aber auch nicht viel gegen sie einzuwenden vermag.

Solch harmloses Denken wird möglich, weil in ihm Kultur um all ihre Ansprüche, die über den Bereich der höheren oder tieferen Geistigkeit hinausweisen, beschnitten wird. Der Aufsatz über »Transatlantische Strömungen und Gegenströmungen« von Diana Pinto (auf fünf Seiten fast vierzigmal der Begriff 'Identität': eine wahre Fanatikerin des Kulturzusammenhalts!) tut sich da besonders hervor. In der inneren Auseinandersetzung mit den Übermächten in Ost und West gibt es - so schreibt sie - überall in Europa eine »Rückkehr zum Kulturbegriff« (o Heimat der Begriffe!): »Heute berufen sich Intellektuelle, Künstler und sogar Politiker auf den Begriff der Kultur, um eine neue europäische Identität ins Leben zu rufen.«

Da für Frau Pinto die Berufung auf die Sache schon als diese selber gilt, hat sie es nicht schwer, Indizien zu finden für diese »kulturelle Wiedergewinnung Europas«, vor allem nämlich in den grassierenden Werbeveranstaltungen der Nationen für ihre eigene Geschichte, der 750-Jahr-Feier von Berlin etwa oder dem 200. Jahrestag der französischen Revolution. In all dem vollzieht sich eine »gesamteuropäische Wiederentdeckung der Vergangenheit als Kultur«; und die war nötig, so Pinto, damit Europa endlich aus dem belastenden Schatten der Nachkriegszeit heraustreten konnte, in der »die sozialen und wirtschaftlichen Determinanten wichtiger waren als die Kultur.«

Man könnte solche Äußerungen mit Milde übersehen, stünden sie nicht an exponierter Stelle in einer Zeitschrift, die sich für gesamteuropäisch hält. Und da ist das fehlende Mißtrauen gegen öffentlich geförderte Rückblenden doch verblüffend. Der Zweifel, dachte ich, sei seit Descartes europäisches Gemeingut. Daß die Beschäftigung mit den runden Jahrestagen statt neuen Sinn zu stiften vielleicht gerade die Kompensation von dessen Abwesenheit bedeuten könnte: zugegeben, das ist auch kein origineller Gedanke, aber Frau Pinto streift ihn nicht einmal.

Dabei liegt er umso näher, als in ihrem Aufsatz, der ja das Gegenteil vertritt, von einigen verzagten Hinweisen auf das »humanistische Erbe« in Nebensätzen abgesehen, überhaupt nicht formuliert wird, worin denn das identitätsstiftende Moment dieser Wende zur Vergangenheit eigentlich bestehen soll. Offenbar gilt der Autorin schon die Besinnlichkeit als Besinnung, der Humanitätsbegriff als Humanität, die Frage nach der Identität als deren Konstitution, kurz: der gute Wille als die Wirklichkeit. Man muß nur heftig genug in die Vergangenheit hineinstarren, damit der Sinn, gleich welcher, aus ihr herausfällt. Für dieses Denken scheinen Historie und höhere Kultur Selbstwert zu haben; ihre Sinn-Funktion ist immer schon garantiert, steht auf Abruf zur Verfügung und muß sich nicht selber noch inhaltlich legitimieren. Wie aber, wenn gerade der Blick auf die historischen Bestände alle Wünsche nach Sinn und Identität durcheinanderbrächte?

Denn diese Wünsche sind unteilbar und lassen sich nicht auf Spezialbereiche beschränken. Wo Kultur wie hier vorweg als Sphäre der Selbstfindung definiert wird und darin von Wirtschaft und Politik unterschieden, wird ein wesentlicher Anspruch, den das europäische Denken durch all seine Ausformungen hindurch ausgezeichnet hat, aufgegeben. Dieses Selbst hat sich nämlich zumindest theoretisch, oft genug aber auch praktisch mit der Zuweisung zu begrenzten Sparten, in denen es angeblich exklusiv um es selber ging, nie zufriedengegeben. Immer hat es das jenseits auf die Erde, das Innere nach außen holen wollen. In dieser Bewegung liegt seine utopische, wenigstens seine alles verändernde Dynamik. Kultur als das Reservat von Identität zu bestimmen heißt dann, den Rest der Welt sich selber zu überlassen und ihn von den Sinnansprüchen der Menschen fernzuhalten. So können sich materielle Interessen und Kultur nie ins Gehege kommen, die Kultur wird zur konfliktfreien Zone und damit belanglos. Ich halte das für eine uneingestandene Resignationsform der Kulturtheorie; die sich auf alles mögliche berufen kann, nur nicht auf europäische Traditionen.

»Bei meinem täglichen Blick auf die Karte verschiebe ich die Grenzen von Böhmen des öfteren, mal nach der historischen Vorlage von Großmähren, mal nach Shakespeare, der wußte: Böhmen liegt am Meer. Es wäre allemal sinnvoll, die Vorschläge der Dichter zu bedenken, statt die Teilung der Welt Politikern zu überlassen, die nicht lesen«, so hat die in der Tschechoslowakei geborene, in Deutschland lebende und deutsch schreibende Schriftstellerin Libuse Moní ková auf einem Kongreß im Mai in West-Berlin sich ihr Europa ausgedacht. Der melancholische Irrealis dieser Okkupation des Kontinents

von den böhmischen Dörfern aus löst sich auf im Ernst der Begriffe, in denen sich das Konzept von Mitteleuropa präsentiert, das derzeit in Dissidentenkreisen Furore macht und also auch in »Lettre« nicht fehlt.

Da wird ein Europa der kleinen Nationen entworfen, in dem die verschiedensten Traditionen sich gegenseitig durchdringen und stimulieren. Ein bunter Teppich aus selbstbewußten Provinzialismen: so empfiehlt sich Mitteleuropa als Kulturmodell für's ganze und als Klammer über die europäische Spaltung hinweg. In »Lettre« ist es ein anonymer Josef K., der Mitteleuropa vertritt; es handelt sich um einen Auszug aus einem Samisdat-Papier, das in der Tschechoslowakei seit langem zirkuliert. Das ist noch der sympathischste Europa-Beitrag des Heftes, allein schon deswegen, weil er frech an die Stelle der üblichen Orientierungsheroen der europäischen Kultur die Figur des braven Soldaten Schwejk als deren eigentliches Ideal setzt.

Es geht um eine Apologie des gerissenen Kleinbürgertums als der wesentlichen europäischen Kultursubstanz, um die Transformierung des »plattfüßigen tschechischen kleinen Mannes« in eine Art Resistenzmasse gegen die großen, alles einkassierenden Machtsysteme. »Plattfüße sind mehr als nur eine gelungene Metapher, sie sind ein echter soziologischer Begriff, eine Charakterdiagnose, ein orthopädischer Fehler der mitteleuropäischen Mentalität«, mit quasi subversiven Verdiensten.

Solche Umkehrung der Ideale scheint mir nicht nur tschechische Folklore zu sein. Vielmehr liegt hier eine radikale Interpretation dessen vor, was Hans Magnus Enzensberger an einer anderen »Lettre«-Stelle etwas unverbindlich als seinen europäischen Kulturkern formuliert: »die Autonomie des Einzelnen gegen das Ganze«. Die wäre ja in der Tat erst dort vollständig erreicht, wo das Recht, auf Ideale und Lebensstile verzichten zu können (ohne die Pflicht, es zu müssen), sich durchgesetzt hätte.

Ein bißchen klingt diese Musik aus Mitteleuropa wie eine Botschaft aus der Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat. Ich finde es auffällig, daß in dem Moment, in dem die Auswirkungen der europäischen Rationalität die Welt verwüsten, die Apologie des Kleinen hier Attraktivität gewinnen kann. Hinter der Liebe zu Plattfüßigkeit und eigensinniger Mediokrität scheint mir ein Traum zu stehen, die Sehnsucht nämlich danach, zu einer unschuldigen Kultur zurückzufinden, die glücklich mit sich selbst sein könnte, weil sie ihre eigenen Konsequenzen nicht fürchten müßte.

Die nämlich schiebt man gerne auf die Supermächte ab. In allen Europa-Aufsätzen von »Lettre« wird der Gegensatz zwischen dem alten Kontinent und ihnen beschworen, und immer unter den gleichen Vorzeichen: die Megalomanie, das Totalitäre, der Machtwahn gehören nach Amerika und vor allem natürlich nach Rußland. Vielfalt, Individualismus, Lebendigkeit sammeln sich in der kontinentalen Mitte. »In diesem Sinne ist das, was man den Niedergang Europas in der Weltpolitik nennt, ein Glücksfall, der es dem Kontinent erlaubt, endlich zu sich selbst zu kommen«, schreibt Enzensberger, als sei Europa eine Region der dritten Welt, die kulturell entkolonialisiert werden müßte.

Diese Geste des bislang um seinen guten Kern gebrachten Opfers ist für die europäische Kulture ein Etikettenschwindel, weil sie ja immer auch den Tätern Ausdruck und Argumente gegeben hat. Was aus Amerika und der Sowjetunion zurückschallt, ist von Europa aus in die Welt hineingerufen worden. Die Ost-West-Spaltung, gegen die Mitteleuropa sich breit zu machen versucht, ist auch eine Folge der ungelösten sozialen Probleme in Europa; und der europäische Individualismus wurde durch eben die Rationalität produziert, die ihn bedroht und zerstört.

Kulturelle Ideale stehen nicht einfach zur Disposition der guten Wünsche. Sie schleppen einen Hof von Konsequenzen und Voraussetzungen mit sich herum, zuweilen selbst ihr eigenes Gegenteil, von denen sie sich nicht lösen können, deren Verhältnis zueinander zu klären jedoch die Aufgabe der kulturellen Selbstreflexion wäre Das ist aber ein Kennzeichen des harmlosen Denkens: seine ungebrochene Parteinahme für das Gute In den Europa-Aufsätzen von »Lettre« äußert es sich in der Überzeugung, daß Kultur offenbar in der forcierten Artikulation des Richtigen besteht, ohne Rücksicht auf seine realen Bedingungen; eine Neuauflage des alten Geiste-gegen-Welt-Themas.

So wird erstaunlicherweise das gegenwärtige Wirtschafts-Europa in all diesen Aufsätzen kaum erwähnt. Einzig Enzensberger findet es eine Überlegung wert, daß Europa ja nicht im Reich der Geister, sondern auf festem Boden anzusiedeln ist. Irgendwie weiß das wohl auch Diana Pinto. Während sie jedoch die fromme Erwartung liegt, daß »aus der EG der harte Kern der europäischen Identität wird«, stellt Enzensberger die Gegensätze klar: »Brüssel oder Europa - eins von beiden«, heißt sein Aufsatz. Auch er destilliert die üblichen europäischen Essenzen, stellt jedoch zugleich fest, daß das reale politische Europa deren Obstruktion betreibt. So wird immerhin das Terrain abgesteckt. Aber auch solche kritischen Wendungen des Kulturbegriffs sind wohlfeil, weil sie in den leeren Raum hineinplaziert sind und sich nicht umsehen nach Lebensformen, von denen sie getragen werden könnten.

Ich will gegen solche Idealismen gar nicht Karl Marx zitieren, es reicht schon Robert Musil. Der schrieb nach dem Ersten Weltkrieg in einem Essay über »Das hilflose Europa«: »Es fehlt nicht an der Idealität, sondern schon an den Vorbedingungen für sie Die Lösung liegt weder im Warten auf eine neue Ideologie, noch im Kampf der einander heute bestreitenden, sondern in der Schaffung gesellschaftlicher Bedingungen, unter denen ideologische Bemühungen überhaupt Stabilität und Tiefgang haben. Es fehlt uns an der Funktion, nicht an Inhalten.«

Damit ist gesagt, daß all die guten Konjunktive der kulturellen Selbstfindung nur dann eine sinnvolle Perspektive auf die Welt abgeben, wenn sie sich in den Horizont der gesellschaftlichen, politischen, institutionellen Lebensformen übersetzen lassen. Das ist die Voraussetzung für die Verbindlichkeit von Kultur; jenseits davon liegt das Land der schönen Worte.

Nachschrift:

Glücklicherweise kann man in »Lettre« dann auch das Gegenteil von all dem lesen. Auf Seite 59 steht in einem Aufsatz von Michel Foucault: »Unter allen Gesellschaften der Geschichte sind die unseren - ich meine jene, die gegen Ende der Antike auf der Westseite des europäischen Kontinents entstanden sind - die aggressivsten und eroberungswütigsten; sie sind zu erstaunlicher Gewalt sowohl sich selbst als auch anderen gegenüber fähig.« Das Denken über Europas Kultur müßte mit diesem Satz beginnen. Daß er hier zu finden ist, gibt Anlaß zur Hoffnung darauf, daß diese Zeitschrift nicht nur von der Blauäugigkeit europäischer Ideenritter beherrscht wird.

Literatur-Konkret 1988, S. 30

Günter Herburger

Gebrechen und Huld

Die Stadt der Bewegung; die Stadt der Mode, der Rüstung und des Films; die Bier-, Universitäts- und Freizeitstadt; die Stadt tausender Wirtschaften, Restaurants, Bars, Boutiquen etcetera; die, wird behauptet, geheime Hauptstadt unseres Lands.

Tagestouristen geben hier doppelt so viel Geld aus als anderswo, davon wieder wird die Hälfte für Einkäufe verwendet. München ist auch die sicherste Großstadt Europas, kürzlich belegt durch eine Notiz: Als die Polizei nach einer Alarmmeldung, es sei in ein Videogeschäft eingebrochen worden, dort eintraf, befand sich in dem Laden noch dessen Besitzerin, die den Schlauch ihres vorderen Fahrradreifens flickte.

München ist ebenfalls die Stadt mit den meisten Pedalwegen entlang Magistralen, Flüssen und Bächen, durch Auen oder vormals Trümmergrundstücke, die begrünt wurden. Aus dem Herzen der Helligkeit, der Fußgängerzone, sollen, heißt es, die Zementkübel für Hartlaubgewächse, wie es sie inzwischen auch auf dem Arbat von Moskau oder in Mexico-City gibt, wieder entfernt werden.

Ich wohne hier, ein Flüchtling, der Ende der sechziger Jahre, als in Berlin Diadochenkämpfe ausbrachen, nicht wußte, ob er sich in Hamburg oder besser in Frankfurt, dem Nabel der Bundesrepublik, ansiedeln sollte. Ich entschied mich für den Süden, aus dem ich stamme. Ich bin jedoch kein Bayer, vielmehr gebürtig aus dem Allgäu, dem letzten Zipfel Württembergs vor der Grenze. Bei uns zuhause wurde Alemannisch, Schwyzer-Dütsch, Elsässisch, Tirolerisch, Venezianisch und Viehhändler-Jiddisch gesprochen, ein Gemisch, von dem ich zehre.

Ich zog in eine ehemalige Terroristenwohnung, genannt das Märchenbüro. Eine Straßenecke weiter, in einem Bürgergehäuse mit Erkern, trommelt, wäscht und schläft meine Familie, eine drei-Generationen-Sippe, der ich, gottlob, angehöre, sonst wäre ich längst verdorben. Aber München? Wir kennen es nicht, haben anderes zu tun.

Auf dem Starnberger See waren wir nur zweimal, in der Landschaft vor den Alpen höchstens fünfmal. Wir fürchten uns vor dem bayerischen Restaurationsbetrieb in Sprache, Finanzen sowie begradigter Geländegewinne. Manchmal aber, ob bei Regen, Sonnenschein oder Schnee, und es ist Sonntag nachmittags, fahren wir hinaus Richtung Dachau, in den wüsten Norden, wo wir im Auto zu singen beginnen und uns ein Mal bekreuzigen. Wir kommen vorbei am alten Gaskessel, dann entlang den einzeln aufgestellten Hochhausbehältern des Armenviertels Hasenbergl und scheren in ein Seitensträßchen ein, das gewellt und kurvenreich zwischen Kiesgruben und Armeen von Hochspannungsmasten hindurchführt. Stürmischer Wind, im Frühjahr vermengt mit abgerissenen Blüten gleich Geschossen, schlägt gegen die Seitenfenster. Wegschilder stehen überkreuz, weisen in die Irre, jedoch wir wissen, wohin. Vor dem Gittertor der Familie Katz halten wir und steigen aus.

Wir werden immer willkommen geheißen, müssen uns nie anmelden. Meine Tochter geht umher, inspiziert Küche, Abstellkammern und Gänge des in Handarbeit geschichteten Vielfachhauses, verlangt nach einem zugeklappten Wurstbrot, das sie dort immer zur Begrüßung von Frau Katz bekommt, bei uns daheim aber nie essen würde.

Meine Frau setzt sich vor einer Schrankwand, hinter der ein zweites feuchtes, ebenfalls angeschimmeltes Zimmer sein muß, in dem wir nie waren, tief seufzend auf das Sofa und schaut zum Fernsehapparat, der stets läuft.

Mein Kind hat eine Waschmaschine entdeckt, setzt sie in Gang: Wasser strömt aus einem Schlauch über den Zementboden. Der Abfluß dafür wurde von Herrn Katz, einem angeheirateten Alkoholiker, wie Frau Katz betont, in der Ecke rechtwinklig eingelassen.

Mit Herrn Katz trinke ich, eine offizielle Gelegenheit für ihn, Flaschenbier, und dann gehen wir in den Anbau, der vom Boden bis zur Decke voll Käfigen steht, in denen Chinchillas, kostbare Pelztiere, umhertoben, in Rädchen laufen, schlafen oder sich begatten. Wie geschlachtet, gegerbt, Jungmäuse mittels Pipetten aufgezogen, oder wie auf Auktionen getäuscht wird, darüber weiß ich fast alles, dank Herrn Katz und einem Stapel Fachzeitschriften.

Frau Katz, die jeden Morgen um fünf Uhr aufsteht, dann mit dem Rad zur nächsten S-Bahn-Station nach Karlsfeld fährt und als Putzfrau einer Leasing-Firma in Münchner Bürotürmen arbeitet, hat sich inzwischen von ihrem Mann, dem Spätheimkehrer mit verkrümmter Wirbelsäule, dem Trinker und Schläger, scheiden lassen. Was für eine Erleichterung, sagt Frau Katz.

Herr Katz wohnt jetzt in einem Männerheim, klagt, hat nichts zu tun, die Käfige sind verwaist. Söhne, es sind, glaube ich, vier oder fünf, es kann sich zum Teil auch um Schwiegersöhne handeln, stellen ihm jede Woche einen Kasten Bier vor die Tür.

Nun allein gehe ich aus dem Gerümpelbau hinaus, schrecke vor einem Freiluftkäfig, in dem Schäferhunde erbittert an Maschendraht hochspringen, zurück, betrachte noch das schwarze Gemäuer des Austragshäuschen, das, vor Jahren abgebrannt, nicht wieder aufgebaut wurde, und dringe durch Kot und über Schutt zum rückwärtigen Anbau aus Blech und Brettern vor, dem Stall.

Er ist leer. Frau Katz sagt, der Schäfer bezahle pünktlich die Miete, aber Schafe habe er bald keine mehr. Leber- und Klauenleiden hätten gewütet. Außerdem gebe es kaum Weideland. Früher, zur Zeit der Kabinenroller, sei der Schäfer mit seiner Herde entlang der Autobahn gezogen, einmal, behauptet sie, bis Augsburg und wieder zurück.

Im Frühsommer, und es ist wieder Sonntag Nachmittag, holen wir unseren alten Zeltwagen aus der Scheune, der dort überwintert hat, und schlagen den Deckel auf: jubel, Modergeruch, aus Matten und Planen flüchten Asseln und kleine Spinnen. Dann dringen wir weiter vor, beginnen Italien zu spielen, entfalten Zeltbahnen, stecken Stangen ineinander, bauen ein Gerüst, das meist schief bleibt, erlahmen schließlich, denn Frau Katz hat Kaffee gekocht. Zu essen gibt es Bienenstich, während Schwiegertöchter und Söhne bereits um einen wackligen Campingtisch sich drängen und Frau Katz sich in einem Rohrsesselchen niederläßt.

Unser Kind hat drei Kücken im Schoß, ein mißtrauisches Huhn bekommt einen Anfall und flattert entsetzt aufs Dach. Der Geruch von Lupinen und Raps strömt über den Hof, und hoch oben am Himmel, dem Alpenrand zu, bilden sich Zungen abendlicher Strato- oder Schafswölkchen.

Sie habe, sagt Frau Katz, sich immer wehren müssen, sie besitze ein Anrecht auf Frieden. Einmal wolle sie noch mit der Seitenwagenmaschine ihres jüngsten Sohns zum Pass Brenner und dort Kaffee trinken.

Ebenfalls im Norden der Stadt ließen wir uns vor zehn Jahren noch eine Stunde lang durch einen Dschungel aus Blättern und Gezweig die Amper abwärts treiben; inzwischen ist der kleine, kurvenreiche Fluß vergiftet.

Ein paar Kilometer weiter erhebt sich der Müllberg, zu dem ich manchmal hinauslaufe. Unter seiner Humusdecke bebt und brodelt es leise, als betreibe in der Tiefe das Max-Planck-Institut, unweit angesiedelt in Garching, die Quantenkocherei der Kleinstteilchenphysik. Der Berg hat, bilde ich mir ein, die Form riesiger Magnetspulen für Gigastärken.

Eher Vertrauen bereitet die künstliche Landschaft des Olympiageländes, dessen Hügel und Wellen von umsichtigen Planern entworfen wurden. Dickicht gedeiht an Abhängen, wird wieder gerodet; Kaninchen bauten Höhlen, duckten sich frühmorgens im Gras, aber eine Seuche hat sie hinweggerafft, eingeführt, heißt es, damit die Kolonien sich nicht noch mehr vermehrten, vom Gartenbauamt. Ab und zu fand ich auch ein von Schäferhunden kopflos gewordenes Tier in einem der Abfallkörbe.

Bei Föhn, einer Inversionswetterlage aus Erwartung und böser Klarheit, fangen die durchsichtigen Pagodendächer des Fußballstadions und der Schwimmhalle wie zu atmen an, scheinen größer zu werden, sich von den Masten zu lösen, und in einer triumphalen Formation segeln die Flügel der Dächer nach Westen, dem Bodensee zu, der sich im Kobalt des Himmels fern widerspiegelt.

Am Rande des Geländes stehen noch die Zementbaracken der Bauleitung, als das Areal für die olympischen Wettspiele 1972 entworfen wurde. In den später mit Moos und Scharfgarben bewachsenen, unordentlichen Werkstätten hauste die Montessori-Schule, ein paar Hundert mehr oder weniger geschädigter, hellsichtiger Kinder mit ihren verrückten Lehrerinnen und Assistenten. Bei Regen mußten Eimer und Blechbüchsen aufgestellt werden. Musik erklang, als würde Paul Hindemiths »Gang durch eine Fabrik« von vielen Klavieren gespielt.

Die Korridore waren bemalt; die Klassenräume hatten sich zu verschlungenen Wohnlandschaften entwickelt; in der Schreinerei und in der Küche wurde geduldig laboriert; und Elsa, eine Hündin, die der jugoslawischen Hausmeisterin gehörte, bekam fast jedes Jahr junge, deren Schwächste sie, Elsa, jedesmal auffraß. Auch Enten marschierten umher, interessierten sich besonders für verlorene Schuhe. An einen Hamster erinnere ich mich noch, der rätselhafterweise die Wirbelsäule gebrochen hatte und in einen Teilgips gesteckt wurde, aber leider nicht mehr genas.

Enge und Getöse herrschten, kollabierten manchmal, als zelebrierten mehrere Mannschaften gleichzeitig Hockey gegeneinander, doch das Chaos brach sich immer wieder festlich Bahn. Die Kinder zogen hinaus in die Wildnis struppiger Büsche und Brennesselwälder. Rüttler, Schüttler und Speichlerinnen besetzten die Hügel zur Verwunderung international gemischter Touristen oder sie besuchten nebenan den Garten des russischen Mönchs Timofey, was jener nicht schätzte. Timofey hatte aus Gerümpel zwei Holzkirchen und eine Kate gebaut, lebte von Almosen und war verheiratet mit einer Nonne, die, wurde behauptet, seine Schwester sei.

Die Nonne ist gestorben, Timofey wohnt inzwischen in Untermiete, verwaltet jedoch noch seine zaristische Wunschkolonie, die von der Stadt eingezäunt und Timofey auf Lebenszeit garantiert wurde.

Die Schule wurde umgesiedelt, nach Großhadern, neben das vielerlei Krankengut beherbergende universitäre Klinikschiff gleichen Namens, in dem erfolgreich Herzen, Lebern, Nieren, vielleicht sogar Lungen verpflanzt werden.

Montessori erhielt ein traubenförmiges Ghetto aus Pavillons in gemäßigtem Tudorstil, finanziert zum größten Teil vom bayerischen Kultusministerium, für den Rest sprang die Aktion Sonnenschein e.V. ein.

Inwändig Platz gibt es nun genügend, auch kann der Boden des beheizten Schwimmbads nach Bedarf gehoben und gesenkt werden; und Elsa, die Hündin, soll noch vorhanden sein, doch wo? Sauberkeit und Verteilung walten, Bilder hängen an dafür vorgesehenen Tafeln, die Dächer sind dicht. Aber verlorene Schuhe treiben immer noch umher, die Enten dafür jedoch fehlen.

Manchmal renne ich hinaus auf den Olympiaschutthügel und schaue hinunter ins Tal. Die Zementbaracken sind leer, keine Pingpongbälle hüpfen mehr über Tischtennisplatten, an denen Spastiker übten. Kraut und wilde Weiden wurden abgesäbelt, ein Verteilerbecken für Abwasser war ausgehoben worden, darüber entstand eine grüne Decke, durchkreuzt von Teerwegen.

Auch in unserer Straße, als würden wir aus Protest wie unter fremder Besatzung die Nachthemden nicht mehr wechseln wollen, in der malvenfarbenen Elischeba trat Fortschritt auf. Kolonialwarenlädchen verwandelten sich in Boutiquen, deren Inhalt anscheinend niemand kauft; in den Kellern geheimnissen Türkenfamilien: die großzügigen Wohnungen darüber wurden saniert, aufgeteilt und verkauft, die alten Insassen flohen, und die letzte Metzgerei, in der noch 50 Gramm Aufschnitt abgewogen worden war, hat sich freiwillig umgesiedelt.

Wo ich glücklich gewesen war, am Ende Isabellas, in der zerborstenen, ehemaligen Leim- und Seifenfabrik, Münchens erstem Trödelmarkt, als ich mein Kind, das längst in der Paradiesschule Montessoris heimisch geworden ist, noch in einem Rucksack mit mir trug, verschwitzt und benäßt von rinnender Spucke, und nie mehr würde diese seidige Zusammengehörigkeit sich wiederfinden, auch wenn wir ab und zu noch in die Pinakothek einkehren, um erneut das schönste Bild der Welt, die »Alexanderschlacht« von Albrecht Altdorfer zu betrachten, ein mäßig großes Gemälde unter Panzerglas mit einem, dünkt mir, Rahmen aus Gutapercha, von dem die Lanzen und erhobenen Säbel zur Mitte fluten, davon wirbelartig zurück, während der schwermütige Perserkönig auf seinem Sichelwagen schon weiß, daß er verlieren, sterben wird, doch darüber hängt eine Schlaufe mit eingeprägten Sprüchen, und dahinter gipfeln in Blochblau und Pascalgrün schroffe, süchtig ideelle Landschaften, wie ich sie gern gehabt hätte, damals, zu Beginn der Vergangenheitsschritte, balancierten wir oft im Hof der Leimfabrik über durch Morast gelegte Bretterstege, begutachteten Lederwesten, Motorradteile oder emaillierte Abzeichen von der Nazi-Olympiade 1936 und erfrischten uns im Krüppelcafé, wo es Nußmilch und Hanfkakao gab. Der versumpfte Grund wurde trockengelegt, Ateliergehäuse aus Chrom und Glas entstanden mit Läden, einem Marmorbuffet und einem Getränkemarkt im Parterre nebst einem Teich aus Kleinkopfpflaster, um den manchmal ein Kind irrt, ein vielfach geflicktes Schlaftier im Arm.

Widerstand bot noch eine Autowerkstatt aus den fünfziger Jahren, die sich durch mehrere Hinterhöfe gegraben hatte. Unter der Erde gab es düstere Säle für Reifen- und Motorenerneuerung, darüber, zwischen der rechtwinkligen Spenglerei und, kaum vorstellbar, einem Hauptschraubenlager, dem ein abgemagerter Kämpfer vorstand, der nur noch einen Lungenflügel besaß, aber trotzdem unentwegt rauchte, erhob sich auf einem gemauerten Hügel das Brotzeitstüberl, ein ehemaliger Milchkiosk in Form eines Fliegenpilzes, den die Belegschaft der Autoreparatur entweder irgendwann nachts gestohlen und hertransportiert hatte, oder das Ufo war des zunehmenden Verkehrs überdrüssig geworden und hatte sich hilfs elektromagnetischer Wellen selbst verrückt.

Neulich Getöse, innerhalb zwei Tagen rissen Bagger, nickend mit ihren Armen über Trümmern, die Wachstumsringe der Stätte ab, und Facharbeiter in Latzhosen spritzten aus Schläuchen aufwirbelnden Staub nieder.

Die Toten, sich nur in Unrat und Verwinkelungen wohlfühlend, flohen: Schutz, den wir uns eingebildet hatten, schwand. Ohne Geheimnisse lag das ganze Areal blank. In einen weiß lackierten Fertigiglu zog eine Immobilienfirma.

Mitunter denke ich, Sinnsprüchen aus Kalenderblättern mißtrauend, ich sei nur krank, jedoch auch Primzahlen helfen nicht, ein bisher verläßlicher Staketenzaun, der sich ins All schiebt.

Nochmals Rücksturz, ins Tiefengeschoß des Hotels Schottenhammel, ein Ziegelkoloß, der gegenüber dem Hauptbahnhof lag. Dort hatte ich während eines Sanskritstudiums als Schwarzgeschirrspüler gearbeitet, und wie Tiegel, Pfannen, Kupferkasserolen in heißem Essigwasser, auch, zwar verboten, mit Sand und Stahlwolle zu säubern sind, darüber weiß ich alles, da es nie und nimmer, wie zum Beispiel für Weißgeschirr, dafür Maschinen geben wird.

Als Gesinde durften wir übriggebliebene Speisen mitnehmen, ein Labsal, tags darauf portioniert auf der Schwelle zum Schnelldienst, der akademischen Arbeitsmarktzentrale, verkauft.

Eine Generation danach wurde das Hotel abgerissen, und ein Glaspalast, der Elisenhof, entstand. Wenn ich daran vorbeikomme, meist auf Suche im Bahnhofsviertel nach Kartenmaterial über fremde Städte und Länder, damit ich dorthin nicht reisen muß, höre ich wieder, denn nach dem Schwarzgeschirrwesen war ich kurzzeitig zum Nachtportierdasein aufgestiegen, wie im Chefzimmer nebenan Tausende von Biermarken durch den Zählautomaten rasselten: Es war Herbst,

die Zeit des kollektiven Rausches. Gegen zwei Uhr morgens brachten zwei Sicherheitsmänner stets einen Sack voll Münzen zum Hotelbesitzer, genannt Blutdruckgesicht, der eine Schankerlaubnis auf der Wiesn besaß.

Ins Theater, obgleich es bei uns viele gibt, ober- und unterirdische, gehe ich nie. Das letzte Mal war ich in dem Stück von Ernst Jandl »Aus der Fremde«, eine Sprechoper, aufgeteilt in sieben Szenen und penibel abgesetzten, insgesamt 655 Dreizeilern, in nur im Deutschen möglichen 1, 2, 3, 4, 5, 6 Konjunktiven.

Zwerchfellatmung der Schausteller, schwere Schritte, zu wenig Pausen, keine nachhorchende Lüsternheit machten verdrossen. Wütend besuchte ich hinterher das »Gläserne Eck«, wo sich alle Kommandanten samt Anhang versammelten, zufrieden lärmend. Als ich aus der Gesinnungswirtschaft wieder hinaussstürmte, winkte, im Lampennebel um eine Straßenecke biegend, ein bärtiger, dick gewordener Regisseur, mit dem ich selten gesprochen hatte, dessen Bubengesicht ich aber vertraute. Sein Herz zerriß eines Morgens.

Übrigblieb der Fäustling, geheißen auch die Geschwätzigkeit, einer aus dem Studentenschwarm, als wir noch bei Arthur Kutscher, Theaterwissenschafter und infernalischer Rezitator, oder bei Romano Guardini, einem Religionsphilosophen, aus dessen Bibliothek ich später ein Buch des flämischen Mystikers Johann van Ruysbroeck, »Die Zierde der geistlichen Hochzeit«, stahl, hörten, oder wir saßen neugierig im Auditorium Maximum, wenn gelegentlich der alemannische Fundamentalist Martin Heidegger über die Schrecken der Technae las. Seine Sprache klang vertraut nach Fibeln, unterbrochen wie von leidenschaftslosen Wasserstandsmeldungen. Insgeheim stritt der Provinzphilosoph gegen den Stadtphilosophen Jean-Paul Sartre, der in der damaligen Kulturzentrale Paris, wohin ich später flüchtete, residierte- Die Hauptwerke der beiden Kontrahenten hießen »Sein und Zeit« und »Das Sein und das Nichts«, ob Metaphysik schollenartig wiedergewonnen werden könnte oder ob sie endgültig unter Hochgaragen verschwände.

Wir zerstreuten uns; einer wurde Puppenpfleger, ein anderer Synchronsprecher, einige starben. Allein der Fäustling behauptete sich, Wendung um Wendung sich zu einem generellen Impresario ergänzend; seine Krümmungen sind in Zeitungen zu besichtigen.

Zu den Verabschiedungen gehört auch der »Kommaclub«, geborgen in einer Unterflurwirtschaft Ecke Hohenzollernplatz. Auf dessen anderer Seite hielten in einem Café ungarische U-Bootkapitäne Hof, die bei »Radio Free Europe« angestellt waren. In der kämpferisch deutschen Vereinigung las ich erste Langgedichte vor; manchmal kam Polizei, wollte Kommunisten auskämmen.

Dort, inzwischen wurde das bayerische Lokal von einer Imbißkette namens »Bella Italia« geschluckt, trat eines Abends, es war die Zeit Konrad Adenauers und seines Staatssekretärs Hans Globke, des weiland Kommentators der Nürnberger Rassengesetze, ein literarischer Klassenkollege aus der DDR auf, der, wir wissen es, sich als notorischer Nichtschreiber durchsetzte. Seine englische Haartolle war verwegen, seine Frau oder Freundin trug ein stilisiertes Dirndlgewand aus Chintz, am meisten beeindruckte uns jedoch, daß die zwei nach Italien, wohin wir damals noch nicht kamen, über alle Grenzen hinweg in einem Kabriolett unterwegs waren. Unvergessen blieb auch eine Hymne auf Stalin.

Manchmal, wenn der Mond, auf dem vorerst nur Amerikaner standen, am Himmel nicht abnehmen will, bitte ich darum, daß ich am Ausflugstag der Montessori-Schule mitgenommen werde.

Das letzte Mal ging die Gruppe, der auch meine Tochter angehörte, in das »Deutsche Museum«. Zunächst wanderten wir durch eine Abteilung für alte Schiffe, besahen Salzsteine, an denen die Besatzung geschleckt hatte, unterwegs zu unbekannten Kontinenten, dann gerieten wir in die nachgebauten Luxuskojen eines legendären Schnelldampfers. Über ein farbiges Panorama flogen Möven, gejagt von Wolken; dazu Musik und Wellenschlag.

In Lifts fuhren wir hinauf ins Observatorium, wobei es Debatten, Angstschreie gab, wer im ersten Aufzug mitkäme, wer im zweiten. Eine junge Lehrerin aus Österreich, mit Brombeeraugen, und ihre Assistentin, die hellblonde Wimpern hatte, sie regelten den Verkehr.

Oben hingen wir zurückgelehnt in Sesseln, es wurde dunkel, ein Werkmeister dozierte noch durch ein Mikrophon, dann entfalteten sich die Sternenreiche über München.

Meine Tochter saß neben mir, tastete nach meiner Hand. Wir sahen den nördlichen Himmel mit dem Andromedanebel, in dem sich ein paar Millionen oder Milliarden Sonnen befänden. Daneben gab es den Haufen Aquilla, auf der anderen Seite den von Beteigeuze, auf Arabisch »bet al dschausa«, Schultern des Orion, der, wünschte ich, zu einem roten Riesen würde, und wir könnten der raumvernichtenden Aufheizung zusehen.

Türme der Stadt, darüber Sternenbilder stiebten dahin, der künstliche Horizont drehte sich schneller, dann wurde von einem Sprechband der südliche Himmel angesagt.

Die Kinder verhielten sich still. Eine andere Schulklasse, die ebenfalls in der Vorführung war, begann sich zu langweilen. Bayerische Kraftausdrücke machten die Runde, zischend öffneten sich Coladosen, als Jassin aus unserer Gruppe laut erklärte, wer keine Sterne wolle, kriege tote Augen.

Später galoppierten die Kinder durch die Stollen eines Bergwerks, begutachteten, wie früher Kohle, Asphaltblende, Salz, auch Silber abgebaut worden waren, die Hauer über Leitern hatten hinunter- und hinaufsteigen müssen, aber auch eingewachste Rutschen gab es, die vor allem die Lehrerin, die Assistentin und ich benutzten. Einmal lagen wir verknäult am Ende einer steilen Abfahrt auf dem Boden und bemerkten erst, nachdem wir uns entwirrt hatten, daß die Kinder fehlten.

Jagd durch Gänge und Abzweigungen, ängstliche Rufe Wir fanden die Kinder wieder in einem Saal, von dessen Decke libellenhafte Flugmaschinen und Drachen hingen. Zu zweit und zu dritt in ernste Gespräche begriffen, durchquerten die Kinder den Saal und verließen ihn durch eine Glastür; wir folgten.

Draußen marschierten sie an einem abgestellten Senkrechtstarter, dann an einem aufgebockten Seenotkreuzer vorbei, bogen aus dem verwunschenen Innenhof in einen sich senkenden Pfad ein, über dem sich ein Dach aus Platanenzweigen wölbte, und die Kinder waren, wenn wir nicht endlich aufgewacht und gerufen hätten, weiter zur Isar hinuntergezogen, schließlich durch eine Furt, die sie sicher gefunden hätten, und drüben auf dem Ufer hinein in das neue Patentamt, um sich nach für sie wichtigen Errungenschaften zu erkunden in einer Sprache, die nicht verstanden worden wäre.

Unterwegs zur nächsten U-Bahnstation, Ecke Ludwigsbrücke, Ecke Steinsdorfstraße, wo wir vor Ampelrot warteten, trat Rabindranath, ein blonder, indischer Mischling, der immer höflich lächelte, mehrmals herausfordernd über die Trottoirkante, als wollte er sich von den vorbeifahrenden Autos mitreißen lassen. Nach dem dritten Mal nahm ich das Sorgenkind, das von elterlichen Opportunitätsregeln erdrückt wurde, sie nur, wenn es in der Paradiesschule war, zu verletzen traute, fest an der Hand. Die Lehrerin und die Assistentin schwitzten wie ich vor Angst.

Hinaus nach Großhadern besetzten wir in der S-Bahn ein ganzes Abteil, duckten uns und schüttelten den Kopf, als wir unter der Donnersbergerbrücke hindurchfuhren, gestatten uns darauf erleichterndes Geschrei. Als wir unter die ehrwürdige Eisenkonstruktion der Hackerbrücke kamen, nickten wir alle heftig, obgleich die Reihenfolge der Stationen falsch war.

Wir mußten noch mit einem Linienbus durch Siedlungen fahren bis Endstation in Nähe des Klinikschiffs, das, fiel mir auf, mit seiner hoch über dem Flachdach angebrachten Konstruktion aus umlaufenden Bändern vielleicht zur Mitte des Virgohaufens, an dessen äußerstem Rand die kleine Erde kreiste, ratsuchend Signale sendete, von dort auch zu kilometerlangen Primzahlenmonstern verschlüsselte Botschaften empfing. Für deren Entwirrung würden sämtliche zusammengekoppelten Parallelrechner der Welt viele Jahrmillionen brauchen.

Früher, als ich noch zwischen München und Berlin hin- und herflog, weil ich nicht wußte, wo ich bleiben sollte, fühlte ich mich in der Wartehalle des Flugplatzgebäudes immer wohl. Der Balkan breitete sich aus, eine Drehscheibe übereck gestellter, geräumiger, roter Kunstledersessel, in denen sich vorausblickende Türkenfamilien, jugoslawische Meisterdiebe und koptische Priester, die eine Vorliebe für tragbare Radios mit UKW-Empfang besaßen, eingenistet hatten.

In die Seitenwände der Halle sind links und rechts je neun Stadtwappen eingemauert, von Nürnberg, Ansbach, Lindau, Füssen, Augsburg usw., aber auch das von Speyer, der seit 1816 bayerischen Hauptstadt der Pfalz, eine napoleonische Erfindung, die bis 1938 dauerte.

Aus hohen Fenstern brach Licht, inzwischen von eingehängten Rasterdecken gedämpft, auch die sardonischen Sessel gibt es, ersetzt durch Plastikschalen in Krawattenbraun, nicht mehr, doch die Mauern aus Führer-Granit stehen noch, eine Erinnerungskonstruktion des Architekten Ernst Sagebiehl, der auch das Stuttgarter Flugplatzgebäude und die Anlage Berlin-Tempelhof schuf. Kam ich dort an, warf sich hinter der Kontrollsperre mein Sohn auf den Steinboden und bedeckte sein Gesicht vor Scham, weil ich eine lange, nicht auf Taille geschnittene Lederjacke anhatte, ergattert aus einem Vorratsdepot der Amsterdamer Polizei. Kulturrevolutionäre oder Straßendichter trugen damals kurze Ware.

Vor hundert Jahren erfolgte zur Starkbierzeit auf dem Münchner Nockherberg ein Aufstand. Offiziere wurden angespuckt, am nächsten Abend patrouillierten Schwere Reiter zufuß durch die Tischreihen; die »Neueste Nachrichten« schrieben, es habe eine großartige Schlägerei gegeben.

Manchmal fahren meine Tochter und ich, es ist wieder Sonntag nachmittags, mit irgendeiner S-Bahn, die gerade im Tiefengeschoß unter dem Hauptbahnhof wartet, hinaus zu einer Endstation, deren Stumpfsinn wir alle kennen. Meistens landen wir in Geltendorf, einem öden Ort aus renovierten Häusern.

Wir genehmigen uns noch eine Rolle Pfefferminzbonbons aus einem Automaten und gehen alten Frauen nach, die das reich gewordene Dorf auch sogleich verlassen. Bei einer Unterführung scheiden sich die Geister: Die Frauen ziehen hinüber nach Sankt Ottilien, wir marschieren hinauf zu einem Offenstall, um zwei Pferde zu begrüßen. Danach erklimmen wir einen Hügel, auf dem ein Kruzifix steht.

Nochmals Begrüßung, ein eiserner Deckel muß geöffnet werden, unter dem sich ein Reservoir befindet, dessen Wasserstand fallende Spucke ergründet. Wir stehen über dem geheimen Eingang zu den Wohngewölben von Lina der Milchmaus, Paolo der Renn- und Strandmaus, von Rimini der Kichermaus, Wally der Tanzmaus, Alfredo dem Frosch und Maus Schlafmütze. Seit Jahren spielen sie in Gemüt und Familiengeschehen wichtige Rollen.

Auch ein Hochstand wird erstiegen, und eine am Waldrand eingesunkene Scheune, in der früher Schafe hausten, birgt immer noch Verschwiegenheiten, die nur wir kennen. Wir haben viel zu tun, so daß wir nie Zeit dafür haben, einmal auf der anderen Seite der Bahnlinie durch eine Allee hinauf nach Sankt Ottilien zu wandern, einem Klostergut und Hospiz mit einem neugotischen Kirchturm, der abends, vor dem letzten Zug zurück in die Stadt, aus dem sich mit Nebel füllenden Tal wie eine Boje ragt, die sich gleich losreißen wird, um davonzuschwimmen.

Literatur-Konkret 1988, S. 38

Hermann Kant

Literatur und Lüdke

Über die Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung im Zusammenhang mit den Besprechungen seines Buches spricht Hermann Kant

Es gilt unter Schriftstellern nicht als empfehlenswert, Kritiker zu kritisieren. Man zeige dann nur, heißt es, wie sehr man doch getroffen sei. Der Autor kann vor die Gülleschleudern geraten, aber sagen darf er nicht, dies stinke ihm. Derlei Anstandsregeln, argwöhne ich, sind von Kritikern zur Geltung gebracht worden, und ich sehe nicht, warum ich mich an sie halten soll. Ich gehöre nicht zu jenen, die behaupten, Rezensionen interessierten und unfreundliche Besprechungen tangierten sie nicht. Es handelt sich immerhin um Auskünfte zu meiner Arbeit. Da höre ich zu, und falls es mir nötig scheint, antworte ich und tue dies um so lieber, wenn die Sache nicht nur mich, sondern auch die Sache betrifft.

Diesmal geht es um »Die Summe«, ein Erzählstück, über das einige Gutachter geradezu in Rage gerieten. Nicht daß ich sie zu bessern trachtete, aber Mitteilung von ihrer Unzulänglichkeit möchte ich schon machen. Sie sind nicht in der Lage, sich ihre Wut leisten zu können. Erst einmal in Fahrt, verlieren sie Einmaleins und Alphabet aus dem Auge. Sie machen von der Freiheit, um die sie unsereins ja doch manchmal beneidet, tolldreist und tollpatschig Gebrauch, und wenn sie sich Mühe geben, ihre Unvoreingenommenheit zu beteuern, ist es ein wenig viel der Mühe.

Ich bin nicht darauf versessen, von meinen Gegnern gebeutelt zu werden, und halte es nur vorsichtig mit Bebels Spruch, demzufolge einen Fehler gemacht habe, wen seine Feinde lobten. Aber wenn schon beschimpft, dann bitte für das, was ich schrieb, und nicht wegen etwas, das ein paar Polit-Legastheniker entziffert zu haben glauben.

Gut, man kritisiert diese Leute nicht und läßt sie hinter dem Zaun aus unseren Skrupeln weiter malmen, aber zitieren wird man sie wohl dürfen.

»Die Summe«, hat Martin Lüdke in der Hamburger Wochenzeitung geschrieben, sei »ein wahrlich wunderliches Buch, eines der Bücher, die sich beim Lesen auf wunderbare Weise verwandeln - sie werden länger und länger und immer länger.«

Was in der »Zeit« für das Buchganze steht, scheint auch für dessen Einzelheiten zu gelten - werden sie nicht länger und länger und länger, so werden sie doch mehr und mehr und mehr. Die Steaks zum Beispiel, die in ihm vorkommen, haben bereits auf ihrem Wege aus dem Buch, das »Die Summe« heißt, durch den Kopf von Herrn Lüdke und dann in dessen Rezension eine wahrlich wunderliche Vervielfältigung erfahren. Bei mir kommen zweie vor, eines verzehrt der DDR-Mensch Schleede und ein anderes der US-Mensch Fullbacker, doch beklagt Rezensent Lüdke, daß der Amerikaner, ich zitiere, »dreimal geraten und immer richtig, natürlich nur Steaks« esse. Im »Wiesbadener Tagblatt«, auf halber Höhe also zwischen Hamburg und Basel, konnte ein Kritiker namens Weidemann »gar nicht lachen bei... Klischees wie dem des steakversessenen Amerikaners«, und auf ganzer Höhe, in der »Basler Zeitung« nämlich, schreibt Buchbetrachter Hischenhuber ebenfalls von »geschwätzig aneinandergereihten Klischees«, denn: »Der klassische Yankee verzehrt selbstredend Unmengen Steaks, die er mit Whisky herunterspült.«

Man wird, denke ich, im Zusammenhang mit den Besprechungen meines Buches, von einer Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung sprechen dürfen; gleich bleibt sich aber vom Unterlauf der Elbe bis zum Oberlauf des Rheines der Vorwurf gegen mich, ich hantierte in der »Summe« mit Klischees, und die Portion Rindfleisch, nach der ich meinen Amerikaner habe verlangen lassen, ist Beweisstück Nummer eins. Wie gut doch, daß ich der Versuchung nicht gefolgt bin, Mr. Fullbacker fragen zu lassen, wie »Hamburger« auf ungarisch heiße, obwohl diese amerikanische Köstlichkeit (in der magyarischen Lizenzküche vielleicht MgDonald genannt) meinen erzählerischen Absichten eher entsprochen hätte als jenes Stück vom Ochsen, zu dem ich den in die Sprachfremde verschlagenen US-Delegierten fragen lasse: »Wie heißt Steak in diesem Land?« - Seltsam nur, daß mir meine Kritiker das Klischee vom Amerikaner, der nicht Ungarisch kann, haben durchgehen lassen.

Andere freilich sind ihnen nicht entgangen, der Whisky etwa, zu dem Lüdke in Hamburg sagt, ich lasse den Mann aus Washington »was sonst, nur Whisky« trinken, und von dem Hischenhuber in Basel weiß, daß Mr. F. die Unmengen von Steaks damit »herunterspült«.

Es wird nichts nützen, aber mitteilen will ich doch, daß auch besagter Schnaps in meiner Geschichte aus wohlerwogenen und sogar genannten Gründen nur in der Einzahl (pro Person gerechnet) auftritt. Es handelt sich nämlich, so der Text, um ein »erbarmungsloses« Getränk aus einer »märkischen Spritbude«, um ein Gebräu mit dem »Geschmack von Eichenteer«, dem der Delegierte Schleede nicht einmal mit der Zahnbürste beikommen kann. Die geschilderte Beizsubstanz ist so beschaffen, daß es sich allenfalls empfohlen hätte, die von Herrn Hischenhuber, Basel, behauptete Prozedur umzukehren: Nicht die Unmenge von Steaks gehörte mit Whisky hinuntergespült, sondern der »exorbitante« und auch »riskante«

Scotch, so das Buch, mit einigen Scheiben gut gewürzten und halbwegs durchgegrillten Rindfleisches aus dem Schlucksystem geputzt.

Wo mich ein Anflug von nationaler Selbstkritik zur Stichelei gegen das Spitzenprodukt einer volkseigenen Brennerei verleitet und ich den Budapester Kellner einen gottlob nicht gerade häufigen Schnaps servieren lassen hatte, hört Herr Lüdke, »immer nur« Whisky, und, pädagogisch gestimmt, wie er ist, läßt er es an Empfehlungen und - ein ganz klein wenig herablassenden - Einschätzungen nicht fehlen. »Kant«, schreibt er, »gönnt ihm (Fullbacker-HK) keinen Edelzwicker, geschweige denn einen Bordeaux, und so sind sie alle (die Klischees HK) reduziert auf die Vorstellung, die sich der Bergmann aus Meuselwitz in der Leipziger Tiefebene vom Nationalcharakter der verschiedenen Nationen macht.«

Nun weiß ich nicht viel von den Vorstellungen, die sich der Bergmann aus Meuselwitz in der Leipziger Tiefebene von den Trinksitten und dem daraus ablesbaren Nationalcharakter der verschiedenen Nationen macht, aber besagter Kumpel mag sich trösten: Auch ich hätte den Amerikaner nicht, und nun gar, um seinen Nationalcharakter herauszustellen, fragen lassen: Wie heißt »Edelzwicker« in diesem Land? Zumal ich bis eben nicht ahnte, daß Edelzwicker ein elsässischer Weißwein ist, der aus dem gemischten Most verschiedener wertvoller Traubensorten hergestellt und vermutlich so genannt wird, weil das elsässische Wort »Zwicker« auch soviel wie »Zwitter« bedeutet. - Hätten Sie's gewußt? Ich nicht, und eine solide Mehrheit der Meuselwitzer Bergknappen wahrscheinlich auch nicht. Bordeaux hingegen, das muß ich für mich und die Braunkohlenmänner aus der Leipziger Tiefebene doch sagen, ist uns bekannt - so hinreichend, daß wir seine Verwendung bei Tafeleien als ein wenig klischeehaft empfänden und den Mut nicht hätten, in seinem Verzehr einen Hinweis auf den Nationalcharakter der verschiedenen Nationen zu erkennen.

jedoch - dies eine Erfahrung mit der »Summe« - genügt Mut beim literarischen Umgang mit Nationalcharakteren nicht; man muß vor allem wissen, daß letzten Endes der Rezensent bestimmt, und daß er, wo ihm die Zeichnung des Autors nicht kritisierbar genug scheint, sie durchaus nachbessern kann. Nicht der Autor, der Kritiker legt letzte Hand an den Text, und nicht, was jener sich dachte, sondern was dieser zu beanstanden wünscht, zählt.

Und dort, wo ich mit einigem Vorbedacht nun wirklich in die Klischee-Lade greife und, damit man es auch ja merke, gleich dreie bündele und Herrn Dr. Unterbrucher aus der Schweiz einen Menschen sein lasse, »der aussah wie gemischt aus Bankgeheimnis, Rotem Kreuz und Bernhardinerhund«, wird die Kritikerschar fast zum einzig Volk von Brüdern, und der Basler unter ihnen, der nicht Unterbrucher, sondern Hischenhuber heißt, bringt es zu beträchtlichem Sarkasmus und findet die ebenso geschliffene wie originelle Abfuhr-Formel: »Wahrlich zum Totlachen!«

Ich komme gleich auf dieses Versprechen Hischenhubers zurück, will aber vorher fragen, worin eigentlich meine Ungezogenheit im Umgang mit dem Schweizer bestanden haben soll. Immerhin, lebenslange Bankgeheimniskrämerei könnte schon ein paar Fältchen erzeugen, und was das Hündchen mit dem Rumfaß am Hals betrifft, will ich ganz persönlich werden und unter Verwendung eines bewährten Sprach-Klischees beteuern: Ich habe nichts gegen Bernhardinerhunde. Einige meiner besten Freunde halten diese nützlichen Tiere.

Zurück zum Tod von Basel: Der und das Leben dazu kommen gleich in der Überschrift der »Summen«-Besprechung vor. Sie lautet »Satirische Totgeburt« und meint wahrscheinlich »Totgeborene Satire«. Es dürfte sich um eine jener grammatischen Mißgeburten handeln, derer Herr Hinck von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« mich zeiht. Einen Beleg liefert er nicht, wohl aber einen Satz, der mir nicht recht astrein vorkommen will. Er lautet: »Immer schielt der Autor nach dem allgefälligen Scherz, gelegentlich auch unter dem Preis der grammatischen Mißgeburt.« - Von dem Versuch, sich den geschilderten Sachverhalt vorzustellen, kann ich nur abraten, aber das Dunkel hier wird durch das Licht einer anderen Maxime desselben FAZ-Referenten völlig ausgeglichen. Dies ist sie: »Nein, mit dem Holzhammer lassen sich nationale Physiognomien nicht schnitzen.«

Es handelt sich um eine jener modellhaften Sentenzen, die zum Nachbauen anregen, aber der Mitarbeiter Reich-Ranickis kennt sich nicht nur mit der Schärfe von Holzhämmern aus, sondern auch mit dem königlichsten aller Spiele und weiß infolgedessen vom Sowjetvertreter in der »Summe« zu sagen, er sei »ein Meister des diplomatischen Takts« und trage »deshalb sinnvollerweise den Namen eines Schachweltmeisters: Karpow.«

Nun wußte ich zwar nicht, daß diplomatischer Takt zu den hervorstechenden Eigenschaften von Schachmeistern zu zählen sei - ich hatte es von Stefan Zweigs »Schachnovelle« bis zu den Berichten über das eine oder andere Weltturnier eher umgekehrt gelesen -, doch weil mich Walter Hinck bei der »Praxis, den Figuren sprechende Namen zu geben« betroffen haben will, muß ich ihm sagen, daß »Karpow« im Russischen ungefähr so selten ist wie »Schneider« oder »Schröder« im Deutschen. Selbst mein Amtsbruder im sowjetischen Verband heißt Karpow, doch von allen Artigkeiten, die ich zu ihm wüßte, fiele mir »Meister des diplomatischen Takts« nicht als allererste ein. - »Die Satire«, sagt Walter Hinck, »läuft in ihren eigenen Hinterhalt«. Die Kritik, fügt Hermann Kant hinzu, manchmal auch.

Was mich gleichwohl nicht verleitet, sie nicht ernst zu nehmen, Beweis: Ich habe in Sachen Karpow eine echte Moskowiterin angerufen, habe mich in Sachen »Zwicker« und »Zwitter« unterrichten lassen und die »Summen«-Beschreibung im »Wiesbadener Tagblatt« zu Ende gelesen, obwohl schon in der Überschrift stand, das Buch sei ohne

(undeklinierten) »Held«, und überdies fehlten ihm »Höhepunkt, Phantasie und Pointe«. Nein, ich nehme die Kritiker ernst, und wenn ich einem begegne, dem es, wie dem Mann aus der Sekthauptstadt Wiesbaden, an Grammatik gebricht, so denke ich mir: In anderem Betracht wird er ein Meister sein. Dieser zum Beispiel ist ein trefflicher Kopist, um ihn nicht Abschreiber zu nennen. Nun scheint das zwar nicht allen westlichen Literaturkritikern als ehrenrührig zu gelten, aber vorsichtshalber will ich belegen, was ich sagte:

» ... frohgemut habe ich mich ans Lesen gemacht«, hat Lüdke in der »Zeit« geschrieben, und einen Monat später meldet W. in W., er sei, als er die Lektüre begann, »Frohen Mutes« gewesen. L. war »entsetzt«, als er nach langer Lesequal die verbliebene Seitenmenge sah, und W. blieb »erschrocken« stets unter seinem Lesesoll. L. schreibt vom »Kant-igen Humor«, und W. nennt den nämlichen Humor ebenfalls »Kant-ig«. Beide präsentieren in diesem Zusammenhang ein und dieselbe Einzelheit, den schottischen Official Image Pusher (OIMSHER) nämlich, den L. ein »wunderbares Beispiel« nennt, während W. hier originell ist und meinen Einfall mit dem Ausruf abfertigt: «Wie originell!« L. heißt die Idee meines Buches »nicht von schlechten Eltern«, da sie »nämlich von Günter Grass« sei, und W. hat geprüft, »was Kant aus der Idee seines Kollegen Günter Grass gemacht hat«. Die unsinnige Diebstahlsanzeige einmal beiseite (die »Zeit« hat einen Brief von mir dazu drucken müssen), hat L. den Eindruck, »die Satire ist nur simuliert«, und W. den Eindruck von einer »simulierten Satire«. Vom Amerikaner, der bei L. »nur Steaks ißt« und bei W. ein »steakversessener Amerikaner« ist, war schon die Rede.

Achtmal geklaut auf 57 Zeilen, das wird man eine stattliche Kriminalitätsrate nennen dürfen, und wenn man bedenkt, daß Herr Weidemann seine Beute gleich in vier Zeitungen hat drucken lassen, dürfte sein Stehlgut ihm einiges gebracht haben. Falls er, ein Klischee zu benutzen, noch einen Funken Anstand im Leibe hat, sollte er mit Martin Lüdke teilen, es sei denn, das geschähe bereits, weil W. ein Pseudonym von L. nur wäre. - Doch will ich dieser Vermutung nicht lange nachhängen, denn wäre dem so, hätte Herr L. der Versuchung wohl kaum widerstanden, im Rhein-Main-Dreieck noch einmal die feinsinnige Formulierung aus der »Zeit« zum Drucke zu geben, mein literarischer Test sei »voll in die Hosen gegangen«.

Nein, es wird sich schlicht um geistige Nähe handeln und darum, daß W. die rohere Abform von L. nur ist; ein Plagiator jener, ein eifernder Agitator dieser. Der eine plauscht seine Motive gleich dümmlich aus, dem anderen entschlüpfen sie erst, wenn die Suada ganz im Schwunge ist. Der eine sagt im zweiten Satz seines literaturkritischen Versuches: »Das also war Hermann Kant, der SED-Politiker, der den DDR-Schriftstellern vorsteht, der Biermann und Krawczyk nicht leiden kann« -, während der andere meine Funktion zwar gleich in der zweiten Zeile meldet, aber erst nach 178 weiteren (von insgesamt 210) die Gründe seiner Beredsamkeit erkennen läßt: »Hier rächt sich der Versuch, die Mauer wegzuwitzeln. Hier zeigt sich aber auch der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der DDR als getreuer Diener seines Staates. Locker und vermeintlich weltgewandt, macht er sich über die Verhältnisse lustig, die wahrlich nicht zum Lachen sind. Mit einer Pseudo-Satire täuscht er Kritik vor und spart alles aus, was der Kritik bedarf.«

An dieser Stelle ist Martin Lüdke doch sehr zu danken, denn natürlich war ich mir der Leser-Frage bewußt: Und wie erklärst du dir die vergleichsweise rabiate Behandlung deines Buches?, und wohl war mir nicht bei dem Gedanken, ich müßte dann sagen, ich sei eben besagter Verbandspräsident, und eine wasserdichte Trennung von Autor und Amtsinhaber sei nicht jedem Literaturkritiker abzuverlangen.

‚Da ist es praktisch, daß manche Zensurengeber, allen voran Herr L., gar nicht erst so tun, als gehe es um einen beliebigen Schreiber - es geht, besten Falles, um den Inhaber einer äußerst unbeliebten Funktion. Selbst wo Freundlichkeit gegenüber der »Summe« überwiegt - es gibt derartiges, doch ist das nicht mein Thema -, führt es, wie in der »Saarbrücker Zeitung«, zu der »Frage, was alles erst einem ungebundenen Kant hier eingefallen wäre, einem Schriftsteller also, der nicht von Fall zu Fall durch die Pusteblume erkennen lassen muß, auf welcher Seite er fest und unverbrüchlich steht.« Oder es führt zu der absurden Traueranzeige im Konstanzer »Südkurier«: »Nein, die große Abrechnung mit dem System ist dies nicht.« Oder zu der politnautischen Mitteilung der »Frankfurter Rundschau«: »Hermann Kant aber nimmt bereits auf der ersten Seite allen politischen Hoffnungen den Wind aus den Segeln ... «

Norbert Schachtsiek-Freitag von der »FR« hätte, finde ich, wenigstens anerkennen sollen, daß ich ihn seine Hoffnung nicht bis zur letzten Seite habe schleppen lassen, sondern bereits auf der ersten durch einen Wink mit der unverbrüchlichen Pusteblume klarzumachen wußte, wohin die Segelreise gehen sollte. Auf Sand, in ein Sandkastenspiel nämlich, und das ist, laut »FR«, etwas, wo »die Summe bereits gezogen wird, bevor überhaupt Aktiva und Passiva aufgelistet werden«. - Immerhin scheint Herr Schachtsiek bei »Sandkasten« nicht nur an »Buddelkiste« zu denken, nur reicht, was er denkt, nicht zu. Ihm war zu tun, mich als »Opportunisten des politischen status quo abschreiben« zu können; da kam ihm seine Kenntnis vom Sandkasten als einem Nachspielplatz zupasse, und er hütete sich, den Begriff so zu nehmen, wie er bei mir im Buche (und nicht nur bei mir) Verwendung findet: als ein Mittel, die Frage »Was wäre, wenn?« zu stellen und zu beantworten. Zwar dreht es sich hier (wenn der fast interpretierende Hinweis gestattet ist) geradezu um die zentrale Idee meiner Geschichte, aber Schachtsiek braucht mich als »Opportunisten des Politischen status quo«, und so unterläßt er den Blick ins erste beste Wörterbuch, den Wahrig etwa, wo er die klischeestörende Information hätte finden können, der Sandkasten sei »auch für militär. Planspiele« geeignet.

Spätestens hier muß ich die Leser um Verzeihung dafür bitten, daß ich Bildungsprobleme aufwerfe, die den meisten keine mehr sind, seit sie Planschbecken und Buddelschippe hinter sich ließen - man weiß im allgemeinen, will ich sagen, worum es sich handelt, wenn beispielweise von Sandkastenspielen die Rede ist. Aber, ich wiederhole es, einige der westdeutschen Kritiker, die sich mit DDR-Literatur befassen, benehmen sich wie von Gottl Adam Riese und Konrad Duden verlassen, wenn es gilt, sich einen treuen Diener des SED-Staates oder gar einen »politbüronahen Platzhirsch« vorzuknöpfen. Fast ist man versucht, von ihrer Fixierung auf ein Feindbild zu sprechen.

Sie zählen literarischen Figuren die Steaks und Schnäpse in den Mund und lassen dabei aus Kleinmengen Unmengen werden. Sie halten einer Geschichte entweder vor, es fänden sich auf den ersten 67 Seiten »847 Witze« (Lüdke), oder sie sei »so witzarm geraten, daß man darüber schon wieder tiefsinnig werden könnte.« (Scheller im »Darmstädter Echo«) Sie behaupten drauf los und verlassen sich wohl darauf, nicht ernst und nicht beim Wort genommen zu werden. »Die Wirklichkeit der DDR bleibt ausgeklammert«, weiß der »Rheinische Merkur« von der »Summe«, und es stört ihn beim Verkünden nicht, daß in dieser Erzählung, die in Budapest spielt, die Wirklichkeit der DDR immerhin mit folgenden Partikeln vorkommt: DDR-Außenpolitik, -Kulturpolitik, -Kaderpolitik, -Anerkennung, -Devisenwirtschaft, -Germanistik, -Aufzugbau, -Whiskyproduktion und -Zopfhaltermangel. - Nicht zu reden von jener DDR-Wirklichkeit, die mit den Hauptfiguren der Geschichte gleich klafterweise geliefert wird.

Ausgeklammert bleibt bei mir auch, weiß der »Rheinische Merkur« weiter, die »(bedrohliche) Banalität einer waffenstarrenden europäischen Realität«, und es schert ihn weder, daß ich mich mit der »Summe« geradezu danach erkundige, wo denn angesichts der Banalität einer waffenstarrenden europäischen Realität der Platz einer unabhängigen europäischen Kulturstiftung sein solle, noch schert es ihn, daß der Erfinder dieser Stiftung, so die Handlung meiner Geschichte, nicht in Budapest erscheinen kann, weil er seines Protestes gegen die Raketen wegen schon »mehrfach durch ein schwäbisches Dorf getragen worden« ist. Der »Rheinische Merkur« braucht mich als einen Kerl, der sich um DDR-Wirklichkeit ebenso herumdrückt wie um waffenstarrende europäische Realitäten, und er schwingt sich über solche Banalitäten wie gedruckte Wörter, Sätze, Absätze, Episoden und Ansichten mühelos hinweg.

Nein, man nenne die Fähigkeit dieser Kritiker nicht gering. Im selben Zylinder, aus dem sie eben eine Unmenge Steaks sowie unzählige Whiskies zauberten, lassen sie gleich darauf ganze Raketen einschließlich der gegen sie gerichteten Demonstrationen verschwinden und kreiden dann einem Büchlein die von ihnen geschaffene Überfülle von SPeis und Trank ebenso wie die von ihnen geschaffene Raketenlücke an. Es müssen Leute mit eisernen Stirnen sein.

Derlei Körperteil braucht es wohl, wo die pure Rechthaberei regiert und wo man beim Beurteilen immerfort ins Verurteilen gerät und statt Ansichten zuallermindest Dekrete von sich gibt. Eines davon lautet: Die »Summe« mußte als Satire mißraten (totgeboren werden), weil Satire nur aufgeht, wenn sie sich aller Fiktion entschlägt. Punktum!

Im Ernst? ja, allen Ernstes, und besonders so bei einigen Rezensenten, die im Dienste ernst zu nehmender Tageszeitungen stehen. Ich weiß nur nicht, folgten sie auch im gege benen Falle nur der Gewohnheit, nichts Geringeres als Gesetzestafeln herzustellen, oder meinten sie, zum vehementen Verriß gehöre eine Andeutung von theoretischem Unterfutter? Herausgekommen ist jedenfalls eine Art Ästhetik, die etwas höher greift als der »Zeit«-Bescheid, es habe sich hier der Versuch des Schriftstellerverbandsvorsitzenden gerächt, die Mauer wegzuwitzeln.

So erklärt der Herr von der »FAZ« die »Summe« für nicht aufgegangen, weil in meiner Geschichte statt wirklicher Minister nur Scheintäter agieren. Auf diese Weise, schreibt Walter Hinck, werde aus der Satire »nur noch Schattenboxen ... Anstatt nun diese Idee (von der Europ. Kulturstiftung - HK) in eine konkrete Gestalt zu überführen, weil sie nur so satirisch zu belangen ist, läßt Kant die Gründungsversammlung ... lediglich simulieren. Damit löst er seinen satirischen Gegenstand in eine bloße Fiktion auf.«

Klingt gut und ist sicher sachlich gemeint, aber es darf keine Luft dran kommen. Abgesehen davon, daß eine Idee durchaus konkrete Gestalt gewinnt, wenn sie literarisch vorgeführt, innerhalb einer Geschichte ernstgenommen und auf ihre Wirkungen geprüft wird, abgesehen davon sehe ich nicht, daß sich nicht, sagen wir tödliche Spielleidenschaft auch an zwei Menschen zeigen ließe, die nur um Streichhölzer oder weiße Bohnen pokern. Ich sehe nicht, warum es keine Satire hergeben soll, wenn tatterige Pensionisten im Sandkasten die Schlacht um Verdun zu gewinnen trachten. Ich sehe nicht, wie sich familiäre oder gesellschaftliche Verhältnisse nicht auch dann schon »satirisch belangen« ließen, wenn ein Erzähler Urahn, Großmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube ans »Monopoly« setzte. Und schon gar nicht sehe ich, warum es unergiebig und von vornherein nichtig sein soll, eine politische Idee durch politische Figuren auf die Spielprobe zu stellen.

Daß man andererseits Figuren des öffentlichen Lebens, Literaturkritiker z. B., auf die politische Probe stellen kann, indem man ein kleines literarisches Spiel ihrem Urteil überläßt, hat sich ein weiteres Mal bestätigt. Warum aber auch sollten sich ausgerechnet die Lüdkes von Denkklischees ablösen können, die ihnen wie ihre Schatten verhaftet sind?

Von Hermann Kant ist zuletzt erschienen:

»Die Summe. Eine Begebenheit«, Luchterhand Literaturverlag, 1988, DM 29,80

Literatur-Konkret 1988, S. 42

Horst Tomayer

Hoho, Kalkutta

Es ist ganz
still in Wewelsfleth nur
die schwere
Standuhr Theodor Storms tickt
Richtig. Günter
und Utes Eltern sind zum
Besorgungenmachen in der Stadt. Ute
liegt auf dem Bauch auf dem
Sofa und liest Fontane. Günter
füttert Butt Bertram im
Aquarium. Neben dem Kamin liegt im
Körbchen Rosmarie, die Rättin, und
schläft. Draußen biegt sich die
Haus- und Hof-Eiche aus
den Tagen des Räubers Störtebeker
unter dem steifen Nordnordwest. Günter
sagt zu Ute: Komm
laß uns fernsehn. Ute
sagt: Wir haben Vati und Mutti
versprochen, daß wir nicht
fernsehn. Günter sagt: Dann
laß uns nach Kalkutta fahren. Ute
sagt: Au fein. Günter sagt:
Wir fahren mit dem Flieger. Ute
sagt: Das Sofa ist der Flieger. Günter
holt Muttis Bügelbrett aus dem
Schlafzimmer. Er legt das Bügelbrett
aufs Kopfende vom Sofa: Das sind die
Tragflächen, sagt er. Ute läuft auch
ins Schlafzimmer von
Vati und Mutti. Und
das ist der Schwanz vom Flieger, sagt
Ute und tut das Ärmelbrett hinten
aufs Sofa. jetzt brauchen wir einen
Flugplatz, sagt Günter. Das ist
der Flugplatz, sagt Ute, und be-
schreibt einen Kreis. Ute geht
an Muttis Wäscheschrank und nimmt

einen tollen Fummel hervor. Dann
geht Ute in Vatis und Muttis Badezimmer
und malt sich mit
Muttis Stift den Mund
rot. Ich bin die Stewardess, sagt
Ute zu Günter. Günter sagt
zu Ute: Und ich bin der Flieger
Kapitän. Günter hat
sich Vatis Prinzheinrichmütze auf
gesetzt und Vatis Seglerblazer über
gezogen. Ute klatscht
in die Hände: jetzt kann es
losgehn. Günter sagt: Wir brauchen einen
Tower, hilf mir. Ute und
Günter schieben die schwere Stand
Uhr zum Sofa: Das ist unser Tower, sagt
Günter. Günter
legt die rechte Hand an die Kordel von
Vatis Mütze und sagt ganz laut: Letzter
Aufruf für die Passagiere des
Fluges LH 356 nach Kalkutta. Alle
Kinder von Wewelsfleth außer
Günter und Ute haben
Mumps und sind
krank. Deswegen müssen Ute und
Günter alles allein
spielen. Günter ist jetzt Flug
hafenpolizei und Ute ist
Passagier. Zeigen Sie mir Ihren Aus
weis, sagt Günter. Ute zeigt
Günter den Ausweis. Der
ist die Herzdame aus dem Quartett. Und
Ihr Ticket bitte, sagt Günter. Ute
gibt Günter einen gebrauchten
Fahrschein Wewelsfleth/Glück
stadt. Der ist ihr Ticket. Günter
sagt: Steigen Sie jetzt ein
und schnallen Sie
sich fest. Dann macht
Günter wrrmm wrrmm wrrmm. Schnell
sind Vatis und Muttis Haus und
die Schule und die Kirche und ganz

Wewelsfleth klein wie
Puppenstube. Ute ist jetzt
Stewardess und verteilt viele viele
bunte Smarties an die Passagiere. Günter
formt die Hände zum
Trichter und sagt: Wir über
fliegen jetzt in einer
Höhe von dreiundvierzigtausend
Fuß den Euphrat und den
Tigris. Ute sagt:
Sie können jetzt gern rauchen. Günter
macht wrrrmm wrrrmm wrrrmm. Dann
ruckelt er mit dem Po auf dem
Sofa und es riecht und Günter
sagt ganz laut: Achtung, Achtung, wir
haben Turbulenzen, schnallen Sie
sich ganz fest an. Wie die
Turbulenzen vorbei sind, sagt
Günter: Wir landen in
wenigen Minuten in
Kalkutta. Ute springt vom Sofa und
dreht die Zentralheizung ganz
auf ganz. Gleich
ist es heiß wie wirklich. Günter
macht quietsch quietsch quietsch. So
jetzt steht der Flieger. Günter
wickelt sich aus dem Hand
tuch aus dem Gäste
abort einen Turban und
sagt: Zollkontroul! Ute öffnet
ihren Kinderkoffer. Wott
is sätt? fragt Günter. Ute sagt:
Sätt is Fontane. Günter
sagt: Pass please! Dann wickelt
Günter den Turban ab und
setzt Vatis Prinzheinrichmütze wieder
auf. Wohin gehen wir jetzt, fragt
Ute. Günter sagt: Wir
gehen ins Hotel. Das Hotel
ist die Küche. Ute tut
Knack und Back
in die Mikrowelle. Günter

schmeckt es. Ute
kaut auch. Dann fragt Ute: Was
machen wir jetzt? Günter
sagt: Wir gehen ins Elends
viertel. Das Elendsviertel ist
der Speicher im Haus. Iiieeh! über
all Spinnen und Käfer und
Mäuse und Schmutz. Ute
eklt sich. Günter
ist tapfer. Mit seinen Mal
stiften malt er das
Elend von Kalkutta in seinen Mal
block. Mitten im
Malen hört Günter von Ferne ein
Auto. Das müssen Vati und Mutti
sein, sagt Ute. Komm, schnell, sagt
Günter, wir müssen fort. Günter
und Ute laufen ins Wohnzimmer. Ute
setzt den Turban
auf und fragt
Günter: Häv ju sammssing tu
verzolln? Günter zeigt die
Malstifte und den Mal
block. Ute sagt: Sätt is djutifrie, pass
please! Dann ist Günter wieder
Kapitän. Günter macht
wrrrmm wrrrmm wrrrmm. Hui gehts
heim ganz ohne
Turbulenzen. Schon
ist Wewelsfleth zu sehn, denn
Vatis und Muttis Auto kommt immer
näher. Günter setzt
quietsch quietsch quietsch
auf. Da stehen Vati
und Mutti in der Tür. Na,
habt ihr wieder ferngesehn?
Fragt Vati streng. Günter
sagt: Nein, ganz
bestimmt nicht. Mutti sieht
Ute fragend an. Ute
sagt: Wir haben nur gespielt. Vati
fragt: Was habt ihr denn

gespielt? Wir haben
Kalkutta gespielt, sagt Günter. Vati
und Mutti sehen sich glücklich
an. Mutti
gibt Ute ein Püppchen und einen
Kuß. Vati
drückt Günter
die Hand: Brav gemalen, mein
Junge! Dann
ist es wieder still in
Wewelsfleth. Butt
Bertram macht blubblub im
Aquarium. Rättin
Rosmarie schnurrt im Körbchen am
Kamin. Richtig
tickt die schwere Standuhr Theodor
Storm's. Draußen
biegt sich die Haus- und Hof
Eiche aus den Tagen des Räubers
Störtebeker unter dem
steifen
Nordnordwest

Von H.T. ist zuletzt beschlagnahmt worden:
»Hirnverbranntes und Feinziseliertes«, ill. von Ernst Kahl, Zinnober Verlag, 1988, DM 26,-

Literatur-Konkret 1988, S. 44

Christel Dormagen

Die Reise nach Jerusalem

Ganz unten fing es an. Da war sie Mitarbeiterin einer frauenfreundlichen Monatsschrift. Eines Tages, sie hatte gerade Bürodienst, war eine Dame des Fischerverlages am Telefon. Man plane einen Frauen-Sammelband und denke an den Nachdruck auch eines bestimmten Artikels von ihr. Die notwendigen Abtretungspapiere kämen dann mit der Post. Vor Aufregung vergaß sie gänzlich, nach Geld zu fragen. Sie war mordsstolz, man hatte sie auserwählt. Öffentlich mußte sie aber cool bleiben, denn gerade zu der Zeit und bei der Zeitschrift galten solche Verlage als falsche Adresse. Sie unterschrieb trotzdem.

Einige Zeit später bat eine Redakteurin einer kleinen linguistischen Fachzeitschrift sie ebenfalls um Nachdruck eines ihrer Artikel. Und sie stellte gleich klar: Geld gab es keins, dafür 20 Sonderdrucke des Aufsatzes und ein Belegexemplar der ganzen Zeitschrift. Der Fischersammelband erschien dann nie, ohne daß ihr je Gründe mitgeteilt wurden, und auf den Sonderdrucken sitzt sie noch heute. Das war ihre Passiv-Einweihung.

Die nächsten Schritte wollten zwei Bekannte ebnen. Ich kenne da eine Verlegerin, die plant einen Band über Sex, sagte der junge Mann. Ich könnte es möglich machen, daß du auch darin schreiben darfst. Mein Gott, ich!, dachte sie, und Sexualität ist doch das Thema. Wie nett von dem jungen Mann, an sie zu denken. Und ihre Freundin G. eröffnete ihr in demselben nahezu konspirativen Wohltätertonfall, sie habe einen Freund, der stelle für Luchterhand ein Berlinbuch zusammen. Wenn sie wolle... Sie könne einen Beitrag vermitteln. Ordentlich zahlen würden die auch. jene Freundin kannte immer die neuesten abseitigen Geldquellen. Sie hat dann von keinem der beiden Mittler Gebrauch gemacht. Sie wollte selbst gefragt sein, und sie hielt ihre Fähigkeiten nicht für buchwürdig.

Zu jener Zeit war ihr Freund E. zur Mitarbeit an einem Jahrbuch gebeten worden. Der Herausgeber -ky, ein gerade modisch gewordener Kulturmann, war über Freunde auf die wenigen Artikel des hauptberuflichen Lehrers aufmerksam geworden. Von Schule sollte der Auftragstext auch handeln. So souverän-linkshändig der nun seine Studienratsdienste versah, so aus dem Häuschen geriet er über dieses Veröffentlichungsansinnen. Monatelang feilte und tüftelte er an dem Manuskript. Und sie erhielt später eine Fotokopie mit persönlicher Widmung. In jenem Buch auftreten zu dürfen, hatte zu der Zeit Schick. Nach der Höhe des Honorars fragte sie nie. Er hatte es ja auch nicht nötig als Lebensbeamter.

Sie fing an, das Innere des Sammelbandwesens auszuforschen. Dabei ließ sie ausdrücklich den jahrtausendealten Traditionssammelband außer acht, all die aberhundert »Blütenlesen« weltweiten Denkguts, die zahllosen »Quellen der Weisheit« und »Durchs Jahr mit (vorzugsweise) Goethe«.

Bislang hatte sie über Jahre hinweg in Buchhandlungen respektvoll den explosionsartig sich vermehrenden Wust von Regenbogen- und anderen Bänden in Händen gehalten, deren Inhaltsverzeichnisse Aufsätze mit langwierigen Überschriften zu einem jeweils gesellschaftstheoretisch hochrelevanten Thema ankündigten. Die einen hatte sie erworben, die anderen las sie in der Bibliothek; die einen unter Zuhilfenahme eines Kulis, der gelegentlich mehr als die Hälfte aller vorhandenen Sätze unterstrich, die andern nur in vergeblicher Hoffnung auf ihr Gedächtnis. Fotokopierer gab es noch nicht.

Beglaubigt wurde ihr das Gewicht jener gedruckten Realitätsanalysen noch zusätzlich durch die jeweils im Anhang zu findenden biografischen Notizen zu den, fast nur, Männer-Autoren, die alle - kaum älter als sie - schon wissenschaftlich dekoriert waren.

Der Sammelband im eigentlichen Sinne trat in verschiedenen Erscheinungsformen auf. Da gab es also unter den modernen Sammelbänden solche, die *Buchbücher* genannt werden können und Aufsätze verschiedener Autoren zu einem ideologiekritischen, philosophischen, soziologischen Thema enthielten. Schon hart an der Grenze zum echten Buch bewegten sich solche, die Aufsätze eines einzigen Autors bündelten. Von diesen unterschied sie *buchhafte Zeitschriften.* Periodika in variierter Abwandlung des DIN A5-Formats, die jeweils ein Themenkernstück in Mehrfachinstrumentierung präsentierten. Als Prototyp kann da das frühe »Kursbuch« gelten. Im Gegensatz zu diesen letztgenannten hatten die *zeitschriftenhaften Bücher* trotz ihres Dauer simulierenden Äußeren etwas Vergängliches. Ihr Entstehungsdatum war jünger, und sie versprachen nicht mehr die Wahrheit zu grundsätzlichen Fragen, sondern wollten Spiegel des soeben Gewesenen sein. Alltagsethnologie hieß dieser neue Verdopplungsvorwand, und vorzugsweise Jahrbücher widmeten sich ihm. Rechte Hochstapler unter den Sammelbänden diesen Typs waren die immer beliebter werdenden Kongreßberichte, die auf keinen Fall als solche auftraten.

Sie selbst hatte Erfahrung mit dem vierten *Typ, der zeitschriftenhaften Sammelbandzeitschrift.* Ihr frauenfreundlicher Verlag gab »Sonderhefte« zu Spezialthemen heraus, deren eines - zufällig mit dem Thema »Älterwerden« - sie betreut hatte. Wie bei Typ zwei meint die Bezeichnung von Typ vier eher das äußere Erscheinungsbild; und das wiederum war abhängig von der Vertriebsweise: Statt in Buchhandlungen wie eins bis drei erwarb man vier an Kiosken. Im übrigen

bildeten alle vier in ihrem Kopf eine klare Ansehenshierarchie. Ob die überkreuz oder gar in einem dialektischen Verhältnis lag zum ewigen Dauer- und Vergänglichkeitsspiel, durchschaute sie nicht. Ganz oben jedenfalls stand das echte Buchbuch, ganz unten rangierten die Themenhefte aus Zeitungspapier.

Als Zeitschriftenmitmacherin war sie ja selbst ein aktives Mitglied der Wörtervervielfältiger oder auch »intellektuellen Kultur«. Da jenes kleine Druckunternehmen nur innerhalb einer kleinen scharfumrissenen Zielgruppe als ansehensträchtig galt, lernte sie, notgedrungen, zu unterscheiden. Und da es eine der Lieblingsbeschäftigungen von ZeitschriftenmacherInnen ist, argusäugig das Wirken der Brüder und Schwestern zu verfolgen, fand sie sich allmählich im immateriellen Gedankenträgerdschungel zurecht. Sie arbeitete dabei mit Hilfsbegriffen, die allerdings den rhizomatischen Subvernetzungen nicht gerecht wurden.

Es gab, so stellte sie nach neidvollem Studium fest, regelrechte Maffien, die wiederum um bestimmte Leitköpfe und Zentralorgane gruppiert waren. Da waren die Verlags-Logen und die Theorie-Clans, es gab Ideologie-Geheimgesellschaften und Freundschafts-Bünde; und sie selber war wohl Teil einer Geschlechts-Camorra. Oder, handfester und zarter: Hier nahm die Rotbuch-Sippe Platz; dort bei M&M repetierte die Franzosen-Clique; die aufgeschlossen Linken hielten einander bei Ä&K die Treue; die sturen im Argument; die Niemandsländler eierten noch etwas richtungslos und offen für Neuzugänge; den Merkur besetzte ein neuer Vater mit Leibtroß; die Konkursler scharten sich vernunftwidrig um eine Frau; die Frauenfreundinnen gründeten ihre Feindschaften je nach Bekenntnis zu Schwarzer, Müttern, Lesben; die Taz-Kultur sattelte gerade von Amerika auf Europa um; die Grünen hatten konturlos Besucherrecht mancherlei Orts. Und sie selber?. Ihre Meinungsschwäche machte sie für Sammelbandkartelle unbrauchbar.

Merkwürdigerweise ereignete sich ihre eigentliche Initiation in die heiligen Zirkel sich befehdender Schreibkämpfer infolge eines Angriffs. Ortlos privatisierend hatte sie die Aufsatzsammlung eines doppelt gesicherten franzosengelenkten Frauentrupps kritisiert, was eine der verunglimpften Teilnehmerinnen zu einer Empfehlung ihrer Person an eben jenen Denkzirkel veranlaßte. Ob das Taktik oder Nettigkeit war, wußte sie (noch) nicht zu entscheiden; zumal sie sich, öffentlichkeitssüchtig und ohne Kenntnis der Binnenrituale, platterdings geehrt fühlte. Nun war sie selbst dabei. Ein in der Kulturszene als avantgardistisch kursierender Sammelbandverlag wollte auch sie, und das gleich zweimal. Daß sie dann in den Anzeigen zu den Büchern nicht namentlich auftauchte, fand sie nur in Ordnung. Man wirbt ja nicht mit Neulingen. Allein das Bewußtsein, zwischen den an entsprechenden Denkbörsen hochgehandelten Größen auch vorzukommen, war Glücks genug.

Der Bann schien gebrochen. Plötzlich wurde sie von zwei weiteren Sammelbandherausgebern um Texte gebeten und kam sich fast schon begehrt vor. Sie war hochgerückt zum aktiven Mitglied der bundesweiten Sammelbandgesellschaft. Die andern beiden Verlage waren allerdings längst nicht so edel. Im Gegenteil... Doch das begriff sie erst allmählich. Hinweise gab es aber. So legte ihr Berufskollegin A., ebenfalls zur schriftlichen Teilnahme beim »Frauen erzählen«-Band aufgefordert, eindringlich nahe, bei dem Verlag auf keinen Fall zu veröffentlichen. Das schade dem Namen, verstand sie. Da sie selber keinen hatte, machte sie sich darum weniger Sorgen.

Gleichzeitig las sie in ihrem journalistischen Gewerkschaftsblatt mit dem Interesse der Neubetroffenen einen tapferen Rehabilitierungsartikel: »... ein zu Unrecht verachtetes Genre - wahrscheinlich die meistgelesenen Bücher... häufig der einzige öffentliche Ort für Lyriker ... «

Das Ansehensgefälle erscheint ihr nun immer verzwickter. Während im allgemeinen gilt: Anthologien sind schrecklich, ist es im besonderen diffiziler: Im Kursbuch schreibt man nicht mehr, im Konkursbuch aber, gegenläufig zum Namen, noch gerne; im Merkur wieder, bei Goldmann gar nicht. Für Rowohlt führt man die schnelle Kohle an; Kunstkataloge sind anspruchsvoll, aber geltungsarm. Wer für Matthes & Seitz schreibt, ist für Konkret verloren, oder umgekehrt ... Sammelbändler werden schizophren!

Dafür kann sie jetzt blind mit Namen, Orten, Themen Memory spielen: Lothar, Frankreich, Wagenbach machen ein Trio z.B.. Und häufig geht es mindestens siamesisch zu: wo ein Dietmar denkt, gräbt auch Gerburg. Kein Kursbuch ohne Cora, kein Diskurs ohne Merve. Barbara ist Freibeuterin; Pessimismus-Ulrichs Ressort sind die menschlichen Abgründe; und Peters Kyne ist abgerockt. Mittäter-Frigga arbeitet sich

nach oben, und Huren-Pieke ficht Nachhut-Scharmützel gegen PorNo-Emma. Marcel und Magnus sammeln gern sich selbst. Und nur von der Goettlichen ahnt man, daß sie wohl freiwillig keinen irdischen Sammelband betritt.

Und dann gibt es noch die Reise nach Jerusalem, bzw. deren spiralige Abart: Erst steht man unten und draußen und möchte unbedingt rein. Dann sitzt man eine ganze Zeitlang auf wechselnden Stühlen, lernt allmählich Hocker von Ohrensesseln zu unterscheiden. Und plötzlich wird der eigene Stuhl zum Schleudersitz, gerade weil man jetzt oben und fest eingesessen ist. Ehe die anderen einen nicht mehr wollen - die immerselbe Crew in den immerselben Sammelbänden stinkt wie Besuch nach drei Tagen -, will man lieber selber nicht mehr und räumt seinen Platz einem Neuling, den man selbst empfiehlt. Man schreitet zum Einmann- oder Einefrau-Buch. Und das entgegen der alten Sammelbändler-Regel: Lieber ein seriöser Artikel in einer renommierten Zeitschrift umsonst als ein Schnellschußbuch am falschen Ort für Geld.

Trotzdem beginnen Freunde und Freundinnen ihr schon nahezulegen: Du solltest mal ein Buch schreiben. Inzwischen hält sie ihre ersten zwei mitgeschriebenen Bücher in Händen. Das eine wird respektvoll behandelt und kann sich sehen lassen. Sie läßt sich gerne darauf ansprechen. Das andere verschweigt sie selbst engeren Freunden. Sie schämt sich des Titels, der Aufmachung und - vor allem - der Umgebung. Sie hatte einmal ihren eigenen Text gerne gemocht; nun wirkt er albern oder schäbig, sie weiß es nicht genau. A., die ihr damals abgeraten hat, steht übrigens auch darin. Mit einem »Anstatt-eines-Artikels-Brief«, und hat so das Problem: wie esse ich den Kuchen und habe ihn trotzdem, praktisch gelöst. Die vier Belegexemplare verschwinden unter ihrem Bücherregal.

Also ein eigenes Buch. Das kann ich nicht, sagt sie. Aber die Freunde wissen Rat. Wenn's nicht zum eigenen Langtext reicht, gibt man einfach einen Sammelband heraus. Man macht gewissermaßen einen Nachruf auf sich selber: Auf 150 bis 200 Seiten eine Auswahl der besten Artikel. Sie findet diesen Vorschlag peinlich. Über gebundene Feuilletons lebender Kulturbetriebler hat sie sich immer mokiert. Wie wär's dann mit einer Herausgabe? Ein aktuelles Thema, zehn gute Leute, ein ordentliches Vorwort, fertig ist das Buch. Das geht wie von selbst, und genügend Leute kennst du ja. Von solchen, die schon Erfahrung haben, hört sie, daß man immer ein, zwei Namenszugpferde ergattern, bezirzen, erpressen, beknien muß, damit ein Verlag anbeißt und man in die Medien kommt: Ein Alice Miller/Norbert Elias-Vorwort macht 15 fleißige Beliebigkeitsverbreiter wett. Sie zögert. Nicht nur, weil sie keine Bedeutungsträger an der Hand hat.

Sie ist auf die Frage des Geldes gestoßen. Zu der Zeit, als sie im Gewerkschaftsblatt den Klagebrief einer Schriftstellerin gelesen hatte, die offenbar notgedrungen von Veröffentlichungen in Sammelbänden lebte und das demütigende Eintreiben von minderwertigen Honoraren beschrieb, die ihr dann auch noch von Verlagen vorenthalten wurden - entweder unter Berufung auf Solidarität: wir sind ein armer Frauenverlag, oder auf Ehre: froh kann sie sein, daß sie überhaupt gedruckt wird; - zu jener Zeit also war sie noch unbeteiligt, aber empörungswillig.

Nun lernt sie den Sammelband-Dreisatz. Wenn man mit zwei Freunden gemeinsam einen Band herausgibt, für den man 20 Original-Autoren gewonnen hat, ist man blöder, als wenn man zu zweit einen mit zehn zusammenstellt; und am schlauesten ist man als Alleinherausgeberin. Man sichert sich die Hälfte des immer gleich niedrigen Geldbetrages, der von den Verlagen für solche 200 Seiten-Vorhaben vorgesehen ist, verteilt die andere Hälfte auf seine Autoren und findet möglichst solche, die ein festes Einkommen haben und nicht auf das schändliche Seitengeld angewiesen sind. Am schönsten ist es, wenn sie aus Freundschaft schreiben.

Allerdings: Zu viel Freundschaft macht den Text schlampig. Schreiberfahren sollten die Autoren auch sein, aber zu viel Professionalität produziert Routine abgenutzter Gedanken. Eine ordentliche Prise begabter Neulinge ist unumgänglich; nicht nur weil die sich anstrengen, ohne aufs Geld zu sehen. Das hat sie an sich selbst festgestellt. Bekannte Namen sind natürlich wunderschön. Nur: Wie heikel ist es, die zarte Linie nicht zu überschreiten, die die Neugier vom Gähnen scheidet! Ihr schwindelt der Kopf.

Sie hatte von dem wohlgelittenen Hungerverlag 30.-DM pro Seite bekommen und von dem Großverlag 40.- DM. Ihren dritten Artikel hatte sie nur fürs Dabeiseindürfen geschrieben, und vom Herausgeber des letzten Kleinverlags war ihr von vornherein nahegelegt worden, an eine Zweitverwertung zu denken. Er wolle ihr gerne bei Radioconnexions behilflich sein. Da hatte sie also wochenlang wie verrückt an ihren Sätzen gefeilt, um nicht zu dumm neben den vermuteten Größen zu stehen; und wunderte sich nicht einmal über die 240,- DM, die der Maurer nebenan an einem Tag verdiente.

Das ist der Zeitpunkt, zu dem sie anfängt, ihr bekannte Personen des Druck- und Schreibwesens zu befragen. Da ist zuerst einmal, erzählt der Lektor eines großen westdeutschen gehobenen Verlages, der Standbein-Sammelband, der vor allem als Taschenbuch auftritt. Meist zehrt er vom Bestand des Verlags, muß also nicht extra honoriert werden und wird von hauseigenen Lektoren in perpetuiertem Recycling immer wieder etwas anders neu zusammengeschüttelt. Solche sicheren Nummern, von denen die Verlage leben, sind vorwiegend Erzählanthologien unter weitgefaßten Oberthemen. Unter ihnen gehen wiederum, gesteht etwas schamvoll der literarische Lektor, die Jahreszeiten- und Grundgefühle-Sammelbände am besten. Also Liebe oder Weihnachten z.B. enttäuschen nie. Und jeder Verlag sieht zu, daß er zum neuen Sommer ein neues Ferienlesebuch unter zehn Mark fertig hat. Die Auflage schwankt dabei kräftig. »Gärtnern als literarischer Topos« oder »Deserteure im Weltkrieg« werden sicher weniger hoch veranschlagt als etwa ein »Buch der Freundschaft«, bei dem man mit 100.000 Exemplaren anfängt, was ihr sofort einleuchtet. Nicht einmal der ADAC hat eine so große Zielgruppe.

Damit sie aber keine zu negative Vorstellung vom Geschäft bekommt, versichert der Lektor ihr, daß zwischen reinem Kommerz und speziellstem Lustinteresse. Herausgeberschaft aller Varianten existieren. Und, großmütig die Seite wechselnd, schließt er: Für die geistigen (nicht die technischen) Macher ist solch ein Unternehmen finanziell umso desaströser, je mehr Personen daran beteiligt sind. Aber das wußte sie ja schon.

Und an den Herausgeberhonoraren lernt sie die Hinterlist des erhabenen Satzes: Qualität ist unabhängig vom Geld! Da gibt es wahrhaftig die kriminellen Dreiprozenter. Ganze drei Prozent also der Endpreis- mal-Auflagen-Summe gehören den geistigen Machern. Am häufigsten sind hartherzige Sechsprozenter. Hochherzige Zehner muß man schon suchen; und das gewiß nicht bei den Großkonzernen.

Also fragt sie C., die Verlegerin eines Einefrau-Verlages, der verhältnismäßig viele Originalausgabensammelbände herausbringt. Sie kann notorisch schlecht zahlen. Wie animiert sie Autoren? Die meisten, sagt sie stolz, empfinden die Aufforderung als Auszeichnung. Und Neuzugänge aus der nichtliterarischen Szene kann sie mit der technischen Qualität ihrer Bücher überzeugen. Sie hält sich an einige Grundregeln: Nie Doubletten drucken; nie das Wort Anthologie benutzen; nur machen, was sie selbst interessiert. Und wovon, denkt sie, leben ihre Autoren, wenn sie z.T. umsonst schreiben? Vom Radio, sagt sie, und ansonsten mache sie subjektive Honorare. Eine Festverdienerin kriegt weniger als ein armer Schreibhase. Und ein dünnes Standbein - auf Sex steht es sich immer wieder gut - hat ihr Verlag übrigens auch; aber davon reden die beiden nicht. Das geht schon in Ordnung.

Zum Schluß trifft sie G., die langjährige kluge Beiträglerin einer intellektuellen Avantgarde-Maffia. Sie zirkuliert zwischen winzigsten fotokopierten Stadtfachzeitungen und Eliteverlagen, kennt alle Möglichkeiten des Sammelbandwesens und trägt ihr eine fragmentarische Theorie des Sammelbandes vor.

Sie setze, erläutert sie, die Genese des modernen Sammelbandes als eines von innen her organisierten, um 1968 an. Eine nahezu wütende Theoriesucht brach zu der Zeit ausl und etwa um 1975 hatte der E-Sammelband, vom ordinären U- reden sie nicht, seine höchste Konjunktur. Etliche neue Reihen wurden quer durch die Verlage gegründet. Im nachhinein erscheint es ihr aber, als habe das Auftreten des adrett gebundenen, bevorworteten und befußnoteten Sammelbandes schon den Tod der Bewegung angezeigt. Die hatte nämlich qua Flugblätter, Anschläge, kleine Zeitschriften kommuniziert.

Heute nun behaupteten dieselben Verlage, die damals davon lebten, diese Bücher seien nie gegangen; geblieben sei von ihnen nur noch die unverständliche Sprache. Und die versprochenene Revolution hätten sie auch nicht geleistet. Das findet G. hirnrissig, unverschämt und wende-feige. Aus ihren Sammelbandkreisen hört sie, daß Verlage

heute derartige Bündelwerke heftig abschmettern mit den Argumenten: es gebe keinen identifizierbaren Autor, man wolle wieder das große Werk, die Sprache sei unverständlich, Aufsatzsammlungen vergrößerten die Kopiergefahr, es fehle der Denkzusammenhang, Fachgrenzen würden überschritten. Und wenn sie einen Aufsatz anbietet, heißt es, sie meide die Anstrengung des Zusammenhangs und, wörtlich; »Schreiben Sie das Thema doch mal durch«.

Der Sammelband und die ihm natürliche Textform, der Essay, werden, sagt sie, geahndet. Dabei sind beide sich einig, daß es kaum eine angemessenere Darstellungsform heutiger Realität gibt: Der vom einzelnen nicht mehr überschaubaren Zersplitterung der Welt entspricht die fragmentarische Denkstruktur ebenso wie eine transdisziplinäre Darstellungsweise. Nicht ein Autorsubjekt steht im Zentrum, sondern eine offene Frage, die notwendig ohne geschlossene Mono-Lösung bleibt.

Und das Geld? Nein, leben kann man davon nicht. Gradlinigen Karrierebastlern gehe es ohnehin nur um das Veröffentlichen. Gehalt bekommen sie woanders her. Und die anderen, die an Gedanken arbeiten und sich die Freiheit des freien Denkens möglichst erhalten wollen? »Wenn du wüßtest, wieviele Theoretikerinnen putzen gehen!«, sagt sie. Ansonsten gebe es Vortragsreisen, Tagungseinladungen, Lehraufträge, Radiosendungen... Das sei allerdings auch das Spannende am Sammelband, wie er über subversive Kanäle eine infiltrierende Wirkung ausübe, die die Beiträgler und Herausgeber überhaupt nicht überschauen, geschweige denn voraussagen können: Plötzlich erhält man eine Einladung zu einer Fernsehdiskussion, und das auf einen Artikel in einer Dreihunderter-Auflage-Zeitschrift hin.

Beide haben sich jetzt in Empörung gedacht. Verlage seien eben doch kurzsichtiger, als man glaubt. Sie sehen ihre Chance einfach nicht. Statt dessen, beugen sie sich der durch die Medienkultur angeblich gezeugten Diktatur der Verständlichkeit. Gerade die fragmentierte und spezialisierte Funktionsarbeit der Menschen weckt ein vagabundierendes Überschußinteresse von ungeheurem Ausmaß. Einen Hunger nach Gesamtbegreifen, nach komplexer Theorie. Und den kann man doch nicht Neomystik und Psychobetrieb überlassen. Standbein und Knickbein gehören zusammen, finden sie. jetzt erst recht, erst recht in großen Verlagen. Die Zukunft liegt im Sammelband.

Da unterschrieb sie begeistert ihren ersten Herausgeber-Vertrag.

Christel Dormagen/Ingrid Klein (Hg.):

»Smoke gets in your eyes«, Konkret Literatur Verlag, 1989, ca. DM 24.-

Literatur-Konkret 1988, S. 48

Eckhard Henscheid

Was deutsch und echt wüßt' keiner mehr

Diesjähriges Buchmessenmotto ist Italien. Warum nicht mal ein ehrliches Motto, sagen wir Deutschland? Oder wenigstens Europa?

LS ob es nicht schon vollauf genügte, daß Tausendschaften neudeutscher Jungprofs, Progressivkünstler und sonstiger Reklamekreativer die halbe Toscana in Form verfallener Bauernhäuser aufgekauft und in einer höchst obskuren Recycling-Aktion frucht- oder auch unfruchtbar und furchtbar gemacht hätten, mit dem Endzweck, den Ölbäumen beim Sterben zuzuschauen und derart dereinst das ganze Land Italien in ihren Besitz zu bringen und mählich unbegehbar zu machen und vollends spätkapitalistisch im Sinne der Postmoderne zu verwüsten - - aber: ich wollte eigentlich von etwas anderem reden. Von etwas allerdings Affinem. Nämlich genau genommen davon, warum in aller Welt nach dem Willen des deutschen Buchhändler-Börsenvereins jetzt auch noch die Frankfurter Buchmesse 1988 in einer befremdlichen Art Devotion als Re-Immigration all dieser fatalen deutschen Welschland-Sehnsucht unter dem Messemotto »Italien« stattfinden muß und als solche nicht zu verhindern mehr ist.

Nun bzw. allora, die Antwort liegt ebenso auf der Hand wie sie letzten Endes schwer ist. Selbstverständlich, naturalmente ist das Ganze nichts anderes und Gescheiteres als eine simple PR-Aktion der Verlagshäuser Hanser, Piper, Wagenbach und Diogenes, welche im Zuge ihrer Herbstprogramme und im Rahmen einer gemeinschaftlichen Werbekampagne (»Grüße aus Italien«) ihren - Ecos »Rose« mal ausgenommen - gesammelten und gerammelten italienischen Literaturschrott und -edelschrott von Calvino bis Manganelli losbringen möchten; in der Hoffnung, daß irgendeiner von ihnen vielleicht doch noch (einmal) die Nachfolge Ecos landet, in Gestalt eines Best- oder Long- oder Steady-Sellers oder sonst was Verruchtem - und wenn der Mann De Crescenzo heißen muß und nach dem Willen Daniel Keels auf Teufelkommraus griechische Philosophie plattmacht und angeblich jene fröhliche Wissenschaft betreibt, die angeblich seit Nietzsche hierzulande bitter gefehlt hat (als ob ein Schwein hierzulande heute noch seinen Nietzsche kennte, haha!) - nein, ich will ja nichts gesagt haben, aber: Den großen Italo Svevo (und der war letztlich ein Deutscher!) mal ausgenommen, wenn ich mir diese italienische Literatur so anschaue, also Manganelli und Gadda von mir aus, aber ecco: Fruttero & Lucentini? Äh bäh. Brancatti? Vittorini? Calvino? Diese akademistischen Erzlangweiler, die hierzulande wirklich nur Menschen in Erregung versetzen, die zufällig selber Literatur-Professoren sind und W. Martin Lüdke heißen! Oriana Fallaci? Cesare Pavese? Müßten Sie heute, gefestigter und ruhiger geworden, mal nachlesen: Der reine dröge und gleichzeitig hingeschlampte Neo-Kitsch der fünfziger Jahre, wie er ähnlich unbedarft und gleichfalls maßlos überschätzt nur noch in den Filmen von De Sica, Fellini, Antonioni (und weil wir schon mal dabei sind: Bertolucci) wiederkehrt - Neorealismus, magischer Realismus schrieb sich damals das Zeugs, haha - aber ich wollte ja eigentlich auf was anderes hinaus:

Gut, bene, die Italiener sind ein freundliches, vielleicht das gentilste Volk des Kontinents, bene, ich selber treibe mich ja auch seit Jahrzehnten immer wieder da drunten herum, benissimo, aber da hat man mit Volk, mit Proleten zu tun - was aber die Literatur des Landes angeht: Lächerlich! Umgekehrt wird ein Schuh draus, ja! Von Goethe und Seume bis Brinkmann, Piwitt, Kronauer und Gernhardt haben wir Deutsche uns nicht nur ausreichend, ja ununterbrochen dieses Landes angenommen - sie, diese Deutschen, haben auch höchst achtbare Literatur in und über Italien zuwegegebracht, nicht einmal ich selber habe mich lumpen lassen, sondern u.a. vielmehr ein 500-Seiten-Epos complettamente in Bergamo und Florenz spielen lassen - und? Und? Haben die Bergamasker es mir gedankt? Haben sie einen Eckhard-Henscheid-Gedenktag gestaltet? Die Italiener insgesamt im Überschwang Festwochen zugunsten der Literatur aus dem großen Germania aufgezogen? Gia mai! Die doch nicht! Ha! Die sind doch viel zu uninteressiert, zu borniert, zu kleinkariert! Die kümmern sich vielleicht gerade noch um unsere blonden Touristinnen und sonstigen Kulturnutten, - aber doch nicht um Kronauer, Piwitt, Henscheid! Deren deutsche Literaturkenntnis ist doch grade so chaotico e convulso wie, was ich so mitkriege, wage ich mich in sie rein, ihre eigenen literarischen Buchhandlungen es sind (es haben eh nur Orte über 300.000 Einwohnern welche!) - transalpin sind bei denen doch grad mal Kafka und Thomas Mann bekannt! Und neuerdings - im Ernst, ich lüge nicht - ist Stifter dran. Stifter! Adalbert Stifter!!!

Den Gerhard Polt dagegen, einen unserer wirklichen und großen Poeten, einen, der Boccaccio und die vereinte Comedia dell'Arte mit links in die Tasche steckt, den haben sie wegen seines Italienfilms »Man spricht deutsch« des »Rassismus« geziehen! Praktisch des Landes verwiesen! Schadenersatzansprüche reklamiert! Ahimè! Sia maledetto, o stupida Italia!

Jawohl, so sieht's aus, mit der sog. italienischen Kultur und Literatur! Noch nicht einmal (wie, blöd genug, immerhin die Franzosen) den Handke und den Botho Strauß und den Großepiker Raddatz haben sie mitgekriegt, die Spaghettis! (Gottseidank, Anm. d. Verfassers)

Noch einmal also: Warum, weshalb »Italien« als Motto der Buchmesse '88? Damit wir auch noch als die »Deppen der Welt« (F. J. Strauß) unseren Heimvorteil verspielen? Damit wir ab Herbst noch mehr Pasolini und Malerba in uns hineinstopfen müssen, wo wir doch schon die eigene nähere Heimat ethnologisch-literarisch kaum mehr packen? Gut, die

Messenmotti der letzten Jahre waren nach dem Willen des Börsenvereins von »Südafrika« bis »Indien« auch keinen Deut gescheiter. Aber da beruhte die kulturelle Brückenschlägerei und gegenseitige Befruchtung wenigstens total auf wechselseitiger Verlogenheit. So wenig der Neger und der Inder uns, das Volk der Dichter und Denker, je zur Kenntnis und gar zum Vorbild zu nehmen geneigt waren und sind (eben weil wir ihnen ja schon gratis eine Buchmesse spendieren!), so wenig kriegen und kriegten wir, die Kulturträger, letztlich von diesen exotischen Kameraden mit, auch während der Messe natürlich nicht, ist ja viel zu laut dazu... allein. Italien?

Da steht ja dann wirklich zu befürchten, daß wir im Zuge einer spätmargaretemitscherlichischen Trauerarbeit, unsere touristischen Missetaten und Flegelhaftigkeit büßen dergestalt, daß wir ganz treudeutsch und -doof denen auch noch deren dritt- und viertklassige Autoren weglesen, wo uns längst die wenigen zweitklassigen ausgegangen sind. Nein, da kann der fesche Verleger Keel in all seiner eidgenössischen Chuzpe mit noch so flotten Sprüchen noch einen Schock Blender und Schamanen in seinen Diogenes-Stall reinzaubern, um sie uns geldgierig zu Füßen zu legen - no no, ich lese ab sofort jetzt keinen von diesen Papagalli mehr, mai più, nein, jetzt erst recht nicht, und ich fordere die verantwortungsbewußte deutsche Öffentlichkeit dazu auf, mir darin nachzufolgen. Italienische Poesie? Haha. Richard Wagner hatte so recht wie sein Hans Sachs: »Welschen Dunst mit welschem Tand sie pflanzen uns in deutsches Land. Was deutsch und echt, wüßt' keiner mehr«, redete ich hier nicht endlich mal Fraktur und Klartext. La verita. Senza misericordia, senza vergognia! Italienische Kultur? Morte e dannazione!

Nein, mir geht es hier mitnichten um den sattsam bekannten und obsoleten Chauvinismus noch Germanismus, wie er so viel Leid über unser Volk gebracht. Aber was wahr ist, muß auch wahr bleiben. Warum also nicht mal ein ehrliches Buchmessenmotto, sagen wir: »Deutschland«? Oder wenigstens, noch eine Idee durchdachter: »Europa«? Es wird doch, so erfahre ich diesen Sommer aus »Lettre« und tausend anderen willfährigen Gazetten, in der Dichtung jetzt eh alles immer gesamteuropäischer. Bzw. was wäre eigentlich mit »Liechtenstein«? Hat's tolle Autoren, dort. Oder »Andorra«? War's nicht Heinemann oder Rosa Luxemburg oder Jupp Derwall oder wer auch immer, der die demokratische Reife einer soziologischen Einheit nach dem Maß des Großmuts bestimmte, das der größte Partner toleranzmäßig dem jeweils kleinsten angedeihen läßt oder jedenfalls so ähnlich?

Und das sind nun einmal, nach zwei haushoch verlorenen Weltkriegen, wir, wir Deutschen, basta! Also ich meine, wir sind sowohl die wirtschaftlich größten als auch die moralisch kleinsten und aufrüstungsbedürftigsten, ecco, und also hätte Europa durchaus eine Schuld an uns gutzumachen, jawohl! Dante? Leopardi? Manzoni? Mi fa ridere. Ich sage nur: Ror Wolf! Tomayer. F. W. Bernstein. Evvivanno!!

Und außerdem versteht der Reich-Ranicki nichs von italienischer Literatur, absolut nichts. Und das macht ihn nervös, und dann geht wieder alles schief, und wir müssen den grämlichen Stiefel lesen. Na gut, den müssen wir eh lesen, communque.

Buchmessenmotto »DDR«?! O cielo! Gran Dio! Wäre ja noch viel schlimmer als Italien. Orrore... »Wenig hätte gefehlt«, wunderte sich in seinen Memoiren Goethe, und er wäre nach zwei Italienreisen vollends »zum Italiener geworden«. Das tiefe und vorausschauende Wort unseres Altmeisters sei uns Mahnung, Warnung, Marschroute.

Nein, meine erztolerante geistige Statur verbietet es mir, anläßlich der Buchmesse '88 zu einem Boykott der albernen italienischen Poesie, der inferioren Prosa, dieses rundum blöden Geschreibsels aufzurufen. Aber was gesagt werden muß, muß auch einmal ausformuliert werden. Veramente. Bene, nix gegen die Herren Michael Krüger, Wagenbach und Keel (dochdoch, alles gegen sie) - aber die denkfähigen, weitsichtigen unter meinen Lesern, sie werden wissen, was sie zu tun haben. Daß sie schon seit mindestens zehn Minuten ununterbrochen zustimmend mit ihren schöngeformten Köpfen nicken, dies sei meiner schriftstellerischen Anstrengung wie meiner im wohlverstandenen Sinne nationalen Verantwortung ein erster und schöner Lohn.

»Italien«? Follia. Basta certo, basta cosi.

Von Eckhard Henscheid erscheinen jetzt:

»Wir standen an offenen Gräbern«. 120 Nachrufe, Haffmans Verlag, ca. DM 15,-

»Franz Kafka verfilmt seinen Landarzt.« Erzählung. Haffmans TaschenBuch 5, DM 11,-

»Standard-Situationen«. Fußball-Dramen. Haffmans Taschen Buch 10, DM 10,

Literatur-Konkret 1988, S. 52

Ingrid Klein

Der ausgerechnete Leser

Buchproduktion & Verlags-Dreisatz

Für grotesk« hält Michael Naumann, Verlagsleiter bei Rowohlt, die »immer noch verbreitete Vorstellung, man könne mit einem Verlag reich werden«, m.a.W.: Mit Büchern ist kein Geld zu verdienen. Im Widerspruch dazu und nahezu zeitgleich mit seiner Äußerung startete der Rowohlt Verlag eine Werbekampagne, die alles in allem eine Million Mark gekostet hat und im wesentlichen auf den »neuen« Hemingway konzentriert war. Diese Buch-Edition ist ein gutes und gleichzeitig verallgemeinerbares Beispiel dafür, wie das heutige Verlags-Großgewerbe Bestseller produziert.

Nicht neu ist, daß Großverlage Mühe haben, einzusehen, daß von toten Schriftstellern selten neue Manuskripte kommen. Neu ist allerdings, daß verlegerischer Geist sich nicht in Neuauflagen, Neuübersetzungen, Brief-Editionen, Biografien, Überarbeitungen, Gesamtausgaben, Kassetten etc. erschöpfen muß. Dem Rowohlt-Verlag ist mit dieser Hemingway-Ausgabe im wahrsten Sinne des Wortes ein »Kunst«-Werk gelungen: Das Manuskript, an dem Hemingway 15 bis 2o Jahre gearbeitet hatte, das er aber nie veröffentlichen wollte, weil er dessen Schwächen kannte, wurde von seinen Erben einem New Yorker Journalisten übergeben. Der strich 3/4 heraus und fügte dem Rest angeblich kein einziges Wort hinzu. Dieses Produkt wurde zunächst in den USA und später über geschäftstüchtige Literaturagenten international als »neuentdeckter« Hemingway meistbietend verkauft. Ein relativ umständliches Verfahren, das seine Erfinder, die immer praktisch denkenden Amerikaner, inzwischen vereinfacht haben: Die Fortsetzung des Welterfolges »Vom Winde verweht« ist Anfang dieses Jahres - mangels noch lebender Autorin - bei einer Margaret Mitchell II. in Schreibauftrag gegeben worden.

Daß sich das Verlagsrisiko 'mit noch lebenden Bestsellerautoren vermindert, würden deren Verleger bestreiten. Sie müssen sich nämlich in solchen Fällen nicht nur um die Pflege rezenter, sondern gleichzeitig um den Aufbau kommender Bestsellerautoren kümmern. Zum Beispiel wirbt der Suhrkamp Verlag diesen Herbst verstärkt für »Mexikanischer Tango«, der von Angeles Mastretta (»die schöne Autorin« lt. »Spiegel«) und nicht von Isabel Allende geschrieben wurde, deren dritter Bestseller inzwischen auch ohne Werbung läuft, aber man muß vorsorgen.

So viel Aufwand für ein brotloses Gewerbe ist verdächtig und erinnert an einen alten Witz: Der ehemalige Klassenprimus trifft nach Jahren beim Einparken seines Golf den ehemaligen Klassendeppen wieder, der einem neuen Mercedes entsteigt, und fragt diesen konsterniert, wie er zu seinem offensichtlichen Wohlstand gekommen sei. »Ach, weißt du«, antwortet der, »ich bin Schrotthändler. Ich kaufe meine Ware für eine Mark ein, verkaufe sie für zwei Mark und von dem einen Prozent lebe ich.«

Von wieviel Prozent auch immer: in der Bundesrepublik Deutschland leben gut zweitausend Betriebe des »herstellenden Buchhandels« und die ca. doppelte Anzahl des »verbreitenden Buchhandels« vom Handel mit Büchern. Diese Statistik des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V. erfaßt natürlich auch jeden Ein-Personen-Betrieb. Vertriebs-Experten gehen von jeweils der Hälfte aus, was immer noch eine stattliche Zahl ist. Gedruckt werden - nach dem in 25 Sachgebiete gegliederten Verzeichnis der Deutschen Bibliographie, jährlich knapp 64.000 verschiedene Titel, Tendenz steigend. Ein knappes Fünftel davon ist die sogenannte »schöne Literatur«. Da nicht anzunehmen ist, daß sich die Branche damit ca. 12.000 ökonomische flops leistet, soll etwas Licht ins Dunkel des Handels mit Literatur gebracht werden, genauer, in die Verlagskalkulation, wobei besonders interessiert, ob und wo kleine Verlage gegenüber den Großen Chancen haben.

Zur Kalkulation: »Ein Buch besteht aus Papier, Druck, Einband, Vertriebskosten, Buchhändlerrabatt und, wer hätte das gedacht, aus Geist, zuweilen der literarischen oder wissenschaftlichen Anstrengung vieler Jahre. Wieso meinen so viele, oft in gewerkschaftlich abgesicherten Lebenspositionen, auf diesen Geist gratis Anspruch zu haben?« führt der Verleger Gerd Haffmans im neuen Programm »Zur Preislage des Verlages« aus. Außerdem erklärt er, warum der kleine, aber feine Verlag sich standhaft weigert, an der Buchherstellung zu sparen, und stattdessen weiter sorgfältige und schöne Bücher herzustellen gedenkt, die ihren entsprechenden Preis haben, Jedenfalls solange kleine Auflagen gedruckt werden müssen. Er beendet seine Belehrungen schließlich mit einem Appell: »Je mehr unsere Bücher gekauft werden, desto höher die Auflagen, desto niedriger der Preis. Genau. Na endlich.«

Fraglich ist, ob dem Haffmans-Verlag mit seinem Konzept das gelingt, was bisher der gesamten Branche nicht gelungen ist: ein Wert- und Preisbewußtsein für etwas zu entwickeln, das im Prinzip eine Billigware ist: Welches Buch kostet schon über 100 Mark, also den monatlichen Aufwand eines mäßigen Rauchers? Der durchschnittliche Verkaufspreis von Büchern lag 1986 bei nur 25,47 Mark.

Am Beispiel des von ihm selbst - unentgeltlich - herausgegebenen Literaturmagazins »Der Rabe« erläutert Gerd Haffmans, daß dem Verlag nach Abzug aller Kosten lächerliche 5, höchstens 10 Prozent des Ladenpreises von zehn Mark bleiben. Seine Grobkalkulation beinhaltet: je 10 Prozent für Autor und Verlag, 40 Prozent für den Handel und je 20 Prozent für Herstellung und Vertrieb. Dieser Rechenansatz, nach dem ein Buch im Laden also seinen fünffachen Herstellungspreis

kostet, trifft auf Taschenbücher allerdings nicht zu. Bei denen wird vorher ermittelt, welcher Marktpreis zu erzielen ist, und danach der Deckungsbeitrag errechnet.

Außerdem ist es kein Geheimnis, daß das vom Verband der Schriftsteller (VS) geforderte Mindesthonorar für Autoren häufig nicht gezahlt wird. Die vom VS vorgesehenen 10 Prozent des Ladenpreises - bei Taschenbüchern 6 Prozent - werden nur in Ausnahmefällen über-, in der Regel aber unterschritten, bei Jungen Autoren sowieso. Diese Autorenausbeutung wird von großen wie kleinen Verlagen mit gleicher Selbstverständlichkeit betrieben. Bei großen werden die gezahlten Garantiehonorare (das gibts!) mit der verkauften Auflage verrechnet, was sich großzügiger anhört, als es ist, denn 6 Prozent Honorar bei einem Taschenbuch, das mit 10.000 Exemplaren gedruckt wird und netto 9,80 Mark kostet, sind für den Autor nur knapp 6.000,- Mark. Aber Kleinverlage zahlen oft nicht einmal das, sondern rechnen halbjährlich nach verkaufter Auflage ab, so daß Autoren, die Kleinverlage unterstützen wollen, sich das nur »leisten« können, wenn sie ihr Geld zum Leben woanders verdienen.

Die zitierte Grobkalkulation trifft im Prinzip auf alle Verlage zu, wobei große noch eher als kleine dazu neigen, relativ schematisch zu kalkulieren. Bei ersteren übernehmen dann die einzelnen Abteilungen innerhalb des Hauses die Pfennigfuchserei, präsentieren bei der Jahresbilanz stolz eingesparte Beträge, die durch schlechtere Herstellung zustandegekommen sind. Das Resultat sind Bücher, die man nicht lesen kann, weil sie dabei sofort auseinanderfallen, deren Buchstaben flimmern, weil an der Typographie und am Papier gespart wurde, USW. usw.

Die innerbetrieblichen Konkurrenzen bei den Großen führen zum Teil zu grotesken Ergebnissen. Zum Beispiel ist der Unterschied zwischen einem Hardcover- und einem Paperback-Einband in den Herstellungskosten geringer, als allgemein bekannt. Das Hardcover-Buch würde in der Herstellung nur ca. 1,50 Mark mehr kosten, könnte aber für beispielsweise 34 Mark statt für 24 Mark verkauft werden. Dieser höhere Preis lohnte sich, sollte man meinen, für alle Beteiligten: Es werden haltbarere, schönere Bücher hergestellt, und alle bekommen anteilig mehr Geld. Aber so ganzheitlich wird in Großverlagen nicht gedacht, und das kommt den kleineren zugute

Der Kalkulationsansatz eins zu fünf bei Hardcover- bzw. Deckungsbeitrag bei Taschenbüchern bezieht sich natürlich nur auf die Erstauflagen. Bei jeder Nachauflage sinken die Herstellungskosten um gut ein Drittel, nimmt der Gewinn der Verlage - und, wenn einigermaßen reell, mindestens aber nach VS-Normverträgen abgerechnet wird, das Honorar der Autoren ebenfalls - zu, weil Bücher bei einer zweiten Auflage ja nicht billiger verkauft werden. Bitter wird es für Verlage und Autoren, wenn die kalkulierte Erstauflage nicht verkauft wird, was häufig der Fall ist. Für kleinere Verlage können diverse Fehlkalkulationen eines oder mehrerer Produktionen das Aus bedeuten, für große bedeutet es meistens nur Umschichtungen innerhalb des Programms:

Wenn sich kein neuer Bestseller im Programm ankündigt, muß einer produziert werden. Als am sichersten hat sich die Nachfolge-Methode erwiesen: Nach Robin Norwoods »Wenn Frauen zu sehr lieben« hat der Rowohlt-Verlag die Post an die Autorin publiziert: »Briefe von Frauen, die zu sehr lieben«, und auch die sind bereits auf der »Spiegel«-Bestsellerliste. Am zweitsichersten ist die bereits erwähnte Anschluß-Methode des Suhrkamp Verlages. Mit solchen Aktionen können Fehlkalkulationen gemildert und die anfangs schwerer verkäuflichen Werke unbekannter Autoren mitgetragen werden, was nur recht und billig ist. Aber über ihre Verlagspolitik reden Verlage nicht, höchstens über Verkaufszahlen, die sowieso nicht zu verheimlichen sind.

Deshalb hat Ulrich Greiner für einen »Zeit«-Artikel von acht befragten Literaturverlagen das erfahren, was jeder wußte: Lyrik liegt bei Verkäufen zwischen 93 und 1.000 Exemplaren; das Geschäft mit ausländischen Bestsellern, die hier eingeführt werden sollen, ist in den ersten Jahre meistens nicht sonderlich lukrativ mit Verkäufen zwischen 1.500 und 4.000 Exemplaren; es ist vergleichbar dem mit neuen Autoren; über 5.000 verkaufte Bücher verlangen bereits Namen wie John Updike oder Philip Roth; über 10.000 verkaufen zum Beispiel Schriftsteller wie Lars Gustafson, Adolf Muschg und Martin Walser. Um aber über 100.000 zu kommen, muß man Gabriel Garcia Marquez, Patrick Süskind, Umberto Eco, Günter Grass oder Christa Wolf heißen. Über 1 Million - aber wer will das schon wissen...

Diese Zahlen sagen selbstverständlich so gut wie nichts über die tatsächliche Kalkulation des Verlages aus. Wenn eine Erstauflage von 40.000 kalkuliert worden ist, das Buch sich aber nur 20.000 mal verkauft, ist das ein Verlustgeschäft. Ist aber ein Verlag gezwungen, seinen gesamten Umsatz mit einem einzigen Roman bzw. Programm zu machen, ist es eine Katastrophe, wenn das Programm sich nicht verkauft. Deswegen geht das Bestreben der Großverlage naturgemäß dahin, dieses Risiko zu mindern, wenn nicht ganz auszuschalten. Ihre Hilfsmittel dabei sind beträchtlich.

Beginnen wir mit dem eigentlichen Kapital eines Verlages, mit der sogenannten »backlist«. Das sind alle Bücher, die er bereits publiziert hat, die noch im Handel und lieferbar sind. Diese Bücher, die sich ohne großen Einsatz beständig und regelmäßig weiterverkaufen, sind die Basis, das finanzielle Rückgrat eines Verlages. U.a. um diese Geldquelle nicht versiegen zu lassen, bringen große Verlage in bestimmten Abständen immer mal wieder das Gesamtwerk eines Autors heraus oder legen ein Buch aus dem Gesamtwerk neu auf, und was dergleichen verlegerische Kunststücke mehr sind. Die Spitze hält dabei immer noch der Suhrkamp-Verlag mit seinen nicht mehr zu zählenden Hermann-Hesse-Ausgaben. Wann

ein Verleger aktiv werden muß, sagt ihm sein Vertrieb; den kleinen Verlagen, die keinen eigenen Vertrieb haben, die EDV-Liste mit den Verkaufszahlen, die sie von der mit ihrer Buchauslieferung beauftragten Verlags-Auslieferung erhalten, zum Beispiel der Vereinigten Verlagsauslieferung, der VVA. Einerseits kann ein Verleger anhand solcher Listen sehen, ob und wann genauer die Neuauflage eines Buches plazieren muß, was lukrativ für ihn und für den Autor ist, andererseits muß er bei schlechten Verkäufen entscheiden, ob das Buch überhaupt noch im Handel bleiben oder verramscht, d.h. zu Billigstpreisen angeboten und möglichst ausverkauft werden soll. Wie problematisch für Verlag und Autor die reine Fixierung auf Verkaufszahlen sein kann, zeigt das Beispiel des Schriftstellers Gerd Fuchs. Sein Roman »Die Stunde Null« ist nach dem Konkurs seines Verlages, der Autoren-Edition, von Rowohlt als Taschenbuch herausgegeben worden. Es lief sehr schlecht und wurde schon bald in den Ramsch gegeben. Aufgrund dieser Aktion war der Schriftsteller zu der Zeit nur noch mit dem rotfuchs-Jugendbuch »Die Amis kommen« auf dem gesamten literarischen Markt vertreten. Aber nicht nur er, auch der Rowohlt-Verlag hat Federn lassen müssen, weil er die Rechte an diesem Buch verloren hat, so daß Gerd Fuchs zu Hoffmann und Campe und zum Deutschen Taschenbuch Verlag wechseln konnte.

Der Erfolgszwang und die Starrheit eines großen Apparats, der ausgelastet und unterhalten werden muß, führen bei Großverlagen häufig zu solchen Fehlentscheidungen. Da wird literarische Qualität gegen Lagerkosten gerechnet, werden die jeweiligen Umsätze einzelner Titel einer Taschenbuchreihe statt der Gesamtreihe betrachtet, blockieren politische und kaufmännische Dummheiten Geld und Kapazitäten, der Beispiele sind viele. Übrigens: daß bisher nur Rowohlt und Suhrkamp für Beispiele gesorgt haben, heißt nicht, daß aus anderen Verlagen dieser Größenordnung nichts Vergleichbares zu berichten wäre. Kürzlich hat - wie aus DDR-Kreisen zu hören war - der Fischer Verlag seiner Autorin Monika Maron viel Geld nur dafür bezahlt, daß sie bei ihm bleibt. Frau Maron hatte nämlich, bevor sie die DDR mit einem BRD-Visum verließ, verlauten lassen, daß sie nichts gegen einen Verlagswechsel hätte. Rowohlt machte ein Angebot, Fischer hörte davon und bot prompt das Doppelte.

Derartige Fehler und Angebote können kleinere Verlage schon deswegen nicht machen, weil ihnen entweder der Apparat oder das Geld dafür fehlen. Ihr Hauptproblem ist und bleibt der Vertrieb, wozu außer dem Buchhandel noch Buchvertreter und u.U. Literaturagenten gehören. Denn: Bücher produzieren geht relativ einfach und ist auch finanzierbar: Man nehme einen bisher unbekannten Autor (andere sind eh anderweitig unter Vertrag), der trotz des angebotenen Niedrigsthonorars hocherfreut sein wird, einen Verlag gefunden zu haben, und ergänze mit einer gehörigen Portion Selbstausbeutung: Zum Beispiel setze man das Manuskript eigenhändig, trage die fertige Diskette zu einem Setzer, lasse sich den Text auf Papier rauslaufen und mache die Korrektur und den Umbruch selbst. Zum Schluß bemühe man sich um billiges Papier, Bindung und Druck, so daß ein Exemplar des Romans einer 3.000er Auflage ca. 4 Mark kostet, also die gesamte Auflage nicht mehr als 12.000 Mark. Aber damit ist das Werk noch nicht im Handel, denn die wichtigste Vermittlungsinstanz fehlt bisher: der Vertrieb.

In einem Großverlag kümmert sich der hauseigene Vertrieb um das, was nach der Buchproduktion kommt, nämlich die Auslieferung. Außerdem hält der Vertrieb Kontakt ZU den Kunden, den Buchhändlern, wobei einerseits das Verlagsprogramm bzw. der Verlag präsentiert werden muß, andererseits die Probleme und Anregungen der Kunden zurückfließen sollen zum Verlag. In seiner Mittlerfunktion zwischen Verlag und Handel nimmt der Vertrieb selbstverständlich entscheidenden Einfluß auf die Festlegung der Buchauflagen, auf die Ladenpreise, die Umschlaggestaltung, den Erscheinungstermin, das Format und den Umfang der Bücher, ja sogar auf Themen und Inhalte. Wobei um jeden einzelnen Bereich innerbetrieblich verbissen gekämpft wird, was zu den bereits erwähnten internen Konkurrenzen führt. Es geht von der Buchherstellung über Einzelpublikationen bis zur Weiterführung ausgepowerter Buchreihen, und hinter jedem Bereich bzw. Produkt steckt ein zu verteidigender Arbeitsplatz.

Zurück zum Vertrieb: Egal, ob großer oder kleiner Verlag, zu jedem Vertrieb gehören Vertreter. In der BRD soll es lt. Börsenverein von diesen wichtigen Menschen nur insgesamt siebzig geben, womit aber nur die Selbständigen gemeint sind, also nicht die bedeutend höhere Anzahl der festangestellten Buchvertreter der Großverlage, denn allein für Rowohlt arbeiten acht Vertreter exklusiv. Diese 70 Vertreter sind das einzige »Vertriebssystem« der Kleinverlage. Diese müssen schon froh sein, wenn ein Vertreter so gnädig ist, ihr Buchprogramm mitanzubieten auf seinen Verkaufsreisen. Deshalb ist die alles andere als hervorragende Startposition für kleine Verlage die, zusammen mit zehn bis fünfzehn Konkurrenten im Buchhandel angeboten zu werden. Trotzdem ist das ihre einzige Chance, die sie, so gut es geht, nutzen müssen.

Im Umgang mit Buchvertretern ist allen Kleinverlagen nur zu empfehlen, von folgendem Grundsatz auszugehen: Ein Vertreter kann alles besser. Ließe man ihn die Bücher machen, sähen diese nicht nur besser aus, sondern ließen sich auch besser verkaufen. Das Gestöhne von allen Beteiligten, inklusive der Vertreter selbst, nach sogenannten Vertreterkonferenzen ist groß. Diese allgemein gefürchteten Sitzungen, auf denen Verlage den Vertretern ihre Buchprojekte vorstellen, können durchaus das Erscheinen eines Buches verhindern. Trotzdem wiederholt sich die Prozedur zweimal jährlich mit schöner Regelmäßigkeit, weil sich die Kleinverleger sagen und sagen müssen: Mit ihnen geht es nicht, ohne sie erst recht nicht! Die Disziplinierungsmöglichkeiten, die die Großverlage durch Quervergleiche ihrer täglichen, wöchentlichen oder monatlichen Verkaufszahlen haben und durch die sie ihren Vertretern nachweisen können, daß ein als

schlechtverkäuflich eingestuftes Buch sich von diversen Kollegen hervorragend verkaufen läßt, haben Kleinverlage natürlich nicht in dem Maße, weil sie abhängig von ihren Vertretern sind und nicht umgekehrt.

Wat dem eenen sin Ul ist dem annern sin Nachtigall: Die Macht der Großen bleibt die Chance der Kleinen. Wo die einen unflexibel und langsam sind, können die anderen ihre Kreativität und Individualität entfalten. Aus diesem Grund haben Neugründungen von Verlagen auch ihre Chance im Handel, sofern sie erstmal dort sind: Da der Buchkäufer nach wie vor Wert auf ein breites und tiefes Sortiment legt, muß der Handel ein solches bieten und schon deswegen auch die Buchproduktionen kleinerer Verlage mitanbieten.

Das ist für den Handel ein sehr überschaubares Risiko, nämlich gar keins: erstens gibt er nichtverkaufte Bücher einfach zurück, und zweitens bieten die Kleinverlage oft genug interessante, also auch verkäufliche Bücher an. Das liegt u.a. daran, daß Verlagsgründungen wie Zellteilungen funktionieren, d.h. die meisten Jungverleger haben ihre Lehr- und Gesellenjahre in großen Verlagen bereits hinter sich, so daß sie mit ihrer Meisterprüfung keine allzu großen Schwierigkeiten haben.

So war es zum Beispiel bei Klaus Wagenbach, früher Lektor bei Fischer, so war es beim Rotbuch-Kollektiv, das sich zum größten Teil aus früheren Wagenbach-Leuten rekrutiert hat, so wäre es beim Verlag X, der sich aus dem Rotbuch-Verlag entwickeln könnte. Gerd Haffmans kommt von Diogenes, und Profis sind ebenfalls die Macher der Frankfurter Verlags Anstalt, die von Suhrkamp bzw. Beltz & Gelberg kommen, und - ein letztes Beispiel - ein Profi ist Hans Helmut Röhring, der von Hoffmann und Campe kam und von dort sogar seine Finanzquelle mitnahm: den Bestseller Otto Waalkes. Meistens ist es exakt umgekehrt. Kleine Verlage bauen Autoren auf, die nach ersten Erfolgen von großen Verlagen »aufgekauft« werden. Das ist allerdings ein Geschäft, zu dem zwei gehören. Der Hauptgrund, warum so viele Autoren, auch die fortschrittlichen unter ihnen, zwar gern die Unterstützung kleiner Verlage annehmen, sich dann aber von Großen »kaufen« lassen, hängt u.a. mit den ungleich vielfältigeren Möglichkeiten dieser zusammen, Literatur zu verwerten, nämlich durch den Verkauf von Vorabdrucksrechten in Zeitungen und Zeitschriften, durch Taschenbuch-und Auslandslizenzen, durch Übersetzungen, durch TV- und Filmrechte - und natürlich durch Verlagswerbung für ihr Buch.

Die Werbung ist ein letztes Beispiel für die unterschiedlichen Chancen großer und kleiner Verlage. Zunächst: Bücher sind das einzig bedruckte Papierprodukt, das sich ohne Einkünfte aus Werbung, also nur über den reinen Verkaufspreis, tragen muß. Das verbindet große noch mit kleinen Verlagen, aber damit hören die Gemeinsamkeiten auf, denn kleine haben keine Million zur Verfügung, die sie in die Werbung für einen einzigen Titel ihres Programms stecken können. Die bittere Regel ist - als Redakteurin von LITERATUR KONKRET weiß ich, wovon ich rede - daß sie wenig bis gar nichts ausgeben können.

Sie haben jedenfalls kein oder nicht genug Geld für Werbung im Kundenmagazin »Buch aktuell« und im Branchenblatt »Buchreport«, womit ihre Chance, jemals auf die »Spiegel«-Bestsellerliste zu kommen, gleich Null ist. Diese Bestsellerliste wird nämlich vom Branchendienst »Buchreport« erstellt. Beide Zeitschriften gehören dem Dortmunder Verleger Bodo Harenberg. Die Bestsellerliste entsteht nicht - wie man annehmen sollte - nach tatsächlich am besten verkauften Büchern, sondern so: Ausgewählte Buchhändler bewerten nach einer Harenberg-Vorschlagsliste die Bücher nach subjektiver Einschätzung. So kann es nicht nur vorkommen, sondern ist wahrscheinlich, daß Händler die Bücher, die sie gern loswären, besser bewerten als die tatsächlichen »Bestseller« ihrer Läden.

Auch die immer größer werdenden Werbepakete der Großverlage für den Buchhandel können kleinere Verlage nicht packen: ca. 2.000 relevante Sortiments-Buchhandlungen mit Lese- bzw. Vorausexemplaren zu beliefern, wären bereits zwei Drittel der Erstauflage der Verlage. Ihre Werbemittel beschränken sich primär auf ihre Produkte: interessante, experimentelle, ästhetische und kritische Bücher. Sozusagen die Art Literatur, die die Großverlage als zu risikoreich und zu schwer verkäuflich nur noch zur Imagepflege verlegen. In Wahrheit hat bei ihnen längst eine Umverteilung von Literatur zu Sachbüchern und Ratgebern stattgefunden, mit denen sie ihr Geld verdienen, und die »schöne Literatur« dient ihnen als Alibi, auch noch den überflüssigsten Reader auf den Markt zu bringen. Für Großverlage ist Literatur ein Pflegefall, der erst dann wieder betreut wird, wenn die Kleinverlage sie durch die Intensivstation gebracht haben.

Trotzdem bleibt, so paradox es klingt, die Chance der Kleinverlage die Macht der Großen, denn je direkter das Verlegerohr durch einen perfekt funktionierenden Vertrieb am Markt ist, desto mehr wird vorab gefiltert, desto mehr beschleunigt sich die Tendenz, rundherum verkaufsgefällige Produkte zu erstellen, die sich bereits äußerlich wie ein Ei dem anderen gleichen, weil sie entweder bereits so hergestellt oder, siehe Suhrkamp, kopiert werden. Ein Buch aus dem Arche Verlag ist jedoch als solches erkennbar.

Es bleibt eine Aufbau-Durststrecke von drei bis vier Jahren zu überwinden. Wenn kleine Verlage die durchhalten, haben sie meistens den Sprung zum mittleren Verlag geschafft, zu denen man bereits den Haffmans Verlag und Rasch und Röhring zählen muß, die weniger als ein Dutzend Angestellte beschäftigen, womit sie einer der Hauptgefahren, nämlich der zu schnellen Vergrößerung des Verlagsapparates, aus dem Weg gegangen sind. Ein warnendes Beispiel für eine derartige Aufblähung des Apparats ohne zwingende Not ist der Greno-Verlag, der daran fast gescheitert wäre. Daß es auch ohne Fließband- und Bestseller-Produktionen gehen kann, beweist zum Beispiel die vor zwei Jahren neugegründete Frankfurter

Verlags Anstalt. Auch kleinere Verlage können, genau wie ihre großen Konkurrenten, von denen sie das Geschäft ja gelernt haben, von der Ware Buch leben - und sei es auch nur von dem einen Prozent.

Von Ingrid Klein erscheint demnächst:

»Zonenrandgebiete«. Feminismus und sexuelle Tabus. Verlag am Galgenberg, 1989, ca. DM 24,-

Literatur-Konkret 1988, S. 56

Harry Leckin

Der Fluch des Bestsellers

Der Vertriebsapparat wird nervös, glaubt an einen Störfall. Es wird geprüft, ob kein Irrtum vorliegt, und dann wird gerechnet. Reicht die Auflage? Lohnt ein Nachdruck?

Alles war wie immer. Das Herbstprogramm des Verlags war mal wieder zu umfangreich. Die neuen Bücher rissen die Kollegen Lektoren nur zu professioneller Begeisterung hin. Die Umschläge lagen hübsch im Tempo der Zeit, die Werbetexte waren Blumen der Sorte Schleierkraut, und das Benzin war auch schon wieder teurer geworden. Die Damen und Herren aus dem Außendienst hatten in ihrem Urlaub kräftig Manuskripte vertilgt und hetzten, den Atem ihres Vertriebsleiters im Nacken und die traurigen Augen des Verlegers im Sinn, von Buchhandlung zu Buchhandlung. Die BuchhändlerInnen, im Fachjargon 'Sortimenter', hatten ihrem Namen alle Ehre gemacht und kräftig aussortiert. Auf dem schmalen Beistelltischchen, dort, wo sonst der Pulverkaffee im bleifreien Keramikbecher ausgeschenkt wurde, stapelten sich die unverkauften Bücher aus dem Frühjahr. Remittenden, Literatur, im Frühjahr noch Hoffnungsträger, im Frühsommer schon Altlast. Unverkäuflich. Erbitten Gutschrift.

Danach das neue Programm. Der Vertreter setzt auf den Herbst. Was bleibt ihm übrig. Bevor er einen Ton sagen kann über das nette Kleid der Kollegin, der Nackenschlag: »In dem Programm ist ja auch wieder nichts.« Aber für seine stattliche Umsatzbeteiligung federt der Vertreter diese Frechheit genauso ab wie im nächsten Laden die Sottise, daß der Verlag wohl, seitdem er zum Konzern gehöre, keine senegalesische Lyrik mehr verlegen dürfe. Allen Fährnissen zum Trotz stellt der Vertreter in der 60 bis 90minütigen Audienz dem Buchhändler bis zu 400 neue Bücher oder Taschenbücher vor. Es soll dabei Spezialisten geben, die während dieses Verkaufsgesprächs nicht ein Wort sagen, sondern nur ihre Mappe, eine Sammlung mit den neuen Schutzumschlägen, durchblättern und auf Zuruf Zahlenkolonnen notieren: Eins - keins - eins - keins - keins. Pro neuem Buch macht das ein Verkaufsgespräch von ca. 18 Sekunden. Begrüßung und Verabschiedung, sowie alle technischen Dinge wie Smalltalk, Kaffeetrinken, Bestellformulare ausfüllen incl. Was bleibt ist ein Satz pro Titel.

Ein geschickter Vertreter wird hin und wieder, der Glaubwürdigkeit wegen nicht zu oft, einwenden, dies sei doch der bekannte Autor xyz, oder: da machen wir dolle Werbung... Der Lohn: eine 3, vielleicht eine 5 ist zu notieren. Der Mut des Buchhandels wird durch die Ankündigung: »das kommt vor Weihnachten -als Fernsehserie« ungeheuer gesteigert. Pro Buchhandlung und Vertreter klappt das mindestens einmal pro Reise. Vertreter, Werber und Vertriebsleiter prüfen im Laufe dieser Reise ständig die Pawlowschen Reflexe des Buchhandels und verfeinern von Saison zu Saison ihr Stimulierungspotential.

Ende September, kurz vor der Frankfurter Buchmesse, ist der Vertreter urlaubsreif, und der Verlag kann die neuen Bücher auf den Leser loslassen. Bis dahin hat sich ergeben, daß einige Bücher nur in homöopathischen Dosen unters Volk kommen (Erstauslieferung unter 1.000 Exemplaren) werden. Der Rest des Programms wird, wenn es gut gegangen ist, wenigstens in den großen Buchhandlungen mit je einem Exemplar vertreten sein. Parallel zur Reise wird im Verlag genau beobachtet, ob und wie ein Buch ankommt.

Aus der Melange von Wünschen der Verleger, den Kosten für Lizenz und Herstellung, dem moralischen Gewicht des Autors und dem antizipierten Profit werden die Investitionen, die Werbung verteilt, und zwar nach der Regel: »Galoppierende Pferde soll man schlagen«. Der Umkehrschluß: »Lahme Gäule brauchen keinen Hafer« gilt ebenso, m.a.W.: nur gutvorbestellte Bücher werden beworben. Wenn das Rennen gestartet ist, müssen die Pferde rennen, die Bücher ins Ziel, ihre Leser finden. Wenn es gutgeht, erwischen sie eine freundliche Reaktion in der Presse. Als Lottogewinn wird meist schon die Gnade eines Berichts von Herrn Zilligen im Bücherjournal empfunden. Wenn alles gutgeht, ist der Remittendenstapel in der nächsten Saison klein, und die Kaffeetasse hat Platz auf dem Beistelltisch.

Kompliziert wird dieses Leidenskarussell erst, wenn es Fahrt aufnimmt. Zum Beispiel dann, wenn ein Buch sich besser verkauft, als geplant. Im schlimmsten Fall wird es ein Bestseller. Der vormals arme Poet wird bekannt, muß aus seinem Werk vor entfesselter Fangemeinde lesen, Widmungen schreiben und Interviews geben, erhält Preise, und sein Honorar übersteigt den Sozialhilfesatz. Man kann das keinem wünschen. Spätestens nach einem Jahr heißt es, dem fällt wohl auch nichts mehr ein, oder, wenn er tatsächlich weiterschreibt, der kann den Hals wohl auch nicht vollkriegen.

Die Auswirkungen für den Verlag sind schlimmer. Über Nacht setzen hektische Bestellaktivitäten der Buchhändler ein. Der Vertriebsapparat wird nervös, glaubt an einen Störfall. Es wird geprüft, ob kein Irrtum vorliegt, und dann wird gerechnet. Reicht die Auflage? Lohnt ein Nachdruck? Es gibt nichts Schrecklicheres, als im Weihnachtsgeschäft nicht liefern zu können oder auf der nachgedruckten Auflage sitzenzubleiben. Im letzten Jahr passierte es dem Autor Siegfried Lenz, daß sein Verlag Hoffmann und Campe seinen neuen Erzählungsband so knapp disponiert hatte, daß er ausgerechnet in dem Moment, als der Titel auf der Bestsellerliste erschien, für 2 Wochen vergriffen war.

Die Buchhändler reagieren in Fällen unvorhergesehener Erfolge durchweg hektisch. Anstatt gleich zu sehr viel besseren Konditionen 10 Exemplare beim Verlag zu bestellen, ordern sie jeden Tag eins beim Großhändler zu wesentlich schlechteren Konditionen. Und erst der Vertrieb: Wovon Autoren und Verleger träumen, liegt dem Vertriebsleiter wie ein Alp auf der Brust. In der Sonne des Einzelerfolgs erscheinen die sonst vielleicht gerade befriedigenden Umsätze als zufriedenstellend. Es wird investiert, um das schnelle Geld vor der Steuer zu retten. Und die Erwartung wächst ständig, denn es gibt keinen Buchhalter oder Inhaber auf dieser Welt, der damit zufrieden wäre, einen solchen Erfolg nur einmal zu haben. Genauso selbstverständlich muß der Umsatz des auf den Erfolg folgenden Jahres erreicht, wenn nicht überboten werden. Wehe, wenn sich kein neuer Bestseller abzeichnet (merke: Bestsellerautoren von heute sind die Versager von morgen). Dann müssen mehr Titel mit kleineren Auflagen für den gleichen Umsatz sorgen. Es werden also noch mehr Bücher gemacht.

Es soll Verlage gegeben haben, die an Bestsellern zugrunde gegangen sind. Das ganze System funktioniert wie der Drogenmarkt. Einmal angefixt, werden die Dosen immer höher.

Literatur-Konkret 1988, S. 58

Wolfgang Schneider, Hans Wollschläger

Seltene Mutanten der Gemeinen Art

Zur Lage der Schriftsteller. Ein Gespräch zwischen Konkret-Redakteur Wolfgang Schneider und Hans Wollschläger

Wolfgang Schneider. »Wie? es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht, als nur immer möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß - seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken zu haben?« So hatte sich bereits in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, Jahrzehnte also bevor der Literaturbetrieb der bürgerlichen Gesellschaft das Institut des »freien« Schriftstellers erfand, Lessing empört, dessen Versuch, die Existenz durch Schreiben zu sichern, noch scheiterte. - 200 Jahre später haben Sie, Herr Wollschläger, in mehreren Beiträgen, die, »In diesen geistfernen Zeiten« betitelt, die »Lage der Dichter und Denker« in der Bundesrepublik als so katastrophal beschrieben, wie sie »in Deutschland« »seit Jahrhunderten schon, seit eh und je« gewesen sei. Sie haben zu diesem Zweck auch Ihre finanziellen Verhältnisse offengelegt, indem Sie etwa Ihr Brutto-Jahreseinkommen angaben oder eine exemplarische Kalkulation aufmachten, derzufolge Ihr Buch über die Kreuzzüge 16 Jahre lang gleichbleibend gut verkauft werden müßte, ehe Sie auch nur die während seiner neunmonatigen Niederscbrift angefallenen Kosten für Ihren Lebensunterhalt wieder hereinbekommen hätten. Wie hat sich in den vergangenen Jahren Ihre ökonomische Lage entwickelt?

Hans Wollschläger: Ein bißchen à la Fortschritt - weil ja schließlich seit den Kreuzzügen auch einige Zeit verstrichen ist und ich inzwischen ein paar Bücher mehr im Rennen habe. Aber grundsätzlich ist alles beim Alten geblieben und ergo auch meine alte Rechnung aufgegangen: das Buch hat mir im Durchschnitt 600 Fränkli im Jahr eingebracht, und kürzlich war der Schöne Tag, an dem sich der Aufwand amortisiert hatte. Ich muß wohl nicht ausführen, was einem blüht, wenn man als Inhaber eines derart schlechten Geschäfts sein Leben fristen will.

Also sind 'Nebenarbeiten' nötig, allein zum Zweck des Broterwerbs. Wie groß ist denn ihr Anteil - und was rechnen Sie dazu?

Dazu rechnet vor allem Arbeit für den Rundfunk, die sich - noch - befriedigend bezahlt macht, in Deutschland wenigstens (von Österreich und der Schweiz wollen wir den Blick gleich angewidert wieder abwenden). Dann: Übersetzen - ein freilich, wenn man's gut machen will, also zeitaufwendig, auch durchaus goldbodenloses Handwerk. Schließlich: Lese- und Vortragsreisen - die allerdings zur Voraussetzung haben, daß man ein bißchen 'gefragt' ist. Das alles muß bei mir im Durchschnitt drei Viertel des Jahresaufwands bestreiten, d.h. die Einnahmen aus meiner Literatur decken grad ein Viertel.

Ist Ihre Situation denn repräsentativ für die »freien« Schriftsteller und Schriftstellerinnen in der Bundesrepublik? Oder zeichnet sie sich positiv/negativ durch Besonderheiten aus?

Ich denke, sie kann durchaus paradigmatisch fürs Große Ganze stehen - sonst würde ich darüber auch nicht öffentlich Klage führen. Höchstens unterscheide ich mich durch die Besonderheit, daß ich nie versucht habe, die Eselsbrücke des Journalismus zu betreten, auf der sich viele Kollegen ans Andere Ufer retten (die denn auch in Kürze danach sind, wenn sie nicht schon immer danach waren): mir hat das von vornherein der Arzt verboten...

Tatsächlich ist die Beschwerde deutscher Autoren über ihr soziales Elend, ja darüber, daß sie überhaupt gezwungen sein sollen, ihre Produkte zu Markte zu tragen, so alt wie die marktförmige Organisation des Literaturbetriebs. In Ludwig Tiecks Künstlerroman `Franz Sternbalds Wanderungen' aus dem Jahr 1798 etwa klagt die Hauptfigur. »Es ist zu bejammern, daß in unserem irdischen Leben der Geist so von der Materie abhängig ist. 0 wahrlich, kein größeres Glück könnte ich mir wünschen, als wenn mir der Himmel vergönnte, daß ich arbeiten könnte, ohne an den Lohn zu denken, daß ich soviel Vermögen besäße, um ganz ohne weitere Rücksicht meiner Kunst zu leben, denn schon oft bat es mir Tränen ausgepreßt, daß sich der Künstler muß bezahlen lassen, daß er mit den Ergießungen seines Herzens Handel treibt und oft von harten Seelen die Begegnung eines Sklaven erfahren muß.« Stellt man neben dieses Lamento den Stoßseufzer, mit dem Sie Ihre Darlegungen beschließen, so gewinnt man den Eindruck, als habe sich in der langen Zwischenzeit an der Misere rein gar nichts geändert. Ist das denn so?

Es ist so - wie sich denn die Miseren auf Erden ganz allgemein durch Aussitzen von ein oder zwei Jahrhunderten viel weniger ändern, als die Politiker uns glauben lassen. In dem Betreff ist die Lage wirklich so ernst, daß man nur noch Sottisen darüber machen kann.

Warum aber behandelt eine Gesellschaft, die vorgibt, stolz auf »ihre« Dichter und Denker zu sein, diese als Zeitgenossen derart schäbig, daß, infolge der damit stetig sich verschlechternden Bedingungen für die Erarbeitung anspruchsvoller Literatur, künftige Generationen Anlaß zur Pflege dieses Stolzes nur mehr in entsprechend schrumpfendem Maße werden haben können?

Aus demselben Grund, aus dem sich diese Kälber parallel dazu auch immer wieder ihre Metzger selber wählen: aus Allerdümmstheit. Ernsthafter gesagt: aus einer mit der materialistischen Habgier stetig gewachsenen Bewußtlosigkeit gegenüber den feineren Freuden des Lebens, den einzig und allein lebenstragenden, also den geistigen... ach, ich bin kürzlich in einer öffentlichen Diskussion vor allen Leuten gefragt worden, was das sei, ohne daß die Leute alle nennenswert aus der Fassung gerieten; ich sage's darum auch heute nicht. Diese Gesellschaft kommt längst ohne den Geist aus, und der Stolz auf seine Tradition ist bloß der schäbige Rest eines Klischees, das in Kürze ganz über Bord gehen wird.

Nun steckt aber in Ihren Plädoyers gegen die geistfernen Zeiten auch der Wunsch, ja die Erwartung, die Gesellschaft möge für das Auskommen der Künstler, die sich 'am Markt' nicht behaupten können, Sorge tragen. Sie haben - an den Staat gewandt - sogar einen diesbezüglichen Anspruch begründet.- »So gleichgültig es dem Staat auch sein kann, wenn eine winzige Minderheit in ihrem freigewählten Beruf nicht reüssiert, nicht *gleichgültig kann es ihm sein, daß das Totum der Kulturproduktion selbst dabei verarmt, daß Möglichkeiten ersticken und Talent vergeht.« Was hat Sie zu dieser merkwürdig optimistischen Annahme veranlaßt? Beweist er nicht durch sein tagtägliches Tun und Unterlassen, daß es ihm völlig wurscht ist, ob Möglichkeiten ersticken und Talent vergeht? Und hat er, der von einer Gesellschaft aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen eingerichtet wurde, die im Ernst sich um 'Zukunft´ längst nicht mehr schert, damit nicht völlig recht?*

Recht nicht, wenn er auch auf eine gewisse Logik dabei Anspruch machen kann. Nun ist der gegenwärtige in der Tat eine besonders talentlose Erscheinung, längst selber ohnmächtig geworden vor dem Automatismus seines Tun und Lassens, und der Abwesenheit überzeugender Leistungen entspricht die Notwendigkeit, den Applaus auf die alte Simpelart zu suchen: durch möglichst täuschend echte Nachahmung des Unmündigen Bürgers und der vielen Raupen, die ihm durch die Gehirnwindungen kriechen. Nun will ich hier beileibe nicht die alte Idee vom Philosophenstaat aufwärmen; aber es wäre ja doch, und keineswegs nur in Utopia, eine Regierung vorstellbar, die mit so etwas wie einer philosophischen Gesellschaftsidee anträte: ein Staat, der, demokratisch bevollmächtigt, mit Macht regierte gegen die chaotisierenden Mächte und - ich sage das am besten einmal ganz altmodisch - 'das Glück' seiner Bürger sucht, die ausgewogene Zufriedenheit aller leider Gottes derart verschiedenartigen Gemeinschaftsteilnehmer. Der jetzige hat gegen das doch genügend eindrucksvolle Wachstum von Kriminalität, Drogensucht, Terrorismus nur die Polizei, keine Ideen. Aber es wäre ja einer denkbar, der darin das Symptom erkennte, einer durch grundfalsche Ernährung offenbar bedenklich erkrankten Gesellschaft, und über eine Kausaltherapie nachdächte. Und in einem solchen müßte über kurz oder lang auch der Gedanke auftauchen, daß die Existenz desto elender wird, je mehr sie ihre Transzendenz vergißt. Ich habe es schon an anderer Stelle gesagt, aber man kann's ja nicht oft genug sagen und mit allem Gewicht, das die Ewigen Wahrheiten haben: Wer nicht zu der Erkenntnis vordringt, daß alle Polit- und Sozialgeschichte in der Evolution nur, wie immer auch turbulent und sich vordrängend, ein Umweg und Mittel ist, um zur Kulturgeschichte zu gelangen, der produziert eine falsche Gesellschaft und macht falsche Politik - der macht deutsche Politik.

Dazu zwei Beispiele nur, die ich der Zeitschrift der IG Druck und Papier 'die Jeder' vom Juni dieses Jahres entnehme: 1. Das niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst bat durch Erlaß vom 31. 8. 1984 angeordnet, Arbeitsstipendien für Künstler lediglich als »Billigkeitsleistung« einzustufen. Darunter werden, so die Kommentierung der Bundeshaushaltsordnung durch den Vizepräsidenten des Bundesrechnungshofs, Heuer, jene »Leistungen« subsumiert, an welchen der Staat »kein Interesse hat«.

Sicher, ich glaub's gern: Brosamen von der Reichen Tische, so wird das wohl nicht nur in Niedersachsen derzeit gesehen, und daß es eine Verordnung hinter sich hat, macht die Falschheit höchstens doppelt falsch. Aber ich wollte mit meiner »merkwürdig optimistischen Annahme« auch durchaus kein gutes Haar an unseren gegenwärtigen Staatsinhabern lassen; sie sind weit und breit so deutsch, wie man nur sein kann, und eine wirkliche Kulturpolitik ist ihnen gewißlich nicht zuzutrauen. Nur eben, vielleicht dermaleinst... aber Sie hatten noch zu einem 'Zweitens' angesetzt?

Ja - nach Berechnungen der 'Feder' gaben die Bundesländer (als Kulturhoheitsträger!) 1987 ganze 0,0042 Prozent (also ein Zweiundvierzigmillionstel) ihres Gesamthaushalts für die Literaturförderung aus - das sind 54 Hunderttausendstel (0,054 Prozent) ihres Kulturetats.

Ein wenig wenig - um es mit Tucholsky zu sagen; die Besoldung der Kulturbeamten, die dergleichen aushecken, kostet den Steuerzahler sicher wesentlich mehr. Wenn das wirklich in der 'Feder' gestanden hat, so imponiert sie allerdings nicht gerade durch rechnerische Fähigkeiten: jene 0,0042 Prozent wären nämlich vielmehr ein gutes Fünfundzwanzigtausendstel, und das entspräche im Gesellschaftsproporz ja fast schon gerecht den 3000 Leserbürgern, die an der großen Literatur »Interesse haben« (es waren übrigens nie mehr, eher weniger). Wir wollen die Milchmädchenrechnungen lieber lassen - sive die Statistik, auf die heute alle Welt ihre Meineide schwört; es geht um ein Prinzip, das - ich muß es nochmals sagen, obwohl es an der Oberfläche rein egozentrisch klingt - einfach 'höhere' Interessen berücksichtigt als die einer demokratisch regulierten Gerechtigkeit: nämlich um eine entschiedene Förderungspriorität der 'Kultur' überhaupt - als des wichtigsten Lebenselements einer sich als geschichtsproduktiv verstehenden Gemeinschaft.

Tatsächlich hört man in Politikerreden immer mal wieder die Behauptung, daß die Bundesrepublik ein 'Kulturstaat' so gut wie ein 'Sozialstaat' sei, und zur Beantwortung der Frage, ob eine Bevölkerung deren »Kenntnisstand .. ja sicher gar nicht gering genug« eingeschätzt werden könne, dazu veranlaßt werden sollte, durch Subventionierung einer Handvoll Autoren das Lesevergnügen jener 3000 zu finanzieren, die in der Bundesrepublik für komplizierte Literatur (wie etwa Ihre 'Herzgewächse´) noch zu gewinnen sind, haben Sie sich die Implikationen jener Politikerreden zu eigen gemacht. Sie haben die Frage bejaht und zur Begründung sowohl daran erinnert, daß »die Gesellschaft in der Praxis doch von der immergrünen Hypothese ausgeht, daß sie denkerisch und dichterisch belehrbar sei« als auch zu bedenken gegeben, »daß dem Staat zuweilen auch eine Erziehungsfunktion zufällt«, über die per Mehrheitsentscheid nicht befunden werden sollte.- » Über ihr Wohl und Wehe läßt man die Menschheit am besten nicht direkt abstimmen.« Liegt darin nicht - denn Sie sind ja, aus Gründen, die die Geschichte gleich haufenweise liefert, weder von der immergrünen Hypothese noch vom Wert staatlicher Belehrungsversuche überzeugt - nicht eine Schwäche Ihrer Argumentation?

Ach, ich glaube schon, daß weniger meine Argumente als deren Aussichten, in den richtigen Ohren zu verfangen, schwach sind. Was ich in meinem Buch vorgetragen habe, hin und her erörtert und ab gewogen, wiegt sich denn auch keineswegs in der Gewißheit, zurzeit irgendwelche Verwirklichungschancen zu haben; ich habe nur noch einmal zu Protokoll gegeben, was ist und was sein sollte, damit man später nachschlagen kann, was alles nicht war, und ein paar Zusatzbegründungen für die Geistesarmut unserer Epoche findet.

Aber dahinter träumen Sie vielleicht doch von einer Erziehungsdiktatur? Glauben insgeheim doch noch daran, daß die Gesellschaft zum Zweck ihrer eigenen Humanisierung Schriftsteller; Maler, Musiker braucht?

Ich habe selten schöne Träume, wenn ich an Deutschland in der Nacht denke. Aber ich glaube nicht nur, ich weiß es: daß eine humane, lebensproduktive Gemeinschaft sich nur in einer geistigen, immateriellen Bewußtseinsströmung ausbildet; von ihr ist zuletzt auch der Bestand der materiellen Glücksgüter abhängig, nämlich die Affektmenge, die sie auszulösen vermögen. Eine sich selbst so, d. h. zuletzt einfach 'glücklich' wünschende Gemeinschaft muß darum besorgt sein, alle ihre geistig kreativen Mitglieder zur vollen Entfaltung ihrer Möglichkeiten zu bringen, weil dies ihre, der Gemeinschaft, Möglichkeiten selber sind; sie haben ja ausgesprochenen Seltenheitswert, und man muß mit ihnen - den seltenen Mutanten der Gemeinen Art - äußerst besonnen umgehen. Das kann die Gemeine Art selber natürlich nicht sehen; sie hat keinerlei Blick für Zukunft (so wenig wie für die Vergangenheit und ihre Paradigmata) und merkt immer erst etwas, wenn es so weit ist - (das gilt auch für ganz banal praktische Sachen: hätte man - sagen wir - die Entwicklungsförderung der Halbleitertechnik von einer Volksbefragung abhängig gemacht, so wäre ein millionenfaches »Nö« und »Nä« erklungen). In diesem Sinne geht's also nicht ohne 'Erziehungsdiktatur', und wenn Sie das undemokratisch finden, so will ich gern die Gelegenheit nehmen, ein bißchen auf die ganze Demokratie zu pfeifen - fast so laut, wie unsere Politiker es täglich tun.

Aber das alles hat, vor bald 200 Jahren, schon Ludwig Tieck nicht mehr glauben wollen: »Man hat in allen Ländern schon seit lange Poesie und Kunst unter jene Manufakturwaren gerechnet, die der zunehmende Luxus auch notwendig gemacht bat; und diejenigen, die sich durch eine vorzüglich billige Denkungsart auszuzeichnen suchten, haben den Gedanken hineinlegen wollen, Poesie und Kunst mache die Menschen human, je mehr Kunst, je mehr Humanität, so daß jedweder Mann, der nicht zu den ungebildeten gerechnet werden wollte, in den Nebenstunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, nicht nur einige Grundsätze der Kritik erlernen mußte, sondern sogar zu schöner Lektüre schreiten, um im Fache der veredelten Menschheit nicht auffallend zurück zu bleiben.« Sollten also wirklich 6o Millionen Menschen, denen, wovon Sie leben, so gleichgültig ist wie das, was Sie schreiben, den 3000 Sonderlingen, die sich mit Ihren Texten beschäftigen, dieses abseitige Hobby bezahlen?

Aber ja, und zwar notfalls aus dem gleichen, ebenso unzureichenden Grund, aus dem sie den 3000 ganz anderen - nun ja, 'Sonderlingen', die beim Machtpoker das Volksvermögen auf den Tisch hauen, ihre abseitigen Hobbys bezahlen: eine Armee z.B., die der zunehmende Luxus auch notwendig gemacht hat und mit der wir noch am glimpflichsten fahren, wenn sie ein bloßer Luxusartikel bleibt. Im übrigen sollten Sie das Tieck-Zitat mit weit mehr Ironie lesen, wie denn all die angeredeten Verhältnisse derart deprimierend absurd sind, daß man sich ihnen nur noch mit satirischen Umgangsformen nähern kann. Das einzig Ernste bleibt jenes - nun, meinetwegen 'Ideal' einer geschichtsbewußten, sich als Evolutionsbestandteil begreifenden Gemeinschaft, die ihr kreatives Potential mit allen Kräften entwickelt, um selber kreativ für ihre Gegenwart wie Zukunft zu werden. Dieses Kreativ-Werden ist die einzige 'Bestimmung des Menschengeschlechts', die sich in der Ontologie mit einiger Sicherheit als Dynamik erkennen läßt, ihre Nachspur das einzige Fortwirkende, das aus den sonst blind aleatorischen Geschichtsabläufen bleibt. Daß es gesellschaftliches Glück produziert, läßt sich aus der ganzen Geschichte beweisen - bitte sehr, sogar aus der von uns erlebten. Im Jahre 10 nach meiner Geburt war der Weltkrieg zu Ende: ich habe selber erfahren - und viele meiner Generation werden sich mit-erinnern können -, was die Nullstellung aller materiellen Strebens-Chancen in den Jahren danach bewirkte: ein Gemeinschaftsklima von hoher geistiger Orientierung, von hoher humaner Bindungskraft, von 'Glück'; die Polizei hatte wenig zu tun; die psychiatrischen Praxen, heute überfüllt, standen leer. Es gab eine Form von Familie, von Freundschaft, von Gesellschaft allgemein, von der wir heute nur noch träumen können (und doch ruhig auch sollten): lauter ja anerkannt schöne Sachen. Das ging dann nach der Währungsreform konsequent in die Brüche: durch das Wunderwerk jenes dicken Mannes, der die

Stillung seines Appetits für einen allgemein-menschheitlichen Daseinszweck hielt und, wie die ganze Riege der Adenauer-Erben, vor lauter Kauen nie zum Nachdenken gekommen ist... Nun, er hat das ganze Neanderthal der menschlichen Primärantriebe wieder zu Ehren gebracht - verbacken mit dem American way of life, der uns noch heute - mit rund einem Dutzend Jahren Vorsprung - die jeweiligen Folgen vorlebt: - ex occidente nox. Kulturgeschichtlich folgte daraus: wie immer, wenn eine Epoche verunglückt, Kitsch... aber ich muß das nicht weiter ausmalen: die Metaphern, die die eigentlichen Begriffe sind, liegen ja auf jeder Straße...

Als Deutscher müsse man sich »vor dem gebildeten Ausland genieren«, haben Sie geschrieben, und: »Man wird - als Dichter und Denker jedenfalls, vielleicht aber auch sonst - in diese Nation hineingeboren wie in ein Unglück. « Wäre es anderswo denn anders? In welchen Ländern sehen Sie bessere Verhältnisse?

Ich wüßte - obwohl es immer weniger werden - schon einige zu nennen, in denen das Staatsverständnis nicht ganz so desolat aussieht und sogar die banale Politik einige Kultur enthält; die will ich aber nicht beim Namen nennen, um nicht gleich wieder aus hunderttausend Mäulern den alten Ratschlag zu hören, dann doch gefälligst dorthin auszuwandern. Was einem in Deutschland die Träume vertreibt, ist einfach die Immergleichheit der Geschichtsabläufe: eine Lernunfähigkeit, mit der kein Klippschüler durchkäme. An dem Tag, an dem ich geboren wurde, führte Hitler die Allgemeine Wehrpflicht wieder ein, und die ganze Volksgenossenschaft freute sich diebisch -: das hat mir schon in der Wiege arg zu denken gegeben, und es kann vielleicht mit erklären, daß ich so streitbar bin - und gegen wen ich es bin... Dieses Volk hat seine Geschichtsaufgabe nie verstanden - trotz der durchaus großartigen Winke, die ihm seine Geschichte immer erteilt hat.

Wodurch zeichnet sich der Umgang der (Bundes)Deutschen mit »ihren« Dichtern und Denkern besonders negativ vor dem anderer Nationen aus?

Nun, sie halten sie imgrunde, wie jener dicke Mann es aussprach, allesamt für »Pinscher«: für ein Etwas also, das man sich als Haustier hält, das aber höchstens den Postboten ankläffen darf, Niedlichkeit ist die Grundbedingung für die Anschaffung. Wie dergleichen Vorstellungen zustande kommen, ließe sich interessant erörtern - zusammen mit einer anderen Großmetapher, nämlich dem Verhältnis zur Sprache, das in Deutschland eine ganz eigenartige, selber sehr sprechende Geschichte hat und den heutigen Gesellschaftszustand befriedigend erklärt: - das ist aber ein zu weites Feld, als daß wir's in einem Plaudergespräch abschreiten könnten.

Vor dem Hintergrund Ihrer düsteren Zustandsbeschreibungen haben Sie nun eine Reibe von Maßnahmen erwogen, die geeignet erscheinen könnten, die Situation des »freien« Autors in der Bundesrepublik zu verbessern: Aktien für Buchprojekte, direkte staatliche Subventionierung, Einschränkung der Buchproduktion, Anhebung des Autorenhonorars von zurzeit günstigstenfalls 10 auf 30 Prozent vom Ladenpreis, Einrichtung eines Fonds aus den Erträgen der Literaturgeschichte (`Klassikerpfennig´), Erhebung eines 'Kulturgroschens' pro Kopf und Monat, Einführung einer Büchersteuer, Autorenstreiks, Revision des Urheberrechts. Mit einer Ausnahme haben Sie diese Vorschläge dann selber alle wieder als aussichtslos verworfen -. Warum halten Sie zum Beispiel die Erhebung eines 'Klassikerpfennigs' auf Druck, Vertrieb und Nutzung jener literarischen Werke, die urheberrechtlich nicht mehr geschützt sind, zur Förderung der Gegenwartsliteratur offensichtlich nicht für praktikabel?

Weil dazu der Gesetzgeber heran müßte und es mit dessen Grundverständnis der 'Klassik' im Moment nicht genügend weit her ist. Denn es geht da eben nicht um einen bloßen Pfennig, sondern um das volle Autorenhonorar, das die Verleger für sogenannte »freie« Texte zu entrichten hätten - nur mit dem Unterschied, daß es nicht mehr an leibliche Nachkommen ginge, sondern an geistige, d.h. an einen Verteilungs-Fonds wie etwa die VG WORT. Die Verleger dazu anzuhalten gelingt natürlich nur per Gesetz, aber dieses revidierte Urhebergesetz ist längst dringend fällig. Denn das zurzeit gültige stellt ja in unserer Gesellschaftsform, die das Eigentum und seine Vererbbarkeit auf unbegrenzte Zeiten sichert, eine wahre Parodie dar, indem es nämlich das geistige Eigentum 7o Jahre nach dem Tode des Urhebers zur allgemein ' en Plünderung freigibt. Sollte es dafür ein übergeordnetes Gemeininteresse geben, wie es dem Gesetzgeber sicher vorgeschwebt hat, so ist das an den Produktionsmitteln sicher nicht geringer: dann sollten bittschön auch die Konzerne 70 Jahre nach dem Tode des Begründers gemeinfrei werden.

Den anderen Vorschlag, das Autorenhonorar von 10 auf 30 Prozent anzuheben, haben Sie als unrealistisch wieder zurückgezogen, - warum? Weil das eine Verdopplung des Buchpreises zur Folge hätte und Sie etwa den Appell des folgenden Textes für plausibel bielten?: »Von allen Leserbriefen, lieber Meister Rowohlt, scheint mir dieser hier der allerschönste zu sein. Er stammt von einem Oberrealschüler aus Nürnberg: 'Lieber Herr Tucholsky! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Ihren Werken meine vollste Anerkennung ausspreche. Das wird Ihnen zwar gleichgültig sein - aber ich möchte doch noch eine weitere Bemerkung hinzufügen. Hoffentlich sterben Sie recht bald, damit Ihre Bücher billiger werden (so wie Goethe zum Beispiel). Ihr letztes Buch ist wieder so teuer, daß man es sich nicht kaufen kann. Gruß!' Da hast es. Lieber Meister Rowohlt, liebe Herren Verleger! Macht unsre Bücher billiger! Macht unsre Bücher billiger! Macht unsre Bücher billiger!«...

Den Brief hat Tucho in einer besonders gedankenlosen Stunde erfunden, und heute würde er mit sehr länglichem Gesicht betrachten, was jener Meister Rowohlt dann angestellt hat. (Ein ganzes Thema für sich: der Taschenbücher-Trick, der die Verleger noch reicher und die Autoren noch ärmer gemacht hat). Im übrigen wollen wir doch nicht allzu gerührt in diese Perspektive blicken -: der Oberrealschüler von heute verläßt selten seine Kneipe, ohne dort den Preis eines Taschenbuchs zurückzulassen, und daß er in ein solches billiger blicken sollte als in seinen Alkoholspiegel, vermag ich nicht recht einzusehen. Bücher sind, gemessen an dem Zivilisationskrempel, für den der Bürger immer genug Geld hat, spottbillig und könnten leicht drastisch teurer werden... nur liegt das Dilemma der Durchführbarkeit auf der Hand: die Literaturproduzenten würden kurz aufatmen, ehe ihnen der Atem ganz ausginge, und die Drucksachenhersteller - also die mit dem neuesten Abhub aus Amerika - würden das Rennen machen und die gesamte Kaufkraft zu ihren Billigpreisen herüberziehen. Denn ich fürchte, der deutsche Leser mißt inzwischen auch die Literaturwerte nur noch nach Mark und Pfennig im Angebot...

In diesem Zusammenhang ist mir aufgefallen, wie behutsam Sie mit den Verlegern umgegangen sind, Gestand ihnen Arno Schmidt immerhin ausgewogen eine Rolle zu, »die gleichviel vom Himmel und der Hölle an sich hat«, so haben Sie sich geradezu zu ihrem Verteidiger gemacht und sie vor Autorenforderungen in Schutz genommen:»Sie können's, so wie sie in diesen geistfernen Zeiten kalkulieren zu müssen glauben, eben nicht.« Ein merkwürdig vages Plädoyer - müssen sie nun tatsächlich oder glauben sie's bloß? (Ihr Verleger Haffmans jedenfalls hat, wenn ich mich recht erinnere, prompt der Erstausgabe Ihrer 'Konzertanten Noten' ein Blättchen 'Zur Preislage des Verlags' beigelegt, dem sich glaubhaft entnehmen läßt, daß zumindest er nicht anders kann).

Ja - und er ist von dem ideal hohen Gesetz, nach dem er angetreten, auch längst wieder herunter. Nun sollte's mir aber sehr leid tun, wenn ich der Kaste nach Ihrem Eindruck einen zu guten Leumund gelassen hätte -: tatsächlich gehört der Umgang mit ihr, der wohl-oder-üble, meist üble, zum Widerlichsten des Berufs, und das hat Folgen: Friedrich Rückert etwa, mit dem ich mich zurzeit sehr beschäftige, konnte ihn schließlich so wenig mehr vertragen, daß er in den letzten zwanzig Jahren zwar noch viele Bücher geschrieben, aber kaum noch etwas davon publiziert hat. Und der von Ihnen zitierte Arno Schmidt hat noch 2 Jahre vor seinem Tod einem Freund erklärt, noch einmal, vor die Wahl gestellt, würde er nicht den Beruf des Schriftstellers ergreifen; die Demütigungen durch die Verleger seien zu groß. So ist es; daß es der Anfänger immer wieder aushält, bleibt ein Wunder. Sie sind ohne jeden Blick für Talent, gar Genie; jede Verantwortung vor der Kulturgeschichte liegt ihnen fern; sie sind Teppichhändler, allesamt. Aber eben weil sie sich, was immer sie öffentlich posaunen, selber auch schlicht als Teppichhändler verstehen, wäre es ungerecht, ihnen eine Rolle zuzuweisen, der sie geistig und moralisch gar nicht gewachsen sind: nämlich den Primat des Waren- oder besser Termingeschäfts zurücktreten zu lassen vor der Aufgabe, als Diener und Vermittler der Geisthistorie in die Geisthistorie einzugehen. Verleger alten Stils, die sich einmal so verstanden, sind sie in absoluter Mehrheit längst nicht mehr: Leute, die in einer mehr oder minder großen Werkstatt geschriebenen Geist in gedruckten umwandeln und ihn auf Verlangen an den Endhändler senden, der den Kunden berät oder den bereits beratenen befriedigt. Stattdessen haben sie sich voll ins Eiserne Hemd des Warenmarkts einschnüren lassen, und entsprechend marktmäßig sieht das aus, was sie eigentlich einkalkulieren müssen, wenn der Autor ihnen ein Manuskript zeigt: Fremdherstellung (bei Druckereien und Bindereien mit jeweils eigenen schönen Gewinnspannen), Reise-Vertreter (die beim Buchhändler die Reklame-Sprechblasen mündlich vortragen und Kaffee trinken), Sortiment und Auslieferung (als Ersatz für ein eigenes Lager samt Packerei), schließlich die Buchhändler (die auch nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollen und als echtestes Anliegen die Umrüstung auf Mahagoni-Regale pflegen, egal was sie dann hineinstellen) -: all diese mächtig wichtigen Mitesser reißen - einschließlich des opulenten Büros, das sie dirigiert, wenn der Verleger auf Madeira weilt - aus dem Endladenpreis, den der Oberrealschüler so ächzend zahlt, bis zu 80 Prozent heraus; wie sollte da der ganz unwichtige Autor noch zu essen haben? Nein, gegenüber diesem System, auf das sie sich in ihrer Saudämlichkeit eingelassen haben (wir könnten darüber ein paar Stunden lang sehr genau reden), sind die Verleger selbst längst ohnmächtig geworden; sie könnten gar nicht mehr heraus, selbst wenn sie's, gelegentlich von irgendeinem Gewissen gebissen, ganz herzhaft wollten; man muß mit ihnen wirklich Nachsicht haben... Komme ich Ihnen sehr naiv vor?

Nun, ich weiß nicht; aber wäre nicht dennoch zu differenzieren zwischen den Möglichkeiten, die ein durch Selbstausbeutung seiner Mitarbeiter überlebender Kleinverlag hat, und jenen, über die ein zig Millionen umsetzender Großkonzern verfügt?

Sicher, obwohl, was an den Kleinen gut ist, bei mir immer von dem Verdacht überschattet wird, daß sie liebend gern die nächste Gelegenheit ergreifen würden, selber Großkonzerne zu werden; die haben nämlich alle mal als Kleinverlage begonnen. Nein, wir wollen, um das Prinzipielle hervortreten zu lassen, doch lieber etwas zuspitzen als differenzieren. Im übrigen ist es mit jener Selbstausbeutung gar nicht so schrecklich weit her - (was haben die Mitarbeiter denn schon groß zu arbeiten, um die Herstellung eines Buches in Auftrag zu geben!); sie reicht nirgends an jene heran, der sich ein Autor schwieriger Bücher zeitlebens unterwirft.

Glauben Sie wirklich, daß ökonomische Zwänge unsere Großverlage daran hindern, andere als die halt üblichen Knebelungsverträge mit ihren Autoren abzuschließen? Haben die Verleger nicht durch die Jahrhunderte hin keine Mühe

gescheut, um die Autoren in einem Zustand relativer Rechtlosigkeit zu halten, der ihnen erlaubte, stets zum eigenen Vorteil mit ihnen umzuspringen?

Als Unternehmer, die bloße Waren produzieren, tun sie das, was alle Warenunternehmer tun: sie nützen die Rahmenbedingungen des Systems bis zur äußersten Grenze aus. Und so hat sich's denn im Lauf der Zeit empirisch-logisch ergeben, daß sie, wenn sie darin nach Möglichkeiten der Kostenreduktion herumspähten, inmitten all der eisernen Mitesser-Tarife als einzigen schwachen Punkt den Autor erblickten: den kann man bedrohen, notfalls würgen, bis er buchstäblich klein beigibt; er allein hat keinerlei Rechtskräfte hinter sich. Und so bedrohen und würgen sie denn habituell schon so lange, daß es ihnen - auch wenn sie's mit blutendem Herzen tun, wie sie immer dabeisagen - zum lieben Gewohnheitsrecht geworden ist; es hat sich immer herrlich bezahlt gemacht.

Noch heute können die Jahrhundertverträge - «auf die Dauer des Urbeberrechts« -, die die Autoren abzuschließen gezwungen sind, nur einseitig gelöst werden: durch den Verlag der dem Autor lediglich mitzuteilen braucht, daß er kein Interesse mehr hat, sein Buch zu drucken; und selbst dann muß- zum Hohn - der Düpierte juristisch-formell noch selbst kündigen. Buchrechte jedoch, die ein Verlag freiwillig nicht hergibt, bleiben auch gegen den Willen des Autors bis 70 Jahre nach seinem Tod beim Verlag.

Arno Schmidt contra S. Fischer -: ein Fall, der wenigstens die Spitze des Eisbergs gezeigt hat. Tatsächlich ist das sich so nennende Kündigungs-Recht in den Verträgen ein symptomatischer Übelstand, dem man an die Wurzeln muß. Ich übertrage die Nutzungsrechte meiner Bücher seit einiger Zeit grundsätzlich »bis auf Widerruf« (wobei man die Fristenfrage ja human regeln kann - wie beim Mietrecht); daß ich's mir leisten kann - nicht weil meine Sachen bei Verlegern so gefragt wären, sondern weil mir das Verlegtwerden mit den Jahren immer gleichgültiger geworden ist und ich also nicht erpreßbar bin - daß ich's mir leisten kann also, ist freilich die rare Ausnahme. Sie zur Regel zu erheben, wäre Sache des Gesetzgebers, und sie hätte wirklich alle Vorteile der Gerechtigkeit. Nicht zuletzt würde sie das Verlegerverhalten dem echten Wettbewerb unterwerfen: erweist sich einer der Kerls als gar zu schäbig oder auch nur zu faul, so nimmt man ihm das anvertraute Gut wieder weg und geht zum nächsten... Man könnte sich geradezu verlieben in diese Vision: Auf einmal würde man wieder höflich behandelt, selbst nach Vertragsabschluß, müßte nicht mehr eine halbe Stunde im Chefvorzimmer warten oder ein halbes Jahr vorm Lektorat, und Vertrieb und Werbung würden sich auch immer wieder etwas Neues einfallen lassen müssen und sich von der Bärenhaut erheben... Es würde zuletzt eine richtige Standesreinigung ergeben: Ein ganzes Schock Verleger, von denen man weiß, daß sie nur frei herumlaufen, weil sie nicht erwischt werden können, würde in aller Stille überhaupt von der Bildfläche verschwinden...

Auch die Möglichkeit, durch Organisation eines Autorenstreiks die Gesellschaft? den Staat? die Verleger? zu zwingen, ihre Dichter und Denker besser zu bedenken, haben Sie erwogen, dann aber rasch wieder fallen lassen: »Sie merken es gar nicht. « Nun haben Sie jedoch selbst - wenn ich nicht irre.- als erster und bislang einziger bundesdeutscher Schriftsteller - im Zusammenhang mit einem Lexikonprojekt einen Autorenstreik gegen einen Verlag organisiert und zu einem erfolgreichen Ende gebracht. Was war denn sein Anlaß? Wie verlief er - und wie ging er aus? Welche Lehren können aus ihm gezogen werden?

Ach, ich bin nicht ohne Erfahrung und habe auch das einmal probiert. Es ist schon über ein Dutzend Jahre her; es ging da um den Bertelsmann-Konzern und einen seiner Lexikothek-Bände. Die Bedingungen waren, von der üblichen eisernen Unverschämtheit; ich ließ mir von den 70 Mitarbeitern Vollmacht geben, stieg dem Verlag damit auf die Chefetage und sagte zum genau richtigen Zeitpunkt ein paar Stunden lang richtige Worte. Der Erfolg: nicht groß, aber doch ansehnlich: doppelt soviel Honorar, wie vorgesehen, - und Nachhonorierung bei Nachauflagen, wie nicht vorgesehen, weshalb die Beteiligten noch heute gelegentlich einen schönen Scheck bekommen. Das letztere wird den Verlag heute noch fuchsen; es kam nur zustande, weil ich die Absatzzukunft des Bandes noch besser hochrechnen konnte als er, der bloß unsicher darauf spekulierte, aber sein Auge eng aufs Hier-und-Jetzt gerichtet hielt. Nun, Lehren daraus? Man muß für solche Gefechte, deren Ausgang sich leider nicht generalisieren läßt, den Kairos kalkulieren, den Richtigen Moment -: man muß vorpreschen, wenn das Projekt schon so weit in der Planung ist, daß der schwerfällige Apparat nicht mehr zurück kann und es folglich dem üblichen 'La bourse ou la vie' des Verlegermunds am rechten Nachdruck gebricht. Ganz allgemein empfehle ich, Verträge - nach der Grundvereinbarung - erst in allerletzter Sekunde zu unterschreiben, möglichst wenn das Buch bereits in die Produktion oder zumindest in die Prospektankündigung gegangen ist, und dann die gröbsten Kriminalien daraus zu streichen.

Unter Ihren Reformvorschlägen habe ich einen Hinweis auf die englisch/amerikanische Institution des Literaturagenten vermißt, der, da stets mehrere Autoren vertretend und mit den Gegebenheiten des literarischen Marktes genauestens vertraut, gegenüber den Verlegern eine gewisse Machtposition hat. Meinen Sie nicht, daß die Implementierung des Agenten-Systems die Autoren aus ihrer Bittstellerhaltung gegenüber den Verleger-Patriarchen ein Stück weit befreien könnte?

Meine ich nicht. Ganz abgesehen davon, daß die Agenten, die auch bloß leben wollen, im Nu den Verlegern gleichen würden, die bloß leben wollen: sie würden auf gängige Pferde setzen und die noch unsicher tappenden Anfänger gar nicht

erst in den Stall nehmen (was böse Folgen zeitigen müßte: Wer keinen Agenten hat, wird im Verlag gar nicht erst vorgelassen), - abgesehen davon hätte das System nur einen Mitesser mehr, der für sein bißchen Vermittlung aus dem bißchen Autorenhonorar direkt noch eine gehörige Ecke herausrisse: in der Regel 25 Prozent. Und die Kumpanei Agent/Verleger wäre rein menschlich auch kaum ertragbar: wir hätten am Ende, statt nur ein »Väterchen«, deren zwei zu verkraften...

Sie fordern schließlich - und dabei sind Sie geblieben - eine Revision des Urbebergesetzes. Sie glauben in diesem Zusammenhang sogar einen »Rechtsanspruch« geltend machen zu können. Worin besteht Ihrer Meinung nach der »Gewalt- und Unrechtsakt« des gültigen Urheberrechts, und wie müßte es beschaffen sein um den Bedürfnissen der Literaturproduzenten zu genügen?

Der Gewaltakt, schon gesagt, ist die Enteignung unseres Eigentums, die in unserm Gesellschafts- und Rechtssystem völlig einzig dasteht: sie vor allem müßte beseitigt, die Schutzfrist auf unbegrenzte, nur durch die Lebensfähigkeit des Werks selbst bestimmte Zeit erweitert werden. Erst wenn die Produktionsmittel und vor allem der Grundbesitz einer ähnlichen Vererbungsbeschränkung unterworfen werden, bin ich bereit, auch über die Geistwerke mit mir reden zu lassen - und die legislative Begründung, die Kulturwerte müßten unbedingt zur Hebung des Volksniveaus möglichst rasch Gemeingut sein, nicht mehr für blanken Zynismus zu halten. Manchmal meine ich, es müßten sich - Juristen sind doch sonst nicht auf den Kopf gefallen - sogar Rechtsmittel finden lassen, das gültige Urheberrecht als verfassungswidrig zu verklagen: - vielleicht tun sich ja doch einmal ein paar Rechtsdenker zusammen und setzen die Lawine in Bewegung... Natürlich bin ich nicht dafür, daß irgendwelche entfernten Verwandten die segensreichen Saaten des Urahns dann abernten dürfen -: Erbe müßte, meinetwegen nach der zweiten Generation erst, schlicht 'die Kulturgeschichte' sein, der bewußte Fonds nämlich, aus dem gespeist sie in der Gegenwart besser vorankäme. Es gilt überhaupt mit dem Warenwert der Literatur, den die Verdinglichung nun einmal mit sich bringt, Ernst zu machen, und das heißt: den blauäugig behaupteten Unterschied zwischen den Gütern und den Bildungsgütern aufzuheben. Meine Bücher darf jedermann - und gegen das bißchen Geräteabgabe völlig rechtens - auf einem Kopierer für sich abziehen; tut er's aber z.B. mit Software, heißt's gleich Kriminalität... Nein, die Beseitigung der gesetzlichen Gemeinfreiheit im Urhebergesetz bleibt im Rahmen der unidealen Gegenwart die zentrale Aufgabe, wenn man Wandel schaffen will; alle anderen wünschbaren Fortschritte werden aus ihr gleichsam von selber folgen.

Als die SPD/FDP-Regierung 1981 das `Künstlersozialversicherungsgesetz' (KSVG) beschloß, feierte man dies als »einen der größten Fortschritte der Kulturpolitik der letzten Jahrzehnte«. Noch im Februar 1988 erklärte 'die feder', das KSVG habe »die soziale Absicherung freier Autorinnen und Autoren entscheidend verbessert«. Hat es tatsächlich?

Ach wissen Sie, ich halte die soziale Absicherung (gemeint ist ja auch nur die im Alter) für der Güter höchstes nicht; das Leben ist unsicher quasi von Natur, und man kann sich nicht gegen alle Zufälle Himmels und der Erden wappnen. Bei Künstlern, deren Ertragskurve bei fleißigem Leben ja steigend ist und ihre größten Aussichten am Lebensende hat, wirkt sich fatal aus, daß jenes KSVG sie nun ausgerechnet in ihren langen mageren Anfangsjahren mit einer zusätzlichen Abgabe belastet - zugunsten einer imaginären Rente im Alter, wo sie eine solche vielleicht gar nicht mehr nötig hätten. Außerdem grabscht einem eine weitere Behörde ins Leben, und schon darum ist das Ding vom Übel.

Wie ist überhaupt die Versicherungslage eines »freien« Schriftstellers? Welche Form der Versicherung würden Sie ihm empfehlen?

Das kommt auf seine Konstitution an, in jedem Sinne. Ist er von ängstlicher Natur, so muß er halt die Tröstungen der Versicherungskonzerne suchen - also etwa ins 'Versorgungswerk der Presse' (»Allianzversichert«) einzahlen; ist er gesundheitlich labil, gar kränklich, was man nach Lage der Dinge leicht werden kann, so braucht er eine Krankenversicherung - weil ihn die ärztliche Kunst, eine sonderliche vor andern, sonst im Handumdrehen um ein Jahreseinkommen und damit in den Bankrott bringen würde. Ich rate ja von der Inanspruchnahme dieses speziellen Künstlerstandes ohnehin ab (siehe mein letztes Buch); aber viele werden es sich wohl nicht nehmen lassen... Im übrigen bleibt für Empfehlungen kein großer Raum: das KSVG formuliert eine Pflichtversicherung.

Es soll übrigens 1989 novelliert werden, da die Kasse hohe Defizite aufweist: Bislang nämlich weigern sich die » Vermarkter« von Kunst und Publizistik (Verlage, Werbeagenturen, Galerien etc.), ihrer Beitragspflicht nachzukommen. Folgt man der FAZ, so hatten noch im vergangenen Jahr von den erfaßten 15.225 » Vermarktern« nur 1.000 die vorgeschriebene Abgabe entrichtet. Nach den vor wenigen Wochen bekanntgewordenen Novellierungsplänen des Bundesministeriums wird die KSVG-Reform weiter zu Lasten der Zwangsversicherten gehen: »Krankengeld in den ersten sechs Wochen einer Erkrankung gibt es nur für diejenigen, die bereit sind, eine entsprechende Zusatzversicherung aus eigener Tasche zu bezahlen« (FA Z).

Ja, sehr merkwürdig, die VG WORT hat sogar die Bundesländer mit Prozessen überziehen müssen, um sie zur Befolgung der Gesetze anzuhalten. ich glaube das alles gern und sehe auch visionär schon, wie es weitergehen wird. Was die ausgemalte Rente betrifft, so bleibt überhaupt abzuwarten, ob die Bundesversicherungsanstalt dermaleinst in der Lage sein

wird, sie aufzubringen; was man gelegentlich in der Presse dazu liest, sind eigentlich eher Hiobsposten. Auch die Höhe rechnet man sich am besten gar nicht hoch -: ich habe es, wie in meinem Buch steht, unvorsichtigerweise einmal getan, und das Ergebnis ist von einer Art, daß einem dann Sonderangebote der Bestattungsindustrie à la »Why live if you can be buried for ten dollars« wahrscheinlich wie zum Zugreifen vorkommen werden.

Was raten Sie Anfängern, die beschlossen haben, sich als »freie« Schriftsteller durchs Leben zu schlagen? Worauf sollten sie zu Beginn ihrer Laufbahn besonders achten?

Ich achte selber, wenn sie zu mir kommen, vorab auf zweierlei (und das erscheint mir wichtiger noch als die Größenordnung des Talents, das man ja entwickeln kann): Erstens, ob sie nach Herkunft und Erziehung imstande wären, unter Luxusverzicht, mit bescheidenen materiellen Mitteln zufrieden zu leben, - und zweitens, ob ihre psychische Konstitution sie befähigt, jene »Demütigungen durch die Verleger« mindestens ein volles Jahrzehnt lang auszuhalten, ohne die Balance zu verlieren...

Und wenn es da nicht günstig steht?

Ja, früher habe ich immer gesagt, dann sollten sie, wenn sie denn von der Literatur nicht lassen können, Germanisten werden; aber das haben dann so viele getan, daß da heute auch kein rechtes Unterkommen mehr ist. Die Lage ist schlecht; man kann kaum ein strahlendes Gesicht dazu machen. Ich rate ab.

Dann noch eine Perspektive zum Schluß. Hat nicht die technologische Entwicklung mittlerweile besonders für jene Autoren, deren Arbeiten gerade mal jenes 3000-köpfige Publikum erreichen, das sich überhaupt mit komplizierter Literatur noch befaßt, Möglichkeiten eröffnet, sich von den ökonomischen Zwängen des Literaturmarkts zu emanzipieren und zum Verleger, Vertreiber und Händler der eigenen Schriften zu werden? Die nötige Investition läßt sich leicht kalkulieren: ein anständiger Personal Computer, ein ausgefeiltes Textverarbeitungsprogramm, ein Laser-Drucker sind ßr 10. 000 bis 15. 000 Mark zu haben. Dann werden Annoncen geschaltet, Subskriptionslisten verschickt oder die Informationen direkt ins Computernetz eingegeben und je nach Rückmeldung die bestellten Texte ausgedruckt und zugesandt oder direkt dem Computer des Bestellers zum Ausdrucken übermittelt. 45 Prozent Buchhändlerrabatt und der überwiegende Teil der 40 Prozent Herstellungs- und Vertriebskosten fielen so weg und kämen den `Produzenten' zugute. Erstmals sind mit Hilfe der Technik beute Autoren in der Lage, ein Buch selbst herzustellen und zu vertreiben, ohne auch nur aus dem Haus gehen zu müssen. Eine angenehme Perspektive?

Nun, zur Post gehen müßten sie immerhin, und zwar ziemlich häufig. Und das ewige Päckchenpacken würde auch seine Reize rasch einbüßen, wie mir denn überhaupt die Händlertätigkeit immer als fehlerhafter Lebenszweck erschienen ist... Aber so neu ist das vorgeschlagene Verfahren gar nicht: es heißt seit eh und je 'Selbstverlag', und nur seine technischen Möglichkeiten sind heute eindrucksvoll gewachsen. Denkbar erschiene mir die Lösung, eine Auslieferung zu begründen, die - von sehr ernsthaften und verantwortungsvollen Leuten geleitet - die selbstverlegten Literaturen in ihr Sortiment nimmt und von deren Verfassern finanziert wird; sie müßte sich freilich durch strengste Niveau-Abgrenzung einen Ruf zu verschaffen wissen, der die Buchhändler bewegt, auf ihr Programm zu achten, - oder sie müßte, ähnlich wie das 'Moderne Antiquariat', sich direkt an den Leser wenden. Faszinierend könnte ich jedenfalls den Gedanken finden, den Verlegern, die jeden Mist drucken, die 'Literatur' überhaupt wegzunehmen und sie ganz ihren Eintagsdrucksachen zu überlassen ... Freilich, wie's ausginge, wage ich nicht abzusehen.

Hätten Sie nicht Lust, das einmal auszuprobieren?

Ich habe immer wenig für die Öffentlichkeit geschrieben und schreibe, so mit zunehmenden Jahren, immer weniger dafür -: damals, weil die Verleger es nicht haben wollten; heute, weil ich die Verleger nicht mehr haben will. Ich habe keine Lust mehr zu Experimenten.

Aber Ihre Leser wollen vielleicht - -

Was ich für mich selber schreibe, können sie gar nicht lesen.

Von Hans Wollschläger ist zuletzt erschienen: »Tiere sehen dich an oder, das Potential Mengele«, Die Republik, 1987, DM 24.-

»In diesen geistfernen Zeiten«. Konzertante Noten zur Lage der Dichter und Denker für deren Volk. Haffmans TaschenBuch 4,1988, DM 9,-

Literatur-Konkret 1988, S. 65

Detlef Klein

Volk, Literatur und Etikette(n)

Die Ausleihfrequenzen der Öffentlichen Bibliotheken über systematischen Aufkleberschwindel zu beeinflussen, wäre eine adäquate Antwort auf die staatliche Finanzierungspraxis.

Nicht nur der Buchhandel bringt die literarische Hochkunst und die Massenkultur an die Frau und den Mann. In der Bundesrepublik arbeiten 7.000 Diplom-Bibliothekare und 15.000 Bibliotheksassistenten in 3.000 hauptamtlich und mit öffentlichen oder kirchlichen Geldern betriebenen Öffentlichen Bibliotheken. Im ehemaligen Milchladen oder im eigens errichteten Bibliotheksbau, im uralten Traditionsgebäude oder im nobel in den öffentlichen Raum gestellten Glas- und Stahlpalast werden Bücher zum Ausleihen angeboten.

Die Dorfbibliothek bringt es auf 5.000 Bände, die größte städtische Zentralbibliothek auf 1 Million. Die CDU/CSU-regierten Städte und Kommunen verzichten überwiegend auf eine Leihgebühr, die SPD-Kommunen und -Städte lassen sich den Service zum Teil kräftig bezahlen. Die Öffentlichen Bibliotheken bieten überwiegend aktuelle Literatur an. Veraltete Sach- und Fachbücher und Romane, die keiner mehr lesen will, werden aus den Regalen genommen. Das Sammeln und Magazinieren von Büchern wird den wissenschaftlichen Bibliotheken überlassen.

1987 boten die Öffentlichen Bibliotheken bundesweit insgesamt 69 Millionen Bücher,

Zeitschriften, Kassetten und Schallplatten zum Verleih an. Ausgeliehen wurden sie 184 Millionen mal. Im Vergleich zu den vielen vorangegangenen jährlichen Steigerungen ein nochmaliges Anwachsen und kontrafaktisch zu den Statements der Medienkritiker, die ein Schwinden der Lesekultur konstatieren.

Sehr übel nimmt das Bibliothekspersonal die Verwechslung der Öffentlichen Bibliothek mit einer Leihbücherei, und das zu Recht. Mit dem Tabakladen, der im Nebenraum Schundliteratur verleiht, hat die Öffentliche Bibliothek nichts gemein. In den Universitätsstädten finden die Studenten ihre wissenschaftliche Literatur immer noch in den Öffentlichen Bibliotheken, wenn die Universitätsbibliothek längst leergeräumt ist. Bundesweit bieten die Öffentlichen Bibliotheken 35 Millionen Sach- und Fachbücher an. Ebenso beeindruckend sind die jeweils 17 Millionen Bände der Belletristik und der Kinderliteratur.

Läßt man die Erbsenzählerei und rechnet die bundesweiten Gesamtdaten auf die einzelne Bibliothek herunter, präsentiert sich als rechnerische Durchschnittsgröße die mittlere Öffentliche Bibliothek mit 25.000 Bänden Bestand, wie sie in Hunderten von westdeutschen Städten und Gemeinden zu finden ist. Deren Regale sind mit 13.000 Sach- und Fachbüchern und jeweils 6.000 Romanen und Kinderbüchern gefüllt.

Auch »Volksbücherei« klingt in den Ohren des Bibliothekspersonals nicht gut, wobei es hier sehr viel gelassener reagieren könnte. Die Volksbüchereien sind die Vorläufer der jetzigen Öffentlichen Bibliotheken, im 19. Jahrhundert von politischen und konfessionellen Gruppierungen oder einzelnen betuchten Bürgern als private Vereinsbüchereien gegründet. Bei unterschiedlicher ideologischer Grundhaltung der Betreiber hatten die Volksbüchereien die Aufgabe, das anwachsende Industrieproletariat an der Aufklärung teilhaben zu lassen, entweder zum Zwecke der geistig-seelischen Entwicklung und Einbindung in das Bestehende oder um ihm die Schritte bis zur Revolution vorzubuchstabieren.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts begannen die Städte und Gemeinden selbst, Büchereien einzurichten oder die vorhandenen Volksbüchereien in staatlicher Regie weiterzuführen. Die erzieherische Aufgabe der Volksbüchereien wurde übernommen, nun aber mit der Verpflichtung des Büchereipersonals zur politischen Unparteilichkeit und Tendenzlosigkeit. Adressat der Büchereiarbeit war nicht mehr der Proletarier, sondern der Bürger.

Mit der staatlichen Institutionalisierung der Büchereibewegung professionalisierte sich das Büchereipersonal und stieg in eine reichsweite Diskussion darüber ein, nach welchen Regeln die Auswahl und die Vermittlung des 'guten' Buches zu geschehen habe. Bis in die dreißiger Jahre hinein focht man einen Richtungsstreit aus, in dem die eine Seite darauf bestand, dem Lesepublikum den unmittelbaren und ungehinderten Zugang zu den Büchern mit einer Theke als Barriere zu verbauen. Hinter der Theke thronte das Büchereipersonal, um Leserwünsche zu begutachten, umzuleiten oder zu wecken. Diese Variante galt der geistig-seelischen Entwicklung eines kleinen Kreises von Menschen, die für das Echte, Künstlerische und Wertvolle aufgeschlossen waren.

Die ambitionierte pädagogische Grundhaltung teilten die Theken-Praktiker mit den Verfechtern der »Freihand-Bücherei«. jene konnten jedoch auf die Theke verzichten und ließen statt dessen das Publikum ungehindert und ungestört in den Regalen stöbern. Weitherzig genug, über das handverlesene gute Buch hinaus auch Sach- und Fachbücher und bloße Unterhaltungsliteratur in die Regale zu stellen, boten sie sogar Kitschromane an - in der programmatischen Erwartung, das Publikum würde derer bald überdrüssig werden und sich zum guten Buch hochlesen.

Nach dem 30. Januar 1933 setzten sich die tonangebenden Bibliotheksdirektoren sehr schnell für die Faschisten ein. Die Öffentlichen Büchereien wurden gründlich von unerwünschtem Schrifttum gesäubert. Die prinzipielle Neigung und die

Pflicht des Büchereipersonals zur pädagogischen Auswahl- und Zensurarbeit wurden parteipolitisch instrumentalisiert und verloren damit für alle nachfolgenden Generationen von Bibliotheksangestellten ihre politische Unschuld. Nach der Säuberung der Buchbestände ging es einem Teil der Thekenbüchereien an den Kragen. BDM, HJ und Partei ließen sich die bevormundenden Fragen an der Theke nicht gefallen und setzten den freien Zugang zu den gesäuberten Buchbeständen durch.

Nach 1945 orientierte sich die Entwicklung der Öffentlichen Büchereien in der Bundesrepublik am anglo-amerikanischen Vorbild der »public library«. Die Buchbestände wurden nun bundesweit endgültig frei zugänglich präsentiert und um wissenschaftliche Literatur erweitert. Das Buchangebot orientierte sich zunehmend auch an der Nachfrage. Die Massenausleihe trat an die Stelle der kontrollierten Einzelausleihe. Die Öffentlichen Büchereien wurden nach und nach in Öffentliche Bibliotheken umbenannt. Unter Ausschluß faschistischer und neofaschistischer Literatur sollte das Gebot der Pluralität und Ausgewogenheit gelten.

Unter dem Deckel dieser nur schein-präzisen Anweisung nahmen die professionellen Auseinandersetzungen über Ziele und Methoden der Bibliotheksarbeit ihren Fortgang. Dabei erwies sich der bibliothekarische Berufsstand als mindestens ebenso produktiv und unermüdlich wie der der Schulpädagogen. Alte und neue Ansätze wurden vorgetragen und wieder verworfen. In einer Mischung aus Omnipotenz-Fantasie und Angst vor Bedeutungslosigkeit entwarf man Grenzüberschreitungen in Richtung auf Volksbildung und Sozialarbeit, losgelöst von der politischen Definitionsmacht der staatlichen Geldgeber und unbekümmert ob der Tatsache, daß außerhalb des Bibliothekarsstandes niemand Bedarf nach Aufgabenerweiterungen anmeldete.

Im Nachbeben auf die abklingende Hochkultur der marxistisch orientierten Raubdrucke und der legal verlegten aktuellen Klassenanalysen versuchte eine Minderheit unter den Bibliotheksangestellten zu Beginn der siebziger Jahre den Rückgriff auf die Tradition der alten parteilichen Volksbücherei. Unter Mißachtung der allseits Geltung beanspruchenden Forderung nach Mehrheitsverträglichkeit bei der Buchauswahl wollte diese Minderheit dem nur am Profit orientierten Buchmarkt Paroli bieten und insbesondere der Arbeiterklasse durch wieder handverlesene Literatur endgültig zu mehr Licht verhelfen. Das Projekt überlebte nur knapp die Brandt'sche Ära des »Mehr Demokratie wagen!« und verlief im Sande, weil es trotz des Demokratie-Gebots nur verdeckt betrieben werden konnte, weil die parteiliche, wahre und schöne Literatur immer noch nicht massenhaft vorhanden war und weil das Proletariat weiterhin die Öffentlichen Bibliotheken mied. Übriggeblieben sind einige auf Wachsmatrize abgezogene Manuskripte über die Funktionen der Öffentlichen Bibliothek in der Massenkultur der spätkapitalistischen Gesellschaft.

In den nachfolgenden Jahren ist die standesinterne Diskussion über akzeptable Buchinhalte merklich in den Hintergrund getreten. Zur Zeit kreisen die bibliothekarischen Gedanken um die Bibliothek als Datenbank, die alle aktuellen und relevanten Informationen zu sammeln und anzubieten hat, soweit das Geld reicht. Die professionelle Neugier gilt der Antwort auf die Frage, ob die Leserbedürfnisse durch Marketing-Methoden ermittelt werden können. Getestet werden die Bereitschaft und die Fähigkeit der Bibliotheksbenutzer, statt der traditionellen Zettel-Kataloge arbeitssparende EDV-Terminals zu benutzen. Gut im Rennen liegt die »soziale Bibliotheksarbeit«, bei der die Bibliotheksangestellten die schützenden Mauern ihrer Institution verlassen und nicht-lesende Bevölkerungsgruppen aufsuchen, um sie als Leser zu gewinnen. Das geht bis zur Teilnahme an Alphabetisierungskampagnen.

Es soll gelesen werden, was das Zeug hält. Dabei ist der bibliothekarische Berufsstand über den Verdacht erhaben, seine pädagogischen Ambitionen und seine Leitlinien des guten literarischen Geschmacks vollständig über Bord geworfen zu haben und die Regale nur noch mit Bestsellern und nachfragesicherer Trivialliteratur vollstopfen zu wollen. Es geht um die Pendelbewegung, bei der man das eine stärker betont, ohne das andere ganz zu lassen. Dabei mag eine Rolle spielen, daß dem Bibliothekspersonal mehrheitlich der utopische Horizont abhanden gekommen ist oder daß man eine neue und unverkrampfte Beziehung zwischen Hoher Literatur und Massenkultur anstrebt.

Auch in einem sehr praktischen Sinn droht mancher Öffentlichen Bibliothek der Verlust an utopischer Perspektive. tei zunehmender öffentlicher Armut der Städte und Gemeinden geraten die Bibliotheken unter den Druck, ihre Existenz jährlich aufs neue über möglichst wuchernde Ausleihzahlen rechtfertigen zu müssen. Gerade in den norddeutschen und von der SPD regierten Städten und Gemeinden ist schon manche »unzureichend frequentierte Einheit« geschlossen worden. So macht die theoretische und praktische Selbstbeschränkung auf Fragen einer effektiveren Präsentationstechnik zum Zwecke der Ausleihsteigerung pro Buch objektiv Sinn, selbst dann, wenn niemand die neue Unverkrampftheit in Richtung auf mehr Trivialliteratur subjektiv mit Überlebensstrategien verknüpft.

Die Ausleihfrequenzen im Bereich der Sach- und Fachbuchbestände gelten als relativ resistent gegenüber bibliothekarischen Bemühungen um Umsatzsteigerungen. Hier bestimmt, ob die Bücher auf den Literaturlisten der Schulen und Universitäten auftauchen. Wenn nicht, ist in die falschen Bücher investiert worden. Die Ratgeber- und Esoterik-Literatur kann nicht gepusht werden, weil sie ständig entliehen ist. Bleiben noch die Belletristik-Bestände, die 6.000 Romane, Dramen- und Lyrik-Bände der eingangs genannten mittelgroßen Öffentlichen Bibliothek. Hier hat sich, wenn auch nicht unumstritten, eine akribische Aufkleber-Praxis entwickelt. Einigendes und ordnendes Band zwischen

Unterhaltungsliteratur und Hoher Kunst war und ist das Verfasseralphabet. Die Leser stehen vor zweihundert Regalmetern schöner Literatur und versuchen, von den jeweiligen Buchrücken auf die Buchinhalte zu schließen.

Um ihnen Fehlgriffe zu ersparen, ist man seit einigen Jahren dazu übergegangen, die Buchrücken der Belletristik mit Aufklebern wie Arztroman, Abenteuerroman, Humor, Liebesroman, Kriegsroman, Familienroman, Historischer Roman und ähnlichem zu markieren. Bekannt ist der Einwand, daß eine derartige Etikettierung der Komplexität vieler Romane nicht gerecht wird. Daher bleibt Goethe auch ohne Etikett. Aber schon bei Jean Paul wird hier und da der Aufkleber Humor vergeben. Wer weiter an der Angemessenheit dieser Praxis zweifelt, erfährt, daß die Belletristik-Leser bei ihren individuellen Such- und Auswahlstrategien genau diese reduzierten und reduzierenden Genre-Codes im Kopf hätten und die Markierungen als willkommene Hilfe ansähen. Dabei nähmen sie in Kauf, daß die Verpackungsaufschrift nur eine grobe Annäherung an den Inhalt ist.

An diesem Punkt sollte man nicht weitermäkeln und statt dessen beginnen, die ungeklärte Beziehung zwischen Aufkleber und Inhalt für höhere Zwecke zu nutzen. Dann bekäme »Die Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss den Aufkleber Historischer Roman und könnte mit Selinkos »D~siree« (der Roman, der Napoleon bekanntmachte) im Hinblick auf die hohe Ausleihhäufigkeit gleichziehen. Robert Coover bekäme an seinein Roman »Die öffentliche Verbrennung« das Schildchen Humor geklebt, und es könnten endlich die längst überfälligen Coover-Lesezirkel gegründet werden.

Dieser systematische Etikettenschwindel wäre die passende Antwort auf die ignorante Finanzierungspraxis vieler Städte und Gemeinden, die in ihrer Fixierung auf bloße Ausleihquantitäten die vermehrte Hereinnahme von Trivialliteratur in die Öffentlichen Bibliotheken provozieren. Über diesen Schwindel könnte das Bibliothekspersonal das Beharren auf dem guten, schönen und wahren Buch wiederaufnehmen, ohne die Arbeitsplätze zu gefährden.

Literatur-Konkret 1988, S. 68

Jan Philipp Reemtsma

Von Autorenrechten und Rechtsbräuchen

Der Autor als rechtstragende Figur wurde erfunden, um die Händler von bedrucktem Papier vor Dieben zu schützen

Das Interesse des Verlegers ist meist von dem der Schriftsteller verschieden.

Hegel

Contracte in den glatten Heuchelhänden

Schmidt

Es gilt als unfein, aus dem Nähkästchen zu plaudern. Aber das Nähkästchen ist in der Regel das, was wir mit dem großen Wort 'Wirklichkeit' benennen. Also: vor geraumer Zeit bin ich um einen Beitrag für einen Sammelband gebeten worden. Ich habe ihn abgeliefert, irgendwann auch einen Vertrag erhalten. Der war zwischen Verlag, »Nomos« heißt er (man muß immer Namen nennen), und Herausgeber geschlossen, und in ihm hat der Herausgeber »räumlich unbeschränkt für die Dauer des gesetzlichen Urheberrechts«, d. h. für eine Zeit bis 70 Jahre nach meinem Tode, alles, was man in einem solchen Vertrag übertragen kann, dem Verlag übertragen. Also nicht nur das Recht, meinen Beitrag (und die der anderen Autorinnen und Autoren) in diesem Buch zu publizieren und so viele Auflagen dieses Buches zu drucken wie der Verlag lustig ist, sondern auch das Recht, Lizenzen des vollständigen oder teilweisen Abdrucks und der Publikation in allen zur Zeit denkbaren Medien zu vergeben. Ein Honorar war in dem Mustervertrag gar nicht erst vorgesehen; daß auch der Herausgeber keines erhalte (abgesehen von einem Anteil an den Lizenzhonoraren), wurde eigens erwähnt. Der Autor sollte ein Freiexemplar erhalten.

Dieser Vertrag ist zwar nicht rechtsgültig, weil der Herausgeber zuvor keinen mit mir abgeschlossen hatte (und ein Recht, das er nicht erworben hat, kann er auch nicht weitergeben), aber wäre er es, was wäre eigentlich sein Inhalt? Nun, ich hätte dem Verlag einen Aufsatz geschenkt. Als Gegengabe erhielte ich den Beleg, daß der Verlag dieses Geschenk angenommen hat. Der Verlag bekommt einen Text, mit dem er machen kann, was er will, auf den ich, von einigen wenigen unveräußerlichen Autorenrechten abgesehen (daß meine Urheberschaft nicht verschwiegen werden darf, daß ich, sollten sich meine Überzeugungen geändert haben, ihn zurückrufen kann, daß ich ihn 20 Jahre nach Erstveröffentlichung in meine Gesammelten Werke aufnehmen kann), kein einziges Zugriffsrecht mehr habe. Der Verlag zahlt dafür keinen roten Heller, ganz gleichgültig, wie viel er selbst mit diesem Buch verdient. Ich erhalte ein Buch, in dem 'mein' Text steht, das ich nicht einmal weiterverkaufen dürfte, wie ausdrücklich im Vertrag steht. Ich will gar nicht weiter auf die anderen Bestimmungen dieses Vertrages eingehen. Ich bleibe bei den erwähnten und frage mich, ob irgend jemand sonst diese Bestimmungen ähnlich skandalös findet. Es muß ja eine Menge Menschen geben, die nichts dabei finden, sonst würden solche Verträge nicht immer wieder abgeschlossen werden, oder?

Nun ist es pikanterweise so, daß der fragliche Beitrag zum Sammelband die üblichen Vertragsverhältnisse zwischen Autoren und Verlegern zum Gegenstand hat. Er kritisiert

sie und plädiert für zugunsten der Autoren veränderte Norm-Verträge. Verlag und Herausgeber hielten diesen Beitrag augenscheinlich für interessant genug, um ihn in den Sammelband aufzunehmen, aber ebenso augenscheinlich für bloß so dahergeschrieben. jedenfalls kamen sie auf den Gedanken nicht, ein Autor könne ernst meinen, was er schreibt. - »Aber ich bitte Sie, Herr Reemtsma, bei Ihnen kommt's doch nicht darauf an! *Sie* müssen doch davon nicht leben!« Ich *muß* nicht, und übrigens könnte ich das bei derartigen Verträgen auch nicht. Soll denn der Einwand besagen, daß ich, weil ich's mir leisten kann, die Verleger (und Autoren) an Verträge gewöhnen helfen soll, die nur noch Autoren vorsehen, die es sich eben leisten können? - Daran seien die Verleger längst gewöhnt, sagen Sie? ja, dann...

Pikanterweise ist jener Beitrag zum Sammelband die Schriftfassung einer Rede, die ich im Dezember 1985 vor der »Arbeitsgemeinschaft der Literatur- und Sachbuch-Verleger« gehalten habe. Ich sollte dort im kulturellen Beiprogramm über 'private Literaturförderung' sprechen, habe das aber nicht getan, sondern versucht, sie zu betreiben - indem ich versuchte, Stimmung für andere Autorenverträge zu machen. Die Reaktionen auf meine Rede will ich nicht weiter beschreiben - es mag genügen, daß ich seit jenem Tage weiß, daß man auch im Hause des Henkers vom Strick nicht sprechen soll. jedenfalls wurde mir vorgehalten, es sei mir »jedes Mittel recht, das Vertrauen zwischen Verlagen und 'ihren' Autoren zu zerstören«.

Das ist ein außerordentlich dummer Einwand. Schließlich geht es um Verträge, und die sind per definitionem dazu da, Zustände zu regeln, in denen es an Vertrauen mangelt. Wenn sie das in zureichender Form tun, braucht man sie vielleicht nach Unterzeichnung niemals wieder, weil sowieso alles aufs gegenseitig Beste hin geregelt ist. Wenn man aber bestimmte Vertragsformen kritisiert, so sagt man damit, daß sie keine geeignete Basis für vertrauensvollen Umgang miteinander sind.

Das ist sehr banal, und das ist jedem Kaufmann bekannt. Verleger und Verlegerinnen sind Kaufleute, also sollte ihnen diese Sicht der Dinge nicht unbekannt sein. Die Dummheit muß also einen besonderen Grund haben, und ich würde das nicht so hinschreiben, wenn ich nicht wüßte, welchen. Aber dazu später.

Als ich vor besagter »Arbeitsgemeinschaft der Literatur- und Sachbuch-Verleger« (AGLSV, wie sie sich abkürzt) meinen Vortrag hielt, war ein Prozeß, den eines ihrer Mitglieder, der S. Fischer Verlag, gegen die Arno Schmidt Stiftung führte, noch nicht entschieden. Man hat also meine Worte, nicht ganz zu unrecht, auch in Bezug zu diesem Rechtshandel gesehen. Daß ich ihn in meinem Beitrag nicht erwähnte, sondern meine Argumente vornehmlich aus Diskussionen des 18. Jahrhunderts bezog, wurde dabei nicht als ein eher fairer, aufs Grundsätzliche zielender Umgang mit dem Problem verstanden, sondern als Camouflage. Und von der Position, die einen Verleger dazu verführt, so einen Beitrag als Camouflage zu verstehen, versteht er ihn vielleicht auch zurecht so. Wie dem auch sei - jedenfalls war einer der versammelten Verleger gewappnet erschienen. Er trug die Kopie einer Presseerklärung der Arno Schmidt Stiftung mit sich, in der diese als Lehre aus dem erstinstanzlichen Sieg des S. Fischer Verlages die Aufforderung an alle Autorinnen und Autoren in der Bundesrepublik formuliert hatte, sie sollten keine »für die Dauer des gesetzlichen Urheberrechts« geltenden Verträge mehr schließen. Das Thema wiederholt sich.

»Und worum ging nun der Prozeß, den der S. Fischer Verlag gegen die Arno Schmidt Stiftung geführt hat?« Wie bekannt, hatte die Witwe Arno Schmidts alle mit dem Verlag bestehenden Verträge »aus wichtigem Grund« gekündigt, und die Arno Schmidt Stiftung hat nach dem Tode Alice Schmidts diese Kündigung aufrecht erhalten. Die in der Kündigung vorgetragenen »wichtigen Gründe« waren u. a. Vertragsverstöße wie Nachdrucke von Büchern ohne (vertraglich vorgesehene) Genehmigung und obendrein unkorrekte Verlagsabrechnungen. Und die Kündigung war erfolgt, weil die Witwe des Autors gemeint hatte, daß solche Vertragsverstöße das dickbesagte 'Vertrauensverhältnis' zwischen Verlag und Autor zerstört hätten. Darum sei es nicht mehr zumutbar, das Vertragsverhältnis weiterdauern zu lassen. »Und die Stiftung hat den Prozeß nicht gewonnen?« Nein, der Verlag hat gewonnen, durch alle Instanzen.

Aber nicht etwa, weil Witwe und Stiftung die Vorwürfe gegen den Verlag zu Unrecht erhoben hätten (davon ist in den Urteilen nichts zu finden), sondern weil, ob sie nun zutreffend seien oder nicht, die Vorwürfe jedenfalls nicht ausreichten, um Verlagsverträge aufzulösen. Verlagsverträge, die, wie gesagt, in der Regel »auf Dauer gesetzlichen Urheberrechts« geschlossen werden, d. h. nur dann, wenn der Autor nach Vertragsabschluß keine 30 Jahre mehr lebt, für weniger als ein Säculum.

Das ist eigentlich merkwürdig. Bürgerlich ist ja ein Vertrag etwas, das zwei Parteien frei und gleichberechtigt vereinbaren, und ebenso gleichberechtigt wieder aufheben können, - d. h. wenn die Vertragsauflösung schwierig ist, ist sie es für beide Parteien gleichermaßen. Daß diese Vertragsgleichheit deshalb ideologisch sei, weil der Abschluß bzw. die Auflösung eines Vertrages für beide Seiten sozial Ungleiches bedeute (etwa das Eingehen/Auflösen eines Arbeitsverhältnisses), ist ein klassischer Einwand. Aber er greift erst dann, wenn Rechtsgleichheit hergestellt ist. Diese aber ist im Urheber- und Verlagsrecht nicht vorhanden. Autor und Verlag sind von vornherein ungleiche Partner. Der Autor kommt von seinem Verlag - siehe oben - nicht mehr los. Der Verlag kann sich von einem Autor jederzeit trennen, er braucht bloß - nichts zu tun.

Der Verlag braucht nämlich 'seinen' Autor bloß nicht mehr zu drucken. Er hat zwar eine gesetzliche Pflicht, das Werk, dessen Rechte er erworben hat, auch herauszubringen. Gezwungen werden kann er dazu zwar zuweilen gerichtlich - aber was hat der Autor davon, bei einem Verlag zu bleiben, der ihn nicht mehr drucken will und also ein Interesse hat, die ihm abgenötigten Exemplare so langsam, wie es nur möglich ist, zu verkaufen? Der Autor kann, anstatt vor Gericht zu gehen, wenn der Verlag sein Buch nicht neu auflegen will, drohen, daß er seine Rechte zurückrufen werde. Aber was kümmert das den Verlag, der den Autor nicht mehr will? Zudem muß hier der Autor initiativ werden; er muß 'seinen' Verlag erst zu zwingen versuchen (mit Rückrufdrohung und Fristsetzung, und vielleicht gerichtlichem Druck), bevor der Verlag die Rechte zurückgeben muß.

Der Autor aber, der nicht mehr will, daß seine Werke in einem bestimmten Verlag erscheinen, hat kaum eine Möglichkeit, aus seinen Verträgen sich wieder zu lösen. Selbst dann nicht, wenn er von 'seinem' Verlag nur äußerst lustlos verlegt wird (der Verlag, aus was für Gründen auch immer, die Rechte aber behalten will), denn das Rückrufen der Rechte kann der Verlag oft dadurch unterlaufen, daß er darauf verweist, noch ein paar unverkaufte Bücher im Keller zu haben. Was alles ein Verlag sich gegenüber einem Autor (und seinen Erben) herausnehmen kann, bevor dieser (oder diese) rechtens die Vertragsbeziehungen kündigen können, weiß zur Zeit niemand. Der Prozeß gegen die Arno Schmidt Stiftung hat hier keine Klarheit erbracht. Er hat nur gezeigt, daß die rechtliche Situation der Autoren prekärer ist, als man vorher hatte annehmen können. Wobei ein besonders deprimierendes Ergebnis des Prozeßverlaufes war, daß der Bundesgerichtshof deshalb eine Revision des Oberlandesgerichtsurteils ablehnte, weil seines Erachtens der Angelegenheit keine grundsätzliche Bedeutung zukomme. Dabei sind diese Fragen wie kaum andere von grundlegender Bedeutung - für Autoren wie Verleger. Nur ist es bei ungleichen Machtverhältnissen oft so, daß der schwächere Teil ein Interesse daran hat, daß die Verkehrsformen geregelt

sind, der stärkere zieht Verhältnisse vor, in denen sein Willkürspielraum groß ist. Ein solches Urteil ist also durch den bloßen Umstand, daß es einen Zustand der Nicht-Regelung festschreibt, eines, das die Verlegerseite begünstigt.

Die Frage, warum die urheber- und verlagsrechtlichen Verhältnisse so eigen sind, ist ohne historischen Rückblick nicht zu erklären (und deshalb reichte es auch aus, in meinem o.a. Vortrag nur historisch zu argumentieren).

Daß ein Autor überhaupt ein Recht auf seine Texte habe, ist ein verhältnismäßig neuer Gedanke. Er entsteht, als es für Autoren möglich wird, einen Teil ihres Lebensunterhaltes durch ihr Schreiben zu verdienen. Luther schrieb, so referiert Lessing und dissentiert: »Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst müßt ihr es geben.« Es war das Schreiben ja nicht einmal ein Neben-Beruf. Es hatte einer ein Amt oder ein anderes Auskommen. Noch einmal Lessing: »Aber Gelehrte, sagt man, die sich mit Bücherschreiben abgeben, stehen doch gewöhnlich in bürgerlichen Bedienungen, durch welche für ihr genugsames Auskommen gesorgt ist. - Ich weiß wirklich nicht, ob dieses die Absicht aller Amtsbesoldungen sein *kann*.« Und außerdem *koste* der Wissenserwerb den Schreibenden, und das Amtsgehalt könne zur Amortisierung dieser Kosten wohl nicht herbeigezogen werden. Nun war die Einnahmequelle eines Autors vor Entstehen des Urheberrechtsgedankens die, daß er sein Manuskript an einen Buch-Händler verkaufte. Er erhielt einen Preis für diese Ware und war sie los. Es konnte ein Buch aus ihr werden, es konnte auch das Manuskript auf einer der Buchmessen weiterverkauft werden. So lange die Vervielfältigungsverfahren umständlich und teuer waren, ergab sich kein weiteres Problem. Als aber ein entsprechend großer Markt vorhanden war (also genügend Lesefähige) und gleichzeitig die Reproduktionsverfahren billiger wurden, begann das, was zum Urheber des Urheberrechtsgedankens werden sollte: der Nach-, bzw. wie wir heute sagen würden, der Raub-Druck. Auch andere Buchhändler wollten mit erwiesenermaßen erfolgreichen Büchern Erfolg haben.

Nichts könnte unschuldiger sein. Das Recht des Autors wurde nicht tangiert - es war von ihm noch nicht die Rede. Auch die Rechte des Erstdruckers wurden nicht verletzt, denn woher hätte er ableiten können, eine auf Reproduktion angelegte Ware werde von ihm allein rechtens reproduziert? Dennoch schätzte man verständlicherweise den Nachdrucker nicht; Lessing: »Daß der Nachdruck unbillig sei, daß der Nachdrucker sich schämen sollte, zu ernten, wo er nicht gesäet hat, und der faulen Hummel gleich über den Honig der fleißigen Bienen herzufallen: wer leugnet das? Aber was hilft das, dem Nachdruck zu steuern?«

Man fand ein Rechtsmittel. Erfinder zum Beispiel können für eine gewisse Zeit sich ein ausschließliches Recht auf Reproduktion eines bestimmten Produktes sichern. Sie lassen sich ihre Erfindung patentieren. Ähnliches setzten die Verleger durch. Sie erhielten für ihre Bücher staatliche Patente, sogenannte Privilegien. Das war in ihrem Interesse, aber sie konnten dieses Interesse deshalb durchsetzen, weil ihm das staatliche der Kontrolle der Druckschriften korrespondierte. Das staatliche Privileg war eine Druckerlaubnis für einen Verleger nach Prüfung der Schrift durch die Zensur. Wer die staatliche Kontrolle umging, genoß keinen Schutz gegen Nachdrucker. Das war ein gut ausbalanciertes System, in dem der Autor nicht vorkam. In Großbritannien etwa funktionierte es von 1556 bis 1710. Und es hörte dort aus politischen Gründen auf zu funktionieren; man wollte die Macht der Privilegienkammer einschränken und mußte andere Wege finden, den Verleger vor seinen potentiellen Kollegen zu schützen.

In deutschen Landen hatte das Privilegiensystem nie recht funktioniert, weil es nicht staatsübergreifend installiert werden konnte, der Verleger aber in der Regel, um auf seine Kosten zu kommen, grenzübergreifend verkaufen mußte. Aus dieser Situation heraus wird der Urheberrechtsgedanke - und mit ihm der Autor als rechtstragende Figur - erfunden. Und diese Problemkonstellation, nebst Art und Weise ihrer rechtstheoretischen Bewältigung, ist bis heute prägend für das deutsche Urheberrecht.

Versuche, plausible (Rechts-)Gründe gegen die Nachdrucker im Produkt 'Buch' zu finden, waren zum Scheitern verurteilt. Das Buch ist ein auf Reproduktion angelegtes Gut, aus seiner 'Natur' läßt sich kein Argument gegen den Nachdruck gewinnen, jedenfalls keines, das nicht auch den Erst-Drucker behinderte. Der Verleger bedruckt Papier und verkauft das bedruckte Papier. Wer dieses bedruckte Papier stiehlt, bestiehlt den Verleger. Wer aber anderes Papier mit denselben Zeichen bedruckt und verkauft, was tut der? Aus der eigenen Tätigkeit einen Rechtsgrund abzuleiten, der es verbot, daß andere dieselbe Tätigkeit ausübten, war unmöglich.

Das führte die Verleger dahin, die wesentliche Interventionsgrundlage gegen die Nachdrucker in der Tätigkeit einer dritten Partei, die jetzt erstmalig ins Spiel kommt, nämlich der Autoren, zu suchen. Der gefundene Rechtsgrund ist dieser: der Nachdrucker (unrechtmäßige Verleger) verletze nicht ein besonderes Recht des Erstdruckers (rechtmäßigen Verlegers), sondern verletze eine besondere Rechtsbeziehung zwischen Autor und Erstdrucker (Verleger).

Aus der Konstruktion dieser Rechtsbeziehung wurden die Rechte des Autors abgeleitet - er mußte ja Rechte haben, um diese Rechtsbeziehung konstituieren zu können. Der Ursprung des Urheberrechtsgedankens ist also nicht das Recht des Autors, sondern die Suche nach einem Rechtsgrund zum Schutze des Verlegers. Das Urheberrecht ist, von seinem Ursprung her, nicht dazu da, das Verhältnis Autor-Verleger zu regeln, sondern es soll eine als harmonisch angenommene Beziehung (die Parallele zum Institut der Ehe - aber wie's drinnen aussieht, geht niemand etwas an - ist deutlich) gegen Störungen geschützt werden.

Die rechtstheoretische Konstruktion (sie ist immer ähnlich, ob sie nun von Kant, Hegel oder Fichte vorgetragen wird) ist so einfach wie tiefsinnig: es wird dem Autor ein Recht an seiner Schrift zugesprochen, das absolut ist und unveräußerlich. Es bedeutet aber nichts. Es bedeutet deshalb nichts, weil er Rechte der Nutzung dieses Rechtes vergeben kann, wie er es will, bzw. so weit ihn seine wirtschaftliche Lage nötigt. Der Verleger erhält gar kein eigentliches Recht am Text des Autors. Er erhält nur die Möglichkeit, nach Belieben Nutzen aus diesem Recht, das beim Autor verbleibt, zu ziehen. Wer nun unrechtmäßig nachdruckt, tut das deshalb unrechtmäßig, weil er den besonderen Vertrag zwischen Autor und Verleger, diese Nutzungsübertragung, verletzt. Damit verletzt er auch das Autoren-Recht, mit einem-und-*nur*-mit-einem Verleger über die Nutzung seines Rechtes am Text zu kontrahieren. Der Vergleich mit dem Ehebruch drängt sich auf, und in der Tat definiert Kant ja die Ehe als einen Ausschließlichkeits-Vertrag über die wechselseitige Nutzung der Geschlechtseigenschaften. Wer die Ehe bricht, verletzt also nicht ein konkretes Recht einer Person, sondern ein abstraktes Recht, das darin besteht, eine Ausschließlichkeitsbeziehung eingehen zu können.

Die Kündigung der Verträge mit dem S. Fischer Verlag durch Alice Schmidt hat wie ein Scheidungsbegehren in einem sehr katholischen Land gewirkt. Als sei Alice Schmidt mit einem Verlag und nicht mit einem Autor verheiratet gewesen, bzw. als sei der Autor mit 'seinem' Verlag verheiratet gewesen und hätte nicht bloß eine Geschäftsbeziehung mit ihm gehabt. Daß der Verlag Neuauflagen von Büchern gedruckt hatte, ohne die Zustimmung einzuholen, zu der er vertraglich verpflichtet gewesen wäre, ist unumstritten und gerichtsnotorisch.

Es handelt sich dabei unbestritten um einen Vertragsbruch, und ein Versehen lag, wie sich zeigte, auch nicht vor. Wäre die Rechtskonstruktion einigermaßen symmetrisch, müßte man sagen, der S. Fischer Verlag sei unter die Raubdrucker gegangen. Wenn denn 'Raubdruck' ein beliebiger unrechtmäßiger Nachdruck wäre! Aber 'Raubdruck' nennt man eben nur unrechtmäßige Nachdrucke durch andere Verlage. Hätten Rowohlt, Hanser oder eine Westberliner Kellerdruckerei es veranstaltet, es wäre etwas anderes gewesen als das, was der S. Fischer Verlag getan hat. Eben deshalb, weil in der Verleger-Autor-Beziehung anderes Recht gilt. Oder, wie es auf der Versammlung der AGLSV hieß: das besondere Vertrauensverhältnis zwischen Autor und Verleger darf nicht gestört werden.

Schon gut. Aber - so hat die Arno Schmidt Stiftung argumentiert - ein 'besonderes Vertrauensverhältnis' kann doch nur bedeuten, daß man dort, wo dieses Verhältnis die Verhältnisse konstituiert, einander besser behandelt als anderswo. jedenfalls doch nicht schlechter. Und daß dieses Vertrauensverhältnis jedenfalls nicht bedeuten kann, daß man sich Rechtsverletzungen aussetzen muß, die außerhalb des besonderen Vertrauensverhältnisses allerlei zur Folge hätten. Die gegenwärtige Rechtsprechung ist jedoch anders. Das Verhältnis Autor-Verleger ist ein höheres Gut als der Schutz des Autors vor Rechtsverletzungen durch den Verleger. That's life, also: weine nicht, Liu!

Der gegenwärtige Stand der Dinge ist der, daß der S. Fischer Verlag jene Einzel-Bücher Arno Schmidts vertreibt, deren Nießbrauch er zu Lebzeiten des Autors durch allerlei Verträge erworben hat; die Arno Schmidt Stiftung ediert das Gesamtwerk des Autors in Gesamtausgaben. Ich erwähne das, weil es wieder zum Grundproblem des Urheberrechtes führt. Daß das 'Recht am Einzelwerk' (das verlegerische Recht des Nießbrauchs an ihm) und das Recht, jenes Werk in eine Gesamtausgabe aufzunehmen, unterschieden sind, ist eine Kollision zwischen dem Zweck des Urheberrechts, den Verleger zu schützen, und der zu diesem Zweck erfundenen Rechtsfigur 'Autor'. Die Unterscheidung ist einmal gerichtlich durchgesetzt worden, und zwar von Christoph Martin Wieland gegen die Erben 'seines' (früheren) Verlegers Philipp Erasmus Reich. Wieland hatte dem jungen Verleger Georg Joachim Göschen das Recht einer Ausgabe Sämmtlicher Werke übertragen (noch heute gilt übrigens diese Ausgabe als ein Musterstück der Buchkunst). Den Erben Reichs war Göschen ein intimste Rechte verletzender Nach- bzw. Raub-Drucker.

»Der Gang des Prozesses«, schreibt Wielands Biograph Gruber, »in dieser Angelegenheit war nun aber dieser. Die Weidmannische Handlung, welche von Wielands sämmtlichen Werken 17 im Verlag hatte, kam zunächst bei der Bücherkommission in Leipzig ein mit dem Antrage, diesen neuen Druck von Werken, worauf sie ein Recht habe, zu verbieten, den Verleger derselben aber zu 50 Thaler Strafe zu verurteilen. Göschen wendete dagegen ein, daß man wohl zu unterscheiden habe, ob einzelne Werke aus einem Verlag an einen anderen gegeben, oder ob diese einzelnen Werke eines Schriftstellers in eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufgenommen würden. Das Urteil des Leipziger Schöppenstuhls fiel dahin aus, daß dem Kläger kein Klagerecht zustehe, und die Leipziger Juristen-Fakultät bestätigte dieses Urteil.«

In diesem Urteil hatte sich die Front verkehrt. Es war einem Nach-Drucker gelungen, das Autorenrecht zum Bürgen für das eigene Buch-Reproduktionsrecht zu machen. Bis heute, wie gesagt, ist das Gesetz. Ein Autor kann ein bereits verlegerisch 'vergebenes' Werk, wenn 20 Jahre seit dem Erstdruck verstrichen sind, in Werkausgaben aufnehmen. Es dürfen diese nur den Einzelbüchern des Erstdruckers keine gewichtige Konkurrenz machen. Es muß also einmal benannte Zeit verstrichen sein, die dem Erstdrucker seine Gewinnmöglichkeiten sichern soll, zweitens dürfen die Gesamtausgaben (die nicht alle Werke, die der Autor geschrieben hat, enthalten müssen) nicht in Einzelbänden abgegeben werden, die das Verlagsrecht des Erstdruckers stören. Dieses von Wieland erstrittene 'Gesamtausgabenprivileg' scheint also, nach gegenwärtiger Rechtsprechung und Rechtsauffassung, der einzige Ort zu sein, an dem der Autor, hat er einmal die Verlagsrechte an einem

Buch vergeben (nach o. a. Brauch für Dauer des gesetzlichen Urheberrechts), wieder in Beziehung zu seinem Werk treten kann. Wieland, um noch ein wenig bei ihm zu bleiben, hielt dies für einen Rechtsmißbrauch; er hätte die gegenwärtigen Normverträge für schlicht sittenwidrig gehalten. Ein Verlag dürfe, wenn er einmal aus einem Buch Gewinn gezogen habe, »sich schlechterdings kein ausschließliches Zwangsrecht auf den alleinigen, immerwährenden Verlag dieses Buches« anmaßen. Und zwar gelte das auch, wenn der Autor, durch wirtschaftlichen Druck gezwungen oder aus was für Gründen auch immer, solches vertraglich vereinbart habe. Wenn ein Autor sich selbst »sua culpa die Hände gebunden, wenn er sich mündlich oder schriftlich bei der ersten Transaktion über sein Manuskript anheischig gemacht hätte, es dem Verleger auf immer zu überlassen?« Nun, »selbst der förmlichste Kontrakt, der dem Verleger eine so disproportionierte Überlegenheit einräumte, würde von keiner Kraft sein, da er gegen die wesentlichste Bedingung aller Kontrakte, die auf Billigkeit gegründet sein müssen und nur insofern gültig sind, so gröblich verstieße.«

Wielands Sicht der Dinge ist interessanterweise wesentlich nüchterner und mehr auf die Ökonomie gerichtet als die erwähnten Begründungen der Autoren-Rechte in der Nachfolge Kants. Wieland sieht in Autor und Verleger zwei Geschäftsleute, die zusammenkommen, um gemeinsam eine bestimmte Menge von Produkten herzustellen: eine gemeinsam festzulegende Anzahl von Druckexemplaren einer Schrift. Ist das Geschäft abgeschlossen (und sind beide Vertragspartner auf ihre Kosten gekommen), so sind alle gegenseitigen Verpflichtungen erloschen, und der Verleger hat ebensowenig Anspruch auf eine künftige Nutzung der Autorentexte wie der Autor auf die Druckmaschinen des Verlegers.

Kurioserweise sieht das Verlagsgesetz diesen Vorgang auch durchaus als die Norm an. Nur kann eben fast alles Mögliche zwischen Autor und Verleger vereinbart werden, und die reale Norm hat mit der im Gesetz vorgesehenen nichts mehr zu tun. Der Grund ist klar: die Verlegerseite ist die wirtschaftlich stärkere und hat die Norm zu ihren Gunsten gestaltet. Allerdings sei, so alle namhaften Urheberrechtskommentare, eigentlicher Sinn des Urheberrechts der Schutz des in der Regel wirtschaftlich Schwächeren, des Autors.

Mein Vortrag auf der Tagung der AGLSV schloß mit den Worten: »Meine Damen und Herren - ich bin mir der Tatsache bewußt, daß ich von Ihnen keine Zustimmung zum bisher Gesagten erwarten darf, denn Sie sind Partei. Aber kann nicht auch eine Partei objektiv sein?« - Zwischenruf. »Nein!« - »Erwarten kann ich Ihre Zustimmung nicht - aber erhoffen?« - Zwischenruf. »Nein!« - »Denn daß sich eine geänderte Rechtspraxis negativ auf den Betrieb Ihrer Verlagsgeschäfte auswirken müßte, das ist ja so ausgemacht nicht, wie es Ihnen vielleicht scheinen mag. Eine größere Freiheit der Autoren den Verlagen gegenüber würde die Verlage zu größerer Umsicht und Sorgsamkeit den Autoren gegenüber zwingen - aber auch nicht zu größerer als, um das Ungleichgewicht der Vertragsparteien nur einigermaßen auszutarieren, beim gegenwärtigen status quo zu fordern wäre. Und dennoch hätte der veränderte Fall zur Folge, daß sich die Autoren bei 'ihren' Verlagen, die dann auf Dauer die ihrer Wahl wären, wohler fühlten, als es jetzt die Regel ist. Wäre Ihnen das so unlieb?«

Der erste Diskussionsbeitrag wies auf die Weltfremdheit meiner Ausführungen hin. Die Probleme heute seien ganz andere als im 18. Jahrhundert, heute müßten sich Verleger und Autoren gemeinsam gegen neue Reproduktionsformen zur Wehr und durchsetzen - womit der Verleger aufs Schönste bewies, daß die These, es gehe heute im Kern um die gleichen Probleme wie im 18. Jahrhundert, richtig ist.

Dann folgte der erwähnte Auftritt mit der Presseerklärung der Arno Schmidt Stiftung, deren Sinn vielleicht jetzt deutlich geworden ist. Ein Autor muß auf zweierlei achten: daß sein Honorar stimmt und daß er sich von 'seinem' Verlag auch wieder trennen kann. Und nach gegenwärtiger Rechtsprechung, das ist die Lehre aus dem Prozeß des S. Fischer Verlages gegen die Arno Schmidt Stiftung, ist das einzig sichere Mittel für Letzteres, daß er Verträge schließt wie die, die Christoph Martin Wieland für die einzig moralisch vertretbaren hielt: solche über nur eine Auflage. Für jede weitere Auflage muß dann ein neuer Vertrag geschlossen werden; denn ich sage)a nicht, daß Autoren Verlage wechseln sollten und jede Auflage mit einem anderen veranstalten, sondern nur, daß sie das können sollten. Vielleicht blieben sie, wenn sie das könnten, sogar freiwillig bei 'ihrem' Verlag anstatt, wie jetzt, gezwungenermaßen.

Man könnte einwenden, das zweite Interesse widerspreche dem ersten. Wenn ein Autor solche Verträge durchsetzen will, so wird es ihn der Verlag, wenn er ihn überhaupt noch nimmt, auf der Honorarseite entgelten lassen. ja, das dürfte mit Sicherheit so sein. Der Schlüssel liet also bei den Autoren, die so erfolgreich sind, daß ein Verlag in den sauren Apfel beißen würde (und wer weiß, vielleicht haben die Verlage schon oft gebissen, aber es plaudert keiner aus dem Nähkästchen?). Die es sich leisten können, hart zu verhandeln, weil es sich die Verlage nicht leisten können, sie zu verlieren, müssen andere Verträge schließen.

Und wenn sie selber solche nicht sind, die hart verhandeln mögen, so sollten sie vielleicht mit einer literarischen Agentur zusammenarbeiten. Und sie müssen sich das Verlagsargument, man würde Herrn oder Frau Sowieso ja gern solche Verträge geben, aber es dürfe nicht allgemein bekannt werden, sehr gut anhören. Denn genau das ist der Zweck der Übung. Sie müssen öffentlich machen, daß sie veränderte Verträge durchgesetzt haben. Da könnte ja jeder kommen? Genau; da sollte jeder kommen können. Eine Veränderung der Verlagsverträge ist nur 'von oben nach unten', angefangen bei den

Auflagenmillionären, zu erreichen. Nur über den Weg der offensichtlichen weil öffentlich sichtbaren Ungerechtigkeit verschiedener Vertragsstandards.

Es ist eine Pflicht der Autorinnen und Autoren, die 'es sich leisten können', ihren Egoismus für ihre Kolleginnen und Kollegen, die es sich nicht leisten können, einzusetzen. Damit - bei mindestens Wahrung der Honorarstandards - irgendwann dieser Satz »Der Autor überträgt dem Verlag räumlich unbeschränkt auf die Dauer des gesetzlichen Urheberrechts das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung (Verlagsrecht) des Werkes für alle Ausgaben und Auflagen ohne Stückzahlbegrenzung« nicht mehr Norm ist. Denn »daß dem Verleger auf das Buch, welches er mit Genehmhaltung des Verfassers drucken läßt, ein Eigentum zustehe, halte ich für unerwiesen« (Lessing).

Jan Philipp Reemtsma, Vorstand der Arno Schmidt Stiftung, ist Mitherausgeber der »Bargfelder Ausgabe« der Werke Arno Schmidts, Haffmans Verlag, und Herausgeber der »Schriften zur Politik« von Christoph Martin Wieland, 3 Bände in Kassette, Greno Verlag, 1988, DM 128.-

Literatur-Konkret 1988, S. 74

Eberhard Hübner

Helden von müder Mittelmäßigkeit

Zu den interessantesten Büchern des seit vierzig Jahren in Tanger lebenden Schriftstellers und Komponisten Paul Bowles gehören die, die er nicht selbst geschrieben hat. Wie aller Exotismus entpuppt sich seiner als konservativ, als Zerwürfnis mit der Modernität, das deren Verluste beklagt: »Die Welt ist in moralischem Sinne zerbrochen:«

Der amerikanische Schriftsteller Paul Bowles wurde 1910 in New York geboren. Dort studierte er Musik, dann in Paris, wo er Gertrude Stein kennenlernte. Sein Geld verdiente er als Musikkritiker und Komponist. Es gibt eine Oper nach einem Schauspieltext von García Lorca von ihm, Filmmusiken und viele Bühnenmusiken zu den berühmten Broadway-Aufführungen der 30er und 40er Jahre. In der BRD sind zwei Schallplatten mit Klaviermusik von ihm erhältlich. Er unternahm ausgedehnte Reisen durch die Welt, vor allem nach Europa, Afrika und Lateinamerika. Bei diesen Reisen hat er die wesentlichen kulturellen Berühmtheiten der 1. Hälfte dieses Jahrhunderts kennengelernt. Von ihnen berichtet er in seiner Autobiographie »Without Stopping« (The Eco Press, New York, 1972). Er war verheiratet mit der Schriftstellerin Jane Bowles (19171973). Seit ungefähr vierzig Jahren lebt er in einer Art freiwilligen Exils in Tanger. Für die Library of Congress hat er die Volksmusik der marokkanischen Berber aufgezeichnet. Er gilt als ein bedeutender Förderer marokkanischer Literatur im Ausland. Zu seinen interessantesten Büchern zählen die, die er nicht selbst geschrieben, sondern denen er nur zur Schrift verholfen hat. Von marokkanischen Freunden nämlich, die selber Analphabeten waren, hat er sich Geschichten erzählen lassen, sie auf Rand aufgenommen und übersetzt. Zwei dieser Bücher sind auch in Deutschland erschienen.- »M´haschisch« von Mohammed Mrabet (Maro-Verlag, Augsburg) und »Ein Leben voller Fallgruben« von Driss ben Hamed Charhadi (Greno-Verlag, Nördlingen).

»An einem gewissen Punkt angelangt, gibt es kein Zurück mehr. Das ist der Punkt, der erreicht werden muß«. Diesen Satz von Franz Kafka hat Paul Bowles einem Kapitel seines Romans »Himmel über der Wüste« als Motto vorangestellt. Man könnte ihn auf sein gesamtes Werk beziehen. In seinen Romanen und Erzählungen geht es darum, Menschen zu zeigen, die auf diesen Punkt, von dem Kafka spricht, zutreiben, und die Katastrophen darzustellen, die dann eintreten, wenn sie ihn erreicht haben.

Nun ist die Rede vom Punkt, an dem sich alles entscheidet, zunächst nicht mehr als eine graphisch sinnfällige Übertreibung. Sie sammelt die Dynamik von Entwicklungen und Zuständen in dem einen Ereignis, das bewältigt oder verfehlt werden kann, und ignoriert damit die Langatmigkeit der menschlichen Lebensprozesse und deren relativ starke Immunität gegenüber Plötzlichkeiten nur zugunsten eines vielleicht moralischen, sicher aber dramaturgischen Vorteils: Lebensgeschichten, die sich über Punkte definieren, lassen sich leicht zu existentiellen Abenteuerromanen verarbeiten. Und diesem Genre sind die Bücher von Paul Bowles wohl zuzuordnen. Sie erzählen von Reisenden, die Amerika und Europa hinter sich gelassen haben, um am Rand der Wüsten und Urwälder die entscheidenden Eindrücke zu suchen, die ihnen endlich ihr sonst nicht gespürtes Leben beweisen sollen.

Es entspricht ja einer langen Tradition in der neuzeitlichen Literatur, daß der Ort, an dem die Menschen auf sich selbst zu treffen hoffen, jenseits der eigenen Kultur, in der Welt des edlen Wilden etwa, angesiedelt ist; glücklich, weil bei sich selbst zu sein, bedeutet demnach, sich dieser fremden Kultur oder Kulturlosigkeit ausliefern zu können. Der gesamte literarische Exotismus lebt von diesem Paradox einer Zivilisation, die die Sehnsucht nach Realisierung eines guten Teils ihrer eigenen Ideale über ihre Grenzen in die unbekannten fremden Länder abschiebt: ein in die Geographie übertragenes utopisches Denken, das zwar von zivilisationskritischen Impulsen lebt, nicht aber von der Hoffnung auf Veränderung, weil es in die Ferne und nicht auf die Zukunft gerichtet ist.

Insofern werfen literarische Exotismen ein schlechtes Licht auf die Kultur zurück, der sie entstammen. Das trifft auch auf die Bücher von Paul Bowles zu. »*Während der Tourist gewöhnlich nach einigen Wochen oder Monaten nach Hause drängt*«, so heißt es in »Himmel über der Wüste«, »*bewegt sich der Reisende, der keinem Ort zugehört, langsam, jahrelang, von einem Erdteil zum anderen*.« Und das bedeutet: er hat zwar kein klares Ziel vor Augen, aber in eine Richtung bewegt er sich ganz gewiß nicht, in die Richtung zurück. Und gerade weil die Suchbewegungen dieser Reisenden so diffus sind, treiben sie ohne willentliche Steuerung auf eben die entscheidenden Schwellenpunkte zum ganz Anderen hin zu. Sie überschreiten die zivilisatorischen Grenzen, aber was dahinter liegt, ist nicht nach der Topographie von Sehnsuchtsbildern vermeßbar. Paul Bowles' Figuren versinken nicht in Orientgeheimnissen und Südseeträumen; die Exotik, die sie erfahren, ist einfach und brutal: es ist die undurchsichtige Macht des Fremden, an der alle Sicherheiten und kulturellen Identitäten zerbrechen. Die Reisen an den Rand der Zivilisation enden im Sog der Selbstauflösung.

Sie sind nämlich keine Helden, diese Figuren, sondern von müder Mittelmäßigkeit. Sie können mit sich selbst und ihren Mitmenschen so recht nichts anfangen, aber auch ihr Leiden an diesem Zustand ist auf ein Unbehagen geschrumpft, an das sie sich schon lange gewöhnt haben. So reisen sie ohne Entschlüsse und ohne Intentionen durch die Kontinente: »*Wir lassen uns einfach treiben, verstehen Sie, wie es uns gefällt, wann es uns gefällt*«, erklärt Mrs. Slade in dem Roman

»Gesang der Insekten«. Zuweilen ist wenigstens der Fluchtpunkt solcher Reisen klar. Nelson Dyar aus »So mag er fallen« ist Bankangestellter in New York und empfindet seine Büroexistenz als »*drückende Last, so schwer, daß er glaubte, sie niemals von der Stelle, wo sie einmal lag, fortbewegen zu können*.« Eines Tages läßt er sie daher einfach liegen, gibt seinen Job auf und setzt sich ab nach Tanger. Und Kit Moresby in »Himmel über der Wüste« konstatiert das Einerlei und die Ödnis der modernen Welt, vor der sie sich und ihren Mann Port in der Sahara bewahren will (ohne auf deren Bequemlichkeiten: Hotels, Dampfschiffe, Autos und eisgekühlte Getränke verzichten zu können): »*Die Menschen jedes Landes werden den Menschen jedes anderen Landes immer ähnlicher. Sie haben keinen Charakter, keine Schönheit, keine Ideale, keine Kultur mehr*.« Den Zwang der zivilisatorischen Nivellierungen versuchen die Moresbys durch exklusive Erlebnisse zu durchbrechen; sie wollen in der Wüste »*durch Einsamkeit und die Nähe des Unendlichen berührt werden*«, das ist die »*einzige Rettung*«.

Diese Abscheu vor der wuchernden Zivilisation nährt sich von dem Verdacht, selber eines ihrer gestanzten Bestandteile zu sein; und dieses Motiv hat alle Orient- und Urwaldfahrer angetrieben, seitdem sich die Langeweile als vorherrschende emotionale Errungenschaft in der westlichen Welt ausgebreitet hat. Bei Paul Bowles nun decouvrieren sich die vagen Hoffnungen, dem zu entkommen, als Illusion. Die Flucht vor der Mittelmäßigkeit mißlingt, weil sie nicht mehr ist als das, weil der Mangel an eigenen Zielen und Absichten, an innerer Kraft, diese Menschen zum Spielball der Umstände macht, sie den Verwirrungen durch das zivilisatorisch nie Bewältigte, der äußeren und inneren Wildnis ausliefert.

Paul Bowles hat das in seinen Romanen effektvoll inszeniert. Nelson Dyar gerät in der internationalen Zone Tangers in ein unübersichtliches Geflecht von Intrigen, versucht sich im Devisenschmuggel und begeht im Haschischrausch einen grausamen und motivlosen Mord an seinem schlafenden Komplizen: »*Er steckte die Spitze des Nagels, so weit er konnte, in Thamis Ohr. Er hob den rechten Arm und schlug mit aller Kraft auf den Nagelkopf Der Nagel saß so fest, als sei er in eine Kokosnuß geschlagen worden*. « - Und Port Moresby stirbt an einem verlassenen Wüstenort am Typhus, seine Frau irrt durch die Sahara, wird von Beduinen aufgegriffen und landet in einem Harem. Irgendwann flieht sie, kommt auch nach Algier zurück, kann sich aber in der wiedergewonnenen Bürgerlichkeit nicht mehr zurechtfinden und taucht unter. Beim Überschreiten der Kulturgrenzen sollte die innere Wahrheit der Menschen zutage treten; in den Romanen von Paul Bowles offenbart sich diese innere Wahrheit als innere Leere. Wie aller Exotismus entpuppt sich auch seiner als konservativ, als Zerwürfnis mit der Modernität, das allein deren moralische Verluste beklagt. Entsprechend hat er sich in einem »Newsweek«-Interview geäußert: »*Niemand ist mehr auf die gleiche Weise ehrenhaft wie vor 60 Jahren... Die Welt ist in einem moralischen Sinne zerbrochen*. «

Konservativ ist auch Paul Bowles' Schreibweise. Das zeigt sich am störendsten da, wo die Berührung mit dem Fremden und Anderen selber zum Thema wird: in den ausgedehnten Beschreibungen von Drogenräuschen also, mit denen in fast allen Romanen der Verfall der Figuren beginnt. Bowles hat sie zum Teil selbst unter Drogeneinfluß verfaßt; und nicht zuletzt das hat ihn in den entsprechenden Kreisen berühmt gemacht. William S. Burroughs hat das Rauschgift-Delirium Nelson Dyars in »So mag er fallen« gar als eine der »hervorragendsten Passagen der modernen Prosa« bezeichnet.

Ein Auszug: »*Er sah die Tür vor sich, aber plötzlich schob sich ein qualvoller Gang, aus nackter Zeit gebaut, zwischen ihn und die Tür. Es würde lange Stunden dauern, bis er ans Ende gelangte. Und Scharen unsichtbarer Menschen standen Spalier an den Wänden... A uf den Wänden seines Gehirns, von den Wänden des Ganges nicht zu unterscheiden, standen Botschaften in arabischer Schrift. Und die ganze Zeit stand die Tür ohne Griff vor seinen Augen und sandte ihre unheilvolle Botschaft...*«

Das ist vielleicht authentisch erlebt, aber zugleich doch nicht mehr als ambitionierter Kitsch. Und das liegt weniger an der literarischen Schwäche des Autors, als daran, daß hier die Sprache mühsam etwas zu imitieren versucht, was ganz jenseits ihrer Ordnungen liegt und daraus gerade seinen Reiz gewinnt. Die überwältigende Nähe und Ferne der Dinge, die seltsamen Zeitverwirrungen, das Ineinander von Subjekt und Objekt: all diese Erlebnisformen des Drogenrausches müssen mit einer Sprache kollidieren, die Subjekt und Objekt streng auseinanderhält und exakte Zeitschritte formuliert. Die konventionelle Syntax übersetzt die unkonventionellen Erlebnisse in aufgesetzte Symbole, auffällige Widersprüche und plakative Bilder, die, um die Ordnung der Grammatik doch noch zu durchstoßen, sich zu aufdringlicher Bedeutsamkeit aufblasen oder in die Beliebigkeit exotischer Motivketten abfallen.

Am Anfang dieses Jahrhunderts hat Hugo von Hofmannsthal in seinem berühmten Chandos-Brief ganz jenseits aller Drogenwelten ein ähnliches Problem erörtert: wie er denn die Erfahrung eines »fiebrigen Denkens ... in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger, glühender ist als Worte« und das Erlebnis einer Dingwelt, in die er »hinüberzufließen vermöchte«, in die abstrakten Begriffshülsen der Sprache fassen könnte. Die Lösung war radikal: auf Sprechen und Schreiben nämlich ganz zu verzichten. Die avantgardistische Literatur hat dann mit ähnlichen Hinweisen die Destruktion des leergelaufenen Sprachmaterials betrieben. Von solchen Experimenten ist Paul Bowles weit entfernt: die Erfahrung des Fremden soll sich bei ihm nicht zu einer Verfremdung der Sprache ausweiten.

Unter dieser fehlenden sprachlichen Konsequenz leidet fast der gesamte literarische Exotismus. Er kann letzten Endes nicht plausibel machen, was es denn ist, was die Reisenden in der Ferne so unwiderstehlich anzieht und so unwiderruflich

zerstört, denn jede Darstellung des Faszinosums und des Schreckens führt beides in die herkömmlichen Denkformen zurück, die doch überschritten werden sollten, und vernichtet so die Qualität des Anderen, auf die es ankam.

Deshalb sind die besten Stellen bei Paul Bowles auch nicht die, an denen er das Unmögliche versucht. Doch manchmal entwickelt er in einzelnen Passagen eine Lakonie des Stils, die von der Erfahrung der Fremdheit getragen wird, sie aber selber nicht beschwören will. Da blickt er seine Figuren aus weiter Ferne an und betrachtet nichts als die nackte Oberfläche ihres Verhaltens. Er verzichtet auf alle Hintergründigkeit der Situation und alle Motivierung der Handlungen, also auf jede Verankerung der Szenerie im Überdauernden; und da gelingt es ihm zuweilen jenseits aller Exotik, die Fremde und Kälte der Menschen untereinander in ihrer Normalität deutlich werden zu lassen.

Bücher von Paul Bowles in deutscher Übersetzung: »Himmel über der Wüste«, (»The Sheltering Sky«, 1948) Roman. Übersetzt von Maria Wolff. Rowohlt-Verlag, 1986, DM 8,80

»Allal«, Stories aus Marokko. Herausgegeben und übersetzt von Pociao. Rowohlt-Verlag,-1987, DM 7,80

»So mag er fallen«, Roman. Übersetzt von Maria Wolff. Goldmann-Verlag, 1988, DM 9,80

»Das Haus der Spinne«, Roman. Übersetzt von F. R. Wendhousen, Goldmann-Verlag, 1988, 443 S., DM 12,80

»Gesang der Insekten«, (»Up Above the World«, 1966) Roman. Übersetzt von Pociao. Goldmann-Verlag, 1988, DM 29,80

Literatur-Konkret 1988, S. 77

Frieder Kern

Eine Kamera braucht er nicht

Peter Kurzeck, Staufenberger, Hesse, Heimatromanautor, wohnhaft in Frankfurt, wird portraitiert von Meder Kern, Frankfurter, Buchhändler, Autor, zur Zeit in Peking

Er weiß noch genau, wie die Straße nach Lollar verlief, auf der sie, eine Schar Kinder, dem Wanderzirkus, den sie sich herbeisehnten, entgegenliefen. Und die kleine Kirche in der Kurve, was war mit der? - Wenn ich ihn hier finden würde, er könnte mir auf Anhieb sagen, wie es sich verhalten hat mit dem Kirchlein, damals. Ob es bucklig war oder nur verschreckt wegen der Lastwagen, die so entsetzlich nah jetzt vorbeidonnerten, seit sie die Straße verbreitert haben. Oder war es gar nicht bucklig, das Kirchlein, sondern duckte sich nur, war auf dem Sprung, dem Sprung über die Straße?

Nichts wie weg!

Wer ist bloß auf die Idee gekommen, er könnte sich hier auf dem Tiananmen befinden? Schau dich doch mal um auf diesem Platz vor dem Tor des Himmlischen Friedens. Da fotografieren Chinesen Chinesen und Touristen Touristen und Chinesen Touristen, die Chinesen fotografieren, und diese Chinesen fotografieren auch. Und wer fotografiert nicht?

Er. - Ich jedenfalls kann ich ihn mir, beim besten Willen, mit einer Kamera um den Hals nicht denken. Ausgeschlossen, denn er braucht keine Kamera, er hat eine in sich, ist selbst Kamera, die stets und ständig aufnimmt und die alle Technik übertrifft. Nach Monaten in der Ferne weiß ich, um so sehen zu können wie er, müßte ich taub werden, müßte meinen Gehörsinn opfern.

Und sein Gedächtnis? Oft habe ich mich gefragt, ob es ein Glück ist oder sein Verhängnis, nicht vergessen zu können. »Hast du dir denn Notizen gemacht, damals«, haben ihn in Gießen die Staufenberger gefragt.

Oft wird er diese Frage schon gehört haben, und doch setzt sie ihn noch immer in Erstaunen. Nein, er habe sich keine Notizen gemacht, warum auch? Er habe die Zeit doch gelebt, habe sie sich einverleibt. Allerdings sei das letzte Buch in der Angst geschrieben, fast unter Zwang, er könne die Zeit zwischen achtundvierzig und sechzig etwa nicht mehr finden in seinem Kopf, seinem Körper. Zuviel, was da im Leben passiert. Da muß man Platz schaffen, immer mal wieder.

Zwanzig, dreißig Drachen stehen hoch über dem Tiananmen. Könnte er nicht unter denen sein, die das eine Ende einer Drachenschnur in der Hand halten und an ihr entlang weit über das andere Ende hinaus, an dem mit flatternden Flügeln ein papierner Meran oder Falke oder Adler zerrt, in den milchigen Himmel blicken? Das schon. Das ist gut möglich, durchaus, doch nicht auf dem Tiananmen, sondern im hohen Gras, barfuß und in hohen Sprüngen dem Bauer davongerannt. Der Drachen schlägt, wie verrückt, Purzelbäume, stürzt fast ab, und der Bauer schwingt drohend seinen Stock und flucht: Mach, daß du von meiner Wies' kommst, du Saukerl.

Da haben sie, die sonst so wortkarg und verschlossen sind, das Maul aufgekriegt, beim Schimpfen, die Leut' aus Staufenberg. Auch Staufenberger kommen in die Stadt, nach Gießen zur Lesung. Natürlich sind sie aufgeregt, stupfen mit den Ellbogen sich und flüstern, da ist er, obwohl sie doch alle wissen, daß er das ist, schließlich ist er, wenn auch eingeplackt, nicht geboren im Dorf, sondern nach dem Krieg dazugekommen, aus dem Osten, einer von ihnen, der jetzt, das ist doch kaum zu fassen, ein richtiger Schriftsteller ist. Und sie sind damals mit ihm über die Wiesen genannt, dem Bauer davon, und dem Zirkus entgegen, der dann doch nicht kam.

Auf dem Platz vor dem Tor des Himmlischen Friedens ist er nicht und im nie abreißenden Strom der Radler wird er nicht sein. Nie habe ich ihn auf einem Fahrrad gesehen. Warum dann hier? Er geht zu Fuß. Täglich und gerne und viele Kilometer. Da werde ich ihn am Kanal treffen. Holprig der Weg und brackig das Wasser, und doch hockeln am Abhang Fischer und hoffen auf Beute. Wieviel mehr würde er zu sagen wissen, auch Jahre später noch, über diesen Weg: über den Sand, die Steine, die Löcher, und wie er sich anfühlte, sich darbot dem Fuß sogar, und wie das Sonnenlicht sich mischte mit dem Staub. Und die Fischer? Gesichtslos blieben die nicht, nicht bei ihm, und die Notizen, die er auf kleine Zettel sich schrieb, die kämen als Zitate mir gerade sehr gelegen.

Doch da ist keine Hilfe. Ich sitze nicht im Schatten der Mauern des kleinen Tempels am Kanal, und Peter Kurzeck? Er geht in Frankfurt die Wielandstraße entlang, die Friedberger runter, durch einige Kapitel seines Frankfurt-Romans, durch das »Schwarze Buch«1 durch das Gerichtsviertel und vorbei an den Puffs und Kneipen in der Breiten Gasse und am Allerheiligentor, und er ruft, zurück über den »Eisernen Steg«, später aus der Innenstadt an.

Was, du bist noch nie im Restaurant auf dem Dach vom Kaufhaus Schneider gewesen?

Gibt es einen Fleck in der Stadt, an den er seine Bücher, die sich in seinem Kopf türmen, noch nicht hingetragen hat? Und auf Schritt und Tritt neue Eindrücke, die sich festsetzen, die sich ver-dichten.

Soviel Unerledigtes. Wohin mit dem Licht, so hell und klar, das er vor Jahren an einem Spätsommertag im Süden Frankreichs eingefangen hat? Wohin mit den Pfützen, über die er, einstmals im April nach einem Regenguß, mit seiner

Tochter gesprungen ist, und in denen sich die grauen Fassaden der alten Häuser in der Adalbertstraße, sie sind längst niedergemacht, spiegelten? Wohin mit den Träumen, die ihn ergriffen, wenn er, der Lehrling Kurzeck, auf der B3 seinem bleiernen Alltag entfloh: als Anhalter im Amischlitten der Freiheit, Frankfurt, entgegen, und Janis Joplin im Leib: freedom is just another word for nothing left to lose.

Ganz besonders, sagt der Geschäftsführer der Buchhandlung in Gießen, freue es ihn, einen Schriftsteller aus der Region vorstellen zu können, der sich, keine Frage, mit seinem neuen Buch, seinem dritten übrigens, einem Heimatroman, wenn er es einmal so nennen dürfe, der ja in Staufenberg, ganz in der Nähe also, spiele, in die Literaturgeschichte geschrieben habe, und ein wenig dürfe er sich sogar mitsonnen in dem Ruhme, denn es sei er gewesen, der damals, es mögen gut zwanzig Jahre her sein oder mehr, den damaligen Inhaber bekniet habe, den jungen Mann, der draußen um Arbeit nachfragte, doch einzustellen, auch wenn er mit seinen langen Haaren den Gepflogenheiten des Hauses so ganz nicht entspräche. Der alte Herr habe sich erweichen lassen, und ein junger Schriftsteller, der habe dazuverdienen müssen, sei eingestellt worden.

Es war Notwehr, daß er anheuerte in dieser Buchhandlung als Halbtagskraft, und es ist auch heute noch eine Art Notwehr, wenn er aus Telefonzellen anruft: Klappt das mit der Lesung am neunten? Und die Plakate? Sind die Bücher schon weg? Meinst du, es könnte mit Ulm was werden? Schön wäre es schon.

Noch immer ist er in Sorge, noch immer gibt es viel zu viel für ihn zu verlieren: die Tochter, das kann krank, richtig krank machen, und die Zeit, die Zeit zu schreiben nicht minder. Einmal in Ruhe, freedom is just another word, schreiben zu können, das wäre Peter Kurzeck zu wünschen. Nicht die Ruhe, die ich suche am Tempel beim Kanal etwa, um mir dürre Worte abzuringen, diese Ruhe braucht er nicht, das kann er, wortgewaltiger, wo er geht und steht.

Ganze Kapitel schrieb er, auf kleine Zettel, beim Trampen, an der Straße, kaum zu lesen und doch fast die Reinschrift. Er konnte es in der Friesengasse, nächtens am Küchentisch. Zu eng war es schon für die, die da wohnten, und doch nahmen sie ihn auf, Freunde, als es ihm zu eng wurde zuhause. Er konnte es auch im Pförtnerhäuschen im Hof der Romanfabrik, in das als erster Preisträger er einzog. Ein knappes Jahr versorgt und doch gebeutelt vom Gedanken: was dann? Und jetzt? In der Wohngemeinschaft in der Wielandstraße? Da spielt ihm, seit er das Stipendium vom Literaturfond hat, nicht mal seine Schreibmaschine mehr Streiche.

Doch wie lange noch?

Was willst du werden, haben sie ihn in Staufenberg gefragt. Ich will, hat der kleine Peter geantwortet, ein Schriftsteller werden, wenn ich groß bin.

Heute ist er groß und ein Schriftsteller obendrein und ein guter dazu. Das ist ihm früh schon und immer wieder aus Lektoraten angesehner deutscher Verlage bestätigt worden, meist mit dem Satz versehen, daß sein literarisch hochklassiges Manuskript nicht gedruckt werden könne, leider, da es nicht kalkulierbar sei, keinen Markt habe.

Von diesem armseligen Markt, vom Gedanken der Verwertbarkeit hat zu keiner Zeit, auch in der bedrängtesten nicht, Peter Kurzeck in seinem Schaffen sich leiten lassen, und deshalb sind seine Bücher für den deutschen Buchmarkt auch heute noch zu gut. Die Wertschätzung, die er erfreulicherweise in letzter Zeit aus dem Literaturbetrieb erfährt, bleibt ein Trostpflaster nur, solange man befürchten muß, daß er und andere Literaten seiner Güte auch einen Tag nur wieder von dem Gedanken belagert sein müssen, wie sie den nächsten Tag, den nächsten Monat oder das nächste Jahr überleben sollen.

Die Steinbrücken jenseits der breiten Straße, gegenüber dem großen Platz, sind leicht gewölbt und aus weißem Marmor. Sie führen über den äußeren Goldwasserfluß zum Tiananmen, dem Tor des Himmlischen Friedens. Dort, wo einstens Mao Zedong das Volk unter die rote Fahne rief, scharen die Führer heute Besucher unter bunte Fähnchen und hetzen sie mit dröhnenden Megaphonen durch die Ausstattung von Bertoluccis »Letztem Kaiser«.

Auch hier brauche ich ihn nicht zu suchen, nein, mit dem Strom der Zeit, da geht er nicht durchs Haupttor der Kaiserstadt, der lärmt ihm zu sehr.

Dann lieber bei Nacht über die rote Mauer geklettert und sich im Licht des vollen Mondes heimlich in die Leben der 24 Kaiser geschlichen, die dort residierten. Und jetzt? Wenn er, etwas abseits, östlich der Halle der Großen Harmonie, im Wenyuange, dem Pavillon des Kulturellen Reichtums nicht ist und auch nicht in der Wenhudian, der Halle der Literarischen Blüte, dann war er nicht da letzte Nacht. Und der Mond? - Voll war der nicht.

Von Peter Kurzeck sind bisher erschienen: »Schwarzes Buch«, 1983, DM 38,-

»Nußbaum«, 1985, DM 38,-

»Kein Frühling«, 1987, DM 38,-; alle Stroemfeld/Roter Stern

Frieder Kern ist Hg. (mit Beate Schuh) von »Georg Groddeck, Vorträge«, Stroemfeld/Roter Stern, 1988, DM 58,-

Literatur-Konkret 1988, S. 79

Regine Walter-Lehmann

Die Müritz hat sie überflutet

Marianne Herzog ist bekannt geworden mit politischen Reportagen über Frauenarbeitsplätze. Daß ihr neues Buch »Suche« heißt, findet Regine Walter-Lehmann leider passend

»*Die Müritz habe ich noch nicht wiedergesehen*«, schreibt Marianne Herzog und erzählt von der Zeit, als sie zum ersten Mal in die DDR zurückgekehrt war, nachdem sie diese das erste Mal verlassen hatte.

Still ruht der größte Binnensee der DDR zwischen der Geschichte einer verstaubten Buchhandlung, in der der Chef seine neue Mitarbeiterin, den Zonenflüchtling, in westdeutsche Tugenden einübt: »*Sie sind hier nicht in einem sowjetzonalen Sortiment. Wir hier, wir sparen mit Papier*«, und der Geschichte über »*Eine, die aus dem Westen gekommen ist und im Café Bücher liest*«, die statt des zurückgeforderten DDR-Passes nur provisorische Papiere besitzt, die sie arbeits- und bewegungslos halten, solange, bis sie die Ehe für den Hafen der Liebe und die Heimat der Frau hält. Derlei Ankünfte in Heimathäfen lassen sich schneller als Bruchlandung erkennen als die Müritz ihre ruhige Oberfläche Wellen schlagen und Menschen fressen läßt. Und so steht der Müritzer See nicht nur randvoll mit Wasser und Wasserleichen, sondern auch für Erinnerungen, die an der Autorin sehnen und nagen, und sie nicht rasten und ruhen lassen auf der SUCHE nach der Frau, deren Geschichte nicht an der Außenmüritz beginnt und auch nicht an den sandigen Ufern des Gewässers endet.

Die Müritz kenne ich bereits.. Vor drei Büchern war ich dort mit Marianne Herzog und bin mit ihr rechts in die Westsiedlung abgebogen und die schnurgerade Straße entlanggewandert. Gemeinsam nahmen wir eine einfache Ecke, um die sie als Kind und alleine so schwer rumgekommen war - weil der Wind damals heftig und besonders übers Glatteis fegte, so, wie er die Schuhe der nun Eingereisten auf typische Weise einstaubte: unverkennbar mecklenburgisch. Wir suchten den Mittelstreckenläufer und Freund der ehemaligen Hürdenläuferin und fanden die größte Bezirksbuchhandlung, über deren Buchbestand hinter Glas das einstige Lehrmädchen vor den Scheiben staunte, nun ausgelernt, Frau und arbeitslos.

Wobei sich letzteres als erfolgreich gezogener Fallstrick der unmittelbar-ich-und hautnah-dran-Schreibweise erweist. Weil just in diesem Moment, wo Marianne Herzog die Authentizität der Brotlosigkeit in die Schreibmaschine fließen läßt, sie einen geringen Verlagsvorschuß besitzt und eine große Motivation, nach Worten zu suchen, »*die Arbeit beschreiben, die von Frauen in Fabriken gemacht wird*«.

Den »Ausflug nach Hause« unternimmt die Autorin, nachdem sie erfolglos von AEG bis Pfanni um Schicht- und Akkordarbeit zu Leichtlohngruppenstundenlohn nachgefragt hatte, und bevor sie die Einstellungsbedingungen für Arbeiterinnen bei einem der größten deutschen Konzerne, Siemens, so sprachlos gemacht haben, daß sie ihre Sprachlosigkeit zu Papier bringt.

Berlin-West 1976. Zu einer Zeit, als sich die DKP fortschrittliche Kulturschaffende schafft, werden Arbeiterinnen gern zu »Kampfkollegen« gedruckt, die großes Vertrauen benötigen in die Manneskraft derer, die den Kampf führen.

Zu dieser Zeit spekulieren die ersten Frauen bereits in Gruppen an ihrem Muttermund und treten mit ihren Ergebnissen vorerst noch zaghaft, aber schon bereit, sehr entschieden weiblich zu werden, in die Öffentlichkeit.

Damals erzählt Marianne Herzog von Frau Putzke und Frau Winterfeldt und Frau Lange, von Jedina, Ruth und Fatima neben sich. An Bändern, Montier- und Packtischen, mit Präzisionsschweißgerät und Miniaturlötkolben.

Sie erzählt von Frauen, die ihren Körper mit zusätzlich erfundenen Bewegungen herausfordern, sich dem 9-Sekunden-Nehmen-Greifen-Schweißen-Rhythmus dreitausendeinhundertundvierzigmal am Tag anzupassen. Und über Frauen, die ihrer Phantasie, ihrer Intelligenz, ihrer Sehnsucht, ihrer Kraft kurzzyklische Stückzahlen verpassen, sich selbst trösten und überlistet werden mit Tabletten, Ehemännern, Männern und Kindern und dem beat der Carneby Street/ in der so manches geschieht/ kommt ein Carneby-boy/ spielt den Leuten ein Lied/ in der Carneby Street, eingespielt vom Konzernmanagement zu Stundenlöhnen, die nicht ausreichen, ein selbständiges Leben zu führen.

Geschichten von Arbeiterinnen zu kapitalistischen Produktionsbedingungen als politische Reportagen über Frauen zu weiblichen Arbeitsbedingungen.

Mitten in der lebendigen Geschichte über die Geschichte der Frauenarbeit macht sich unvermittelt die Müritz breit. Eine private Angelegenheit und eine traurige Gelegenheit für die Autorin, sich von ihrer klaren, distanzierten und kargen persönlichen Sprache zu verabschieden, um im süßflüssigen Erinnerungsstrom mehr über sich preiszugeben. Es stellt sich dabei heraus, was wir trotz gelegentlicher Selbstdarstellungen der »*alten Fabrikarbeiterin neben anderen*« schon wußten. Marianne Herzog ist keine Arbeiterin. Sie ist eine Frau, die einer Beschäftigung als Produktionsarbeiterin nachgeht, um ihrer Arbeit, als Schriftstellerin beschreiben zu können, was Frauenakkordarbeit ist, nachzugehen. Ihrem gedruckten Arbeitsergebnis hat die Recherche nicht geschadet. Die eindrucksvollen Geschichten sind dem glücklichen

Zusammentreffen ihrer sprachlichen Fähigkeiten , ihrer politischen Haltung und einem feministischen Standpunkt zu danken.

Ihre SUCHE gibt diese Qualitäten preis. Marianne Herzog ist hier eine Autorin, die von allen genannten Eigenschaften und Fähigkeiten verlassen scheint und hat sich, zum Erstaunen vieler, in eine preisverdächtige Aufsatzschreiberin, Wahlpflichtfach Deutsch, verwandelt, wenn sie nicht nur über sich schreibt, sondern auch »bei sich« und an der Müritz ist: »*Auf dem Grund ist heller Sand und der ist von Wellen und der Strömung geformt - wie Spargelbeete geformt werden, nur feiner. Wenn ich mit den Füßen drauftrete oder mit der Hand hinfasse, stäubt der weiße Sand auseinander. Wie im Frieden, denke ich und überlege die nächsten Minuten, ob ich hierher zurückgebe. Es zieht mich jedenfalls*. « Noch bevor die Müritz jedoch über ihre Ufer schwappen kann, hat die Autorin das trübe Binnengewässer in diesem Buch wieder verlassen und ist zurückgekehrt zu sich, zu Packtisch und zu Schreibmaschine. Und mir bleibt die Ahnung, daß es noch mehr zu lesen geben wird über dies Ostgewässer und seine vorübergehende Anlanderin.

»*1. Mai 1982. Zum allerersten Mal nicht auf einer Demonstration*«, datiert Marianne Herzog eine Station ihrer SUCHE nach einer Sprache, die sie ihr Leben aussprechen und aufschreiben läßt, dichter als es die Aufzählung von Jahreszahlen und Aneinanderreihung von Ereignissen in einem »*Lebenslauf*« zulassen. Schon mit dieser einfachen Form des jährlichen Nachweises seiner Anwesenheit war die Autorin »*jahrzehntelang fertigzumachen. Sie kannte sonst keine Stelle an sich, wo ihr, wie man so sagt, die Felle davonschwammen*«.

Mitnichten. Es ist weder das erste noch das allererste Mal, daß Marianne Herzog nicht am * ersten Mai auf der Straße ist. Vor mehr als einem Jahrzehnt und einem Buch konnte sie' an zwei Demonstrationen, die dem Kampftag der Arbeiterklasse den Widerstand zurückerobern sollten, nicht teilnehmen. Von einem, 1972, berichtet sie, bevor sie von Anrath nach Mainz, ins schwarze Rheinland-Pfalz, verlegt wird, »*in dieses Gefängnis, wo ich unter allen Umständen nicht hinwollte*«. Dorthin und in die anderen Gefängnisse, in denen sie isoliert gehalten wurde, gelangen auch Briefe, die mit Genossin! beginnen und mit dergleichen politischen Solidaritätsfloskeln enden, seltener ein Stück griechischer Halvas und FreundInnen. »*Weiterschreiben, weiterschreiben, um rauszukommen*«, schreibt sie sich die Gefängniszeit vom Leib und von der Seele, die beide länger besetzt hält als die zweijährige Untersuchungshaft zur Hoch-Zeit der organisierten Menschenjagd im Namen des Antiterrors andauert.

»*Nicht den Hunger verlieren*«, schreibt Marianne Herzog unter einen Brief an eine, die mit ihr gejagt und in traditioneller und entwickelterer staatlicher und persönlicher Schließerinnenmentalität gefangen gehalten wurde. »*Nicht den Hunger verlieren*« fordert sie sich auf und hat mehr Hunger als gewöhnlich in den Zellen, in denen sie seit zehn Monaten eingesperrt ist und »*noch keinen Kriegsverbrecher. Keinen Wiederaufrüster. Keinen Massenmörder, Keinen Ausbeuter*« getroffen hat. »*Nicht den Hunger verlieren*« überschreibt Marianne Herzog ihr Gefängnisbuch, das sie Renee, Hanna, Jana und Rosa widmet, und in dem sie Worte findet, die »*Isolationsfolter*« und »*Gefängnis*« so beschreiben, daß man »*eine Stelle sieht, an der andere Verhältnisse zu verlangen sind*«.

Zu dieser Zeit hat sie auch Worte gefunden, die einen Teil Ihres Lebens sichtbar werden lassen. Und das Leben von Frauen, die in Gefängnissen leben, die von Männern konstruiert, bestimmt für Frauen, die von der herrschenden Justiz unter die Bewachung von Schließerinnen gestellt sind. Sprachausflüge an die dräuende Müritz unternimmt sie in den eindringlichen Lebensgeschichten von Frauen sehen. Nacheinander gelesen ist der Kontrast zwischen den Gefängnisbeschreibungen und den tranigen Natursäften, die der persönlichen Erinnerung besondere Ausdruckskraft einflößen sollen, besonders schrecklich: »*Weißt du noch, sage ich zu mir und lehne meinen Rücken gegen das Heizungsrohr, wie wir am 1. Mai nachmittags im Hof Barsche geräuchert haben und uns der Saft bis zu den Ellenbogen runterlief.*«

1988 hat Marianne Herzog die Felle, die ihr davonschwammen, wenn sie sich schreibend selbst auf der Spur war, endgültig dem Erinnerungsstrom entzogen. Sie hat sie dem 1939 in Breslau geboren-geflüchtet-1957 zum ersten Mal von der DDR in die BRD gewechselt-zurückgekehrt-1961 erneut geflüchtet-seit 1964 in Berlin-West lebend-von 1971 bis 1973 in Untersuchungshaft-seit 1968 veröffentlichend-Gerippe in die Lücken gestopft, in der Hoffnung, daß Skelett möge sich erwärmen und die ganze Frau Gesamtmarianneherzog hervorbringen.

Zunächst hat sie dazu »*Zeichen ausgesendet*« und »*einen Faden gelegt*«. Ein Teil dieses Instrumentariums ist der Behandlung des Sohnes der suchenden Autorin zugedacht. Serjosha. Ihn hat sie verlassen, als er kaum zwei Jahre alt war. Serjosha ist inzwischen zu einem erwachsenen Michael großgeworden, bei Adoptiv- Eltern. Ein Wort, daß Marianne Herzog nicht aussprechen mag und doch hinschreibt, und dann den besseren Part der schlimmen Gemeinschaft wählt, die Adoptiv-Mutter. Nach einer kräfteverschleißenden und erinnerungauffüllenden Reise durch Kleinstädte, Jugendämter, Innenleben, Aktenkeller, weibliche Vorfahren, Billigpensionen in Ost und West sowie Holzhäusern im Slawischen, hat sie diese Frau als Muttermimikry und natürliche Feindin endlich am Telefon, und beginnt, heftig und mit deftigen Verweisen auf biblische Zeiten um das Recht auf Gebärmutterschaft und wahrer Mutterschaft zu streiten. Weil die eine es nicht zulassen will, daß die andere dem Sohn erzählt, daß er von seiner Mutter verlassen wurde und »*fünf Monate nur sich selbst hatte*«, bis er Sohn jener Mutter wurde, die ihn seit nunmehr fast drei Jahrzehnten großgezogen hat. »*Du müßtest wissen,*

daß ich dich suche«, sagt die Mutter, die Serjosha geboren hat. »*Er weiß jetzt, was er wissen muß*«, sagt die Mutter, die 25 Jahre mit Michael gelebt hat.

Mütternatur gegen Mutter Natur. Diese große Mutter bleibt allen Müttern bis zuletzt und vielen Frauen als letztes, um das bröckelnde Einheitsbild von Frau und Mutter wieder haltbar zu machen. Marianne Herzog bleibt die archaische Mutter während der ganzen Sucherei. Schwere, fette Erdfurchen, Kornblumen, Gänseblümchen, weißer Storch und ganzer Schweinskopf und das gleiche Glücksgefühl von den Fußsohlen heraufsteigend »*wie damals, als ich den Meteoriten berührte*« als praller Ersatz für die Verödung, ohne Kind leben zu müssen. Können Frauen, die Mütter geworden sind, denn nicht mal den Mann anrufen, der Vater geworden ist? »*Eines Tages verrecke ich am Entzug von Deutlichkeit*« schreibt Marianne Herzog, gleich zu Beginn ihrer SUCHE nach einer Frau, die ich gar nicht wiedererkennen kann. Die Müritz hat sie überflutet.

Von Marianne Herzog ist erschienen:

»Von der Hand in den Mund«, Rotbuch Verlag, 1976,DM 7,-

»Nicht den Hunger verlieren«, Rotbuch Verlag, 1980, DM 12,-

»Suche«, Luchterhand Literaturverlag, 1988, ca. DM 28,-

Literatur-Konkret 1988, S. 82

Lothar Baier

Pantinen, Perlmutt und Minarette

Nâzim Hikmets Verse tauchen von Istanbul bis Köln als Graffiti auf, weswegen er - zu unrecht - immer mit linker Verfolgten-Folklore verbunden wird

Mit diesem Artikel über den türkischen Dichter Nâzim Hikmet erwerbe ich nachträglich das Recht auf einen Sitzplatz im Zugabteil, den ich mir vor ein paar Jahren erschlichen hatte: Im D-Zug Berlin-Warnemünde-Kopenhagen hatten mir dänische Jungkommunisten den einzigen noch freien Platz in ihrem Abteil erst dann freundlich überlassen, als ich die Testfrage beantwortet hatte: Wer war Nazim Hikmet? Berühmter türkischer Dichter, sagte ich wahrscheinlich, und fügte hinzu, was man über ihn weiß, wenn man nichts weiß: Revolutionär und Kommunist, lange Jahre im Gefängnis, gestorben im Moskauer Exil. Außer den von Enzensberger in sein »Museum der modernen Poesie« aufgenommenen Gedichten hatte ich von Hikmet nichts gelesen, und auch das längst vergessen. Die dänischen Jungkommunisten, die von irgendeinem Friede-Freude-Eierkuchen-Festival zurückkehrten, waren nett und wußten von Näzim Hikmet wohl auch nicht viel mehr, als daß sein Name zu jener Unterdrückungs-Folklore gehört, über die Völkerverständigung von links eben funktioniert.

Türkische Intellektuelle erfüllen ihre von der Folklore vorgesehene Funktion dann am besten, wenn sie weit hinten in der Türkei im Gefängnis sitzen: Der edelste linke Paternalismus kann sich dann über sie ergießen, so wie sich das populäre Mitleid über die ganz unten geschundenen anatolischen Schnurrbartträger ergossen hat. Beide Gruppen haben den Vorzug, daß sie nicht störend dazwischenreden, wenn wir für sie das Wort ergreifen, das uns ins rechte Licht setzt gegenüber Innenministern und sonstigen Rassisten. Gegen Slogans wie »Türken raus« reagieren wir sehr empfindlich. Die Türken selbst, sofern sie nicht rausmüssen, sondern da sind mitsamt ihren - den unseren vergleichbaren - gesellschaftlichen Interessen, können weniger mit unserem Interesse rechnen. Nur wenn sie gegen die Grauen Wölfe oder die islamischen Fundamentalisten kämpfen, werden Türken zu Leuten, mit denen man sich gern auf der Straße sehen läßt.

In Frankfurt, meinem Wohnort, der Stadt mit dem höchsten Ausländeranteil in der Bundesrepublik, ist irgendwann in den siebziger Jahren eine türkische Buchhandlung eröffnet worden. Sie verkaufte vor allem die in der Türkei verbotenen marxistischen Klassiker in türkischer Sprache. Das war brav. Den Türken das Licht der Erkenntnis bringen, worum sie zuhause betrogen werden, rechtfertigt schon eine türkische Existenz in der Bundesrepublik. Ihr Initiator, Yildirim Dagyeli, der daneben als Journalist und Übersetzer neuer deutscher Literatur gearbeitet hat, wollte in den achtziger Jahren aber höher hinaus. Er gründete 1983 seinen eigenen Verlag, der die gewohnte kulturelle Richtungsfahrbahn nicht mehr respektiert. Die türkischen Bücher in deutscher Sprache, die der Verlag Dagyeli herausbringt, sind nicht von den Klassikern verfaßt, dienen aber dazu, unsereinem ein Licht aufzustecken, nicht nur über die Unterdrückung in der Türkei, sondern auch über unsere eigene Borniertheit.

Es gibt Aras Ören auf türkisch und auf deutsch, Erzählungen des in Paris lebenden Türken Nedim Gürsel in deutscher Übersetzung, Untersuchungen über das Wirtschaftsimperium der türkischen Armee, aber auch Erstveröffentlichungen bundesdeutscher Autoren, zum Beispiel Gedichte Michael Zellers. Im Sozialarbeiterdeutsch würde man das multikulturelle Kulturarbeit nennen. Yildirim Dagyeli, ein Intellektueller, der nicht hinten in der Türkei im Gefängnis sitzt, versteht sich, wenn ich ihn recht verstehe, als türkischer Verleger in der Bundesrepublik, und nicht als Exil-Türke. Seit 1988 ist er der deutsche Verleger Nâzim Hikmets.

Ohne die Bekanntschaft mit Dagyeli wäre ich trotz D-Zugplatz wahrscheinlich nicht auf die Idee gekommen, über Hikmet zu schreiben. Ich hätte gar nicht verstanden, was es bedeutet, daß die Erben Hikmets die deutschen Rechte an den Frankfurter türkischen Verleger Dagyeli vergeben. Es läßt darauf schließen, daß er sich in kurzer Zeit den Namen gemacht hat, der im Zusammenhang mit Hikmet, dem Klassiker der modernen türkischen Poesie, verlangt wird. Dagyeli hat nicht nur die komplette Neuübersetzung in der Bundesrepublik und der DDR bereits auf deutsch vorliegender Werke Hikmets angekündigt; die zweisprachige Ausgabe enthält auch zahlreiche Texte, die in die gängigen türkischen Ausgaben nicht aufgenommen sind.

Als erster Band ist unter dem Titel »Die Luft ist schwer wie Blei« eine chronologisch geordnete Auswahl von Gedichten erschienen, von Helga Dagyeli-Bohne und Yildirim Dagyeli ins Deutsche übertragen.

»An den Minaretten hängen perlmuttbestickte Pantinen,

und die Frauen mit hennagefärbten Nasen besticken mit ihren Füßen einen Rahmen. Vorbeter mit grünen Bärten rufen durch den Wind zum Gebet!

Das ist der Orient, wie ihn der französische Dichter sah!

Das ist

der Orient

der Bücher ... «

»Orient-Okzident« ist das erste Gedicht des Bandes überschrieben, das den orientalischen Orient glossiert, um ihn als Produkt bornierter westeuropäischer Phantasie bloßzustellen. Im Jahr *1925,* als das ironische, dem französischen Dichter der Fernen, Pierre Loti, gewidmete Gedicht entstand, war der *1902* in Thessaloniki als Diplomatensohn geborene Hikmet vom Studium an der »Universität der Werktätigen des Ostens« in Moskau zurückgekehrt. Der vom revolutionären Rußland hingerissene Student war offenbar überzeugt, die kurz zuvor von Kemal Atatürk ausgerufene türkische Republik werde ebenso entschlossen das Erbe der alten despotiSchen Zeiten abschütteln und die Gesellschaftsverhältnisse revolutionieren.

Die Modernisierung der Türkei ging aber in eine andere Richtung. Dem aus der herrschenden Klasse des ottomanischen Reiches stammenden Hikmet blieb nicht viel mehr übrig, als seine Poesie nach dem Vorbild Majakowskijs und anderer Dichter, die er in Moskau hatte deklamieren hören, zu revolutionieren: In einem Land wie der Türkei, in dem die Poesie von den jahrhundertealten strengen Regeln der Diwan-Dichtung beherrscht und mit ihrem arabischen Lehn-Vokabular in einer Art gebildetem Latein abgefaßt war, muß Hikmets Gebrauch gewöhnlicher Wörter in freien Versen eine für uns unvorstellbare Sprengkraft entfaltet haben.

Sie muß immer hinzugedacht werden, wenn man begreifen will, was aus Nâzim Hikmet den gleichzeitig avantgardistischen und populären Lyriker gemacht hat, dessen Verse auf Häuserwänden in Istanbul und in Köln zu lesen sind. Dem abgebrühten bundesdeutschen Leser des Jahres *1988* springt das Sprengende nicht unbedingt ins Auge. Der oftmals hymnische Ton, in dem Hikmet (im Gefängnis) die Feier des Lebens gegen die Resignation preist und (im sowjetischen Exil) die Bäume und Gerüche der Türkei besingt, kommt von sehr weit her aus einer Zeit, in der die bessere Zukunft etwas ebenso Unausweichliches wie Verlockendes war und jedes Opfer tröstend rechtfertigte. Das Gefängnis, in dem Hikmet mehr als fünfzehn Jahre verbrachte, verurteilt wegen kommunistischer Gesinnung, als Vorzimmer, nicht als Endstation; der Überlebenswille, der sich in vielen Gedichten manifestiert, hat etwas Überwältigendes an sich, nicht unbedingt aber die Sprache, nach der er greift: »So *aufrichtig sind nur Lieder/und nur die Kommunisten/schwören so aufrichtig ihren Eid.«*

Nach dem XX. Parteitag 1956 sind dem seit 1950 in der Sowjetunion lebenden Hikmet Zweifel an der Aufrichtigkeit auch kommunistischer Eide gekommen, doch sind Gefängnis und die Gastfreundschaft des Exillandes nicht der ideale Nährboden für eine Kultur des Zweifels. Für den polnischen Paß, den Hikmet nach seiner Ausbürgerung aus der Türkei bekam, hat er sich mit einem Loblied ausgerechnet auf den KP-Chef Bierut bedankt, das zu lesen bei allem Verständnis wehtut. Ich hoffe nicht, daß die dänischen Jungkommunisten im D-Zug Berlin-Kopenhagen nur diesen Hikmet verehrten.

Es gibt noch einen anderen - oder mehrere andere - Hikmet. Den satirisch gestimmten Reisenden zum Beispiel, der auf der Fahrt durch die Schweiz diesen schönen Vergleich findet:

»Die Schweiz, meine Rose, gleicht in gewisser Weise

einer Kissenhülle,

gebläut, gebügelt, mit Spitzen verziert,

die man eben erst übergestreift hat,

also eine, die noch nicht das Gewicht eines Menschenkopfes

eingedrückt und zerknittert hat.«

Reisegedichte dieser Art, zum ersten Mal in deutscher Übersetzung, wird der im Herbst 1988 erscheinende zweite Band der Hikmet-Ausgabe enthalten. Nach der Schweizer Kostprobe bin ich darauf gespannt. Der erste Band verführt ein wenig dazu, es sich mit Näzim Hikmet leichter zu machen, als er es verdient. Er ist auch für die türkischen Altersgenossen, die ich kenne, nicht das letzte Wort, aber ohne die Wörter, die der 1963 gestorbene Hikmet in seinen Gedichten gebraucht, hätten sich andere Wörter, zum Beispiel die lakonischen des (ebenfalls bei Dagyeli verlegten) Orhan Veli Kanik, kaum ans Licht getraut.

Wer wissen will, was in dem »Stutenkopf« vorgeht, mit dem Hikmet die ins Mittelmeer ragende Türkei vergleicht, sollte mit Hikmet beginnen; er sagt nicht alles, aber er macht neugierig auf mehr und anderes.

Nâzim Hikmet: »Die Luft ist schwer wie Blei/Hava Kursun Gibi Agir«, Gedichte. Übersetzt von Helga Dagyeli-Bohne und Yildirim Dagyeli. Dagyeli Verlag, 1988, DM 29,80

Von Lothar Baier ist gerade erschienen: »Zeichen & Wunder«. Kritiken und Essays, Critica Diabolis 19, Edition Tiamat, ca. DM 26,-

Literatur-Konkret 1988, S. 83

Walter Klier

Vertikal und parallel zueinander

Als eingeladener »Schriftsteller für den Frieden« war Claude Simon in der Sowjetunion. Seinen satirischen Reisebericht rezensiert Walter Klier

Jenes Image von Büchern ohne Satzzeichen, ohne (verfilmbare) Handlung, ohne Helden, ohne ordentliche Raum- und Zeiteinteilung, vom *happy end* ganz zu schweigen, also das einer recht eigentlich unlesbaren, unverdaulichen Literatur, haben die Autoren des Nouveau Roman, zu denen Claude Simon gezählt wird, selber kräftig mitgeholfen zu etablieren, zusammen mit einer fleißigen Schar interpretierwütiger Strukturalisten, Semiotiker oder wie immer, so daß die Texte immer mehr hinter ihrer Auslegung verschwanden und schließlich diese - bei näherer Betrachtung sehr heterogene - Gruppe von Schriftstellern, die seit den fünfziger Jahren mit seltener Radikalität die in der literarischen Moderne aufgeworfenen Fragen weiter durchgearbeitet haben, mit den siebziger Jahren völlig aus der Optik der deutschsprachigen Leser und Kritiker weggedriftet waren.

Damals wurde, wie Sie sich sicher erinnern, wieder erzählt. Man interessierte sich für exotische Literaturen, wo die schiere geografische Entfernung vom Ort des Geschehens den Wirklichkeitsbezug schluckt und die Literarizität (und die Abstammung der Texte aus der europäischen Literatur) von der Neuheit des Dargestellten verdeckt wird.

Hätte Claude Simon nicht 1985 diese »begehrte internationale Auszeichnung« erhalten, wäre keines seiner zu jenem Zeitpunkt sämtlich vergriffenen Bücher lieferbar. Die mit dem Verlegen von Literatur Befaßten würden weiterhin bei Nennung des Namens den Blick schmerzerfüllt zum Himmel wenden und sagen, ja, wir wissen, ein großer Autor, aber unverkäuflich und wird nicht verlegt und nicht übersetzt und basta.

Die fragwürdige Stiftung des Dynamitkönigs änderte, wie es so geht, alles, über Nacht (vom 17. auf 18.10.1985). Sechs Wochen später waren alle sieben bis dahin ins Deutsche übersetzten Titel wieder lieferbar. Der Verlag Rowohlt hat die immer noch undankbare Aufgabe übernommen, die weiteren seit 1973, als die Überlieferung abriß, publizierten Titel dem lesenden Publikum nahezubringen. Lesern, die die behäbigen epischen Remakes, die unser Jahrzehnt zu beherrschen scheinen, doch einmal satt kriegen (doch leider, wie es scheint, strebt der Mensch zwar in dem jeweiligen Sport, den er betreibt, nach Höherem, aber nicht bei der Lektüre), seien die bereits erschienenen Romane »Triptychon« und »Anschauungsunterricht« ans Herz gelegt.

Unter Umgehung des Jahrhundertwerks »Die Georgika« (Les Géorgiques, 1981 erschienen, deutsche Fassung für die nahe Zukunft versprochen) liegt nun in der Übersetzung von Christine Stemmermann der 80 Seiten starke Text »Die Einladung« (L'invitation) vor. Denkbar, daß das, wie man so sagt, schmale Bändchen diesen schwierigen, un-modischen, um nicht zu sagen widerborstigen Romancier (der Texte von einer Art schreibt, wie sie jeder gute Lektor jedes guten deutschen Verlages umgehend zurücksendet, sofern Rückporto beiliegt) doch noch einer etwas größeren Leserzahl nahebringt, die dann, wenn sie endlich erscheinen, die »Georgika« nicht bloß per Feuilleton kurz zur Kenntnis nehmen, abhaken, sondern wirklich aufnehmen als einen der bedeutenden neueren Romane, in der Kühnheit des epischen Bogens vergleichbar mit der »Ästhetik des Widerstands«, Schädlichs »Tallhover« oder Hugo Claus' »Kummer von Flandern!«, in der sprachlichen Variationsbreite über diese hinausgehend. Eben schwierig.

Genug der Hymnen und Gesänge. »Die Einladung« führt am begrenzten Sujet und über kurze Distanz viel von der Eigenart Simons vor, der uns, wie alle guten Autoren, mithilfe dessen, was man Stil nennt, einen bisher nicht geläufigen Blick auf die Welt vorführt, den gewohnten, stumpf gewordenen Blick vielleicht verändert. Der gerade in der jetzigen flinken, stromlinienförmigen, brav gescheitelten und parfümierten Literatur-Zeit die nicht mehr reflektierten Konzepte von Wirklichkeit und Darstellung aufbricht. Die gefestigten liberal-sozialdemokratischen (oder wie immer, aber jedenfalls fundierten, jenseits der Fragestellungen angelangten) Begriffe von Staat, Gesellschaft, Individuum, Fortschritt, Frieden und Krieg in fruchtbare Unordnung bringt durch nichts andres als einen im Text abgebildeten, ironischen, kühlen, zugleich tastenden und unbeirrbaren Beobachtungsvorgang - in der »Einladung« exemplifiziert an diesem internationalen Friedens-Meeting, zu dem der Erzähler, zusammen mit einer Reihe andrer bekannter Persönlichkeiten (einige davon liebevoll karikiert) geladen war von einem »der beiden mächtigsten Männer der Welt«:

» ... er war gerade erst von einer Begegnung mit dem anderen Staatschef zurückgekommen, der ebenfalls mit einem einzigen Wort die halbe Erde vernichten konnte, auch ein Schauspieler, ein Mann, der in seine Stellung nicht aufgrund besonderer Fähigkeiten oder Kenntnisse gelangt war, sondern indem er mit einem Cowboybut auf dem Kopf, die Zähne zu einem breiten Lächeln entblößt, unermüdlich auf seinem Pferd durch drittklassige Filme galoppierte«.

Das satirische Element in der Prosa Simons (den Strukturalisten damals gleichgültig) ist nicht neu, wird nur vielleicht durch das Sujet deutlicher herausgetrieben.

» ... und der Generalsekretär hob, um das Ende der Unterredung anzudeuten, leicht die Stimme und suchte ihr einen überzeugenden Klang zu geben (oder vielleicht bemühte er sich gar nicht, vielleicht war er ja überzeugt ..), neigte dann den Kopf, beugte sich vor und schob seinen Stuhl zurück, worauf sich die fünfzehn Gäste ebenfalls, unter dem Schurren ihrer zurückgeschobenen Stühle, erhoben und der Generalsekretär sich im Stehen für ihre Aufmerksamkeit mit einer Gebärde bedankte, bei der die Handflächen vertikal und parallel zueinander blieben, als presse er sie gegen die Seiten einer Büchse, indes er mit einem herzlichen Gesichtsausdruck die Hände leicht nach oben und wieder nach unten führte, um dann seinen Gästen das Profil zuzukehren und in dem anhebenden, gedämpften Stimmengewirr noch ein paar Worte mit dem eleganten Diplomaten und dem Tolstoi Zentralasiens zu wechseln ... «

Claude Simon:

»Die Einladung«, Deutsch von Christine Stemmermann, Rowohlt, 1988, DM 19,80

Von Walter Klier ist zuletzt erschienen:

»Der Anfänger«, Schneekluth, 1985, DM 28,-

Literatur-Konkret 1988, S. 84

Friedemann Pfäfflin

Dieses Und/Und/Und...

Wie in Goethes Wahlverwandtschaften fängt in Philip Roth's Roman Gegenleben alles ganz harmlos an.

Was man *zu tragen hat, ist nicht das Entweder/Oder, eine bewußte Entscheidung zwischen Möglichkeiten, die gleichermaßen schwierig und bedauerlich sind - es ist ebenso das Und/Und/Und/Und/Und. Leben ist dieses Und: das Nebensächliche und das Unwandelbare, das sich Entziehende und das Greifbare, das Bizarre und das Vorhersehbare, das Tatsächliche und das Potentielle, die verschiedenen Realitäten, die alles vervielfältigen, miteinander verschränken, sich überschneiden, sich widersprechen, miteinander verbunden sind - und dazu die Illusionen, die alles vervielfältigen! Dieses mal dem mal dem mal dem... Hat ein intelligenter Mensch die Chance, viel mehr zu sein als ein Wesen, das in großem Stil Mißverständnisse produziert? Wohl kaum, dachte ich .. «*

Dies ist ein Satz aus dem »Gegenleben« und ein Satz über das Gegenleben. Den Inhalt dieses Buches hier zu referieren, ist schwierig, weil die Ebenen ständig wechseln:

Zwei Brüder, Henry und Nathan Zuckerman, der eine Zahnarzt, der andere Schriftsteller, sind die Protagonisten oder auch der Protagonist einer Handlung, oder besser, einer Reflektion über Handlungsabläufe und Identitätsüberschreitungen, die ständig über den Haufen geworfen werden. Wie in Goethes Wahlverwandtschaften fängt alles ganz harmlos an, voller Klischees, ein amerikanisches Schnulzendrama. Henry Zuckerman, in der Midlife-crisis, impotent, unterzieht sich einer Bypass-Operation und stirbt daran. Sein Bruder wohnt den Trauerfeierlichkeiten bei. Aber das ist Handlungsablauf, der schnell gebrochen wird, wenn man den toten Henry Zuckerman später in einem' Kibbuz in Judäa wiederfindet, wo ihn Nathan aufsucht, der auch stirbt und noch als Toter von Henry seiner Nachlaßschriften beraubt wird, in denen der Roman, den man liest, sich findet, sogar mit den Kapiteln, die erst später im Buch beschrieben sind. Viele Anfänge, viele Leben und Gegenleben, Identitäten als amerikanischer Jude nach dem Holocaust in den USA, in Israel und England fortschreitend zwischen Fiktion und Wirklichkeit und Fiktion und Wirklichkeit immer neu zum Ausgangspunkt und immer neu zu neuen Fragen treibend, Identität suchend und verwerfend, ohne daß beim Leser Verwirrung entsteht. »Das *Buch fing an, in mir die ganze Zeit zu leben, mehr als mein alltägliches Leben.«*

Der Neue Konkret Verlag verleiht den Karl Kraus-Preis Autoren, damit diese, weil sie nichts zu sagen haben, zu schreiben aufhören. Hätte der Konkret Verlag auch den Nobel-Preis für Literatur zu vergeben, dann müßte er dies für »Gegenleben« tun. Der Rezensent stellt jedenfalls sein Schreiben ein aus Ehrfurcht vor der phantastischen Wirklichkeit, die Philip Roth in seinem Roman entfaltet.

Philip Roth: »Gegenleben«, Roman, aus dem Amerikanischen von Jörg Trobitius, Hanser Verlag, 1988, ca. DM 39,80

Friedemann Pfäfflin hat herausgegeben:

»Mitteilungen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees 1926-1933«, Faksimile-Nachdruck, Redaktion: Walter v. Murat, C. Bell Verlag, 1985, DM 79,-

Literatur-Konkret 1988, S. 85

Renée Zucker

Das 320er BMW-Stau-Buch

Dies ist ein Buch über die Liebe, und - wie alle anderen Bücher über die Liebe - über ihre Ausweglosigkeit

Man sollte den Zuständigen bei Klett-Cotta eins hinter die Ohren geben, für ihren unglaublich dämlichen Werbetext: »Diese kleine magisch-realistische Geschichte, die man lässig am Lenkrad seines 320er BMWs lesen kann, wenn man im Stau steckt, könnte zu einem Kultbuch werden.« Dies scheint tatsächlich der Beginn einer neuen Lese-Richtung - das 320er BMW-Stau-Buch.

Dies ist ein Buch über die Liebe, und wahrscheinlich ist es, wie all die anderen Bücher über die Liebe, eigentlich über die Ausweglosigkeit der Liebe. Das macht solche Bücher so begehrenswert, weil wir der Sehnsucht mehr vertrauen als dem Gelingen.

Henri liebt den kleinen Kaiser. Der liebt Josephine, aber noch mehr liebt er Hühner. Henri hat Glück, weil er nicht größer ist als der Kaiser, und wird der Hühnchenhalsumdreher für Napoleon auf dem Rußlandfeldzug. Er ist glücklich, bei dem zu sein, den er liebt.

Henri kommt aus einem kleinen, armen Dorf in Frankreich: *»Uns rührt wenig an, und doch sehnen wir uns danach, angerührt zu werden. Nachts liegen wir wach und hoffen, das Dunkel möge schwinden und uns eine Vision zeigen. Unsere Kinder erschrecken uns mit ihrer Vertrautheit, aber wir sorgen dafür, daß sie aufwachsen wie wir. Lau werden wie wir. «*

Henri hat ein Buch von Madame de Stael gelesen. Viel hat er davon nicht verstanden, aber er lernte das Wort *»intellektuell«,* und das möchte er auf sich verwenden. Nachts träumt er von Löwenzahn und schreit zu Gott und der Jungfrau, aber sie schreien nicht zurück. *»Ein Gott kann doch wohl Leidenschaft mit Leidenschaft beantworten.«*

Damit sind wir beim Thema der Autorin: Leidenschaft. Jeanette Winterson ist Jahrgang 59, wuchs mit der Bibel auf, galt als Auserwählte und wurde im Geist der Pfingstbewegung erzogen. Sie verlor jedoch den Glauben und jobbte unter anderem als Lächelnschminkerin in einem Beerdigungsinstitut. Ihrer Erzählung merkt man die Erziehung zur Verzückung und Ekstase an, wie sie uns aus den Texten der Mystikerinnen bekannt sind. Mehrfach bekennt sie, fast ein wenig aufdringlich, ihr Verständnis von Leidenschaft: *»irgendwo zwischen Angst und Wollust ist die Leidenschaft«* -oh, sündiges Verlangen...

Als Napoleon trotz hoher Verluste sein Heer weiter treibt, kühlt Henris Liebe zum kleinen, hühnchenverschlingenden Kaiser ab - er will nur noch fort - und trifft auf Villanelle, eine der Hurensklavinnen des Heeres. Sie ist Venezianerin, stolz, schön und geheimnisvoll, wie es sich für Eingeborene der Stadt der Masken gehört.

Als junges Mädchen durchstreift sie in Männerkleidung die Salons der Glücksspieler und Hasardeure, verliebt sich in eine Frau, erlebt mit ihr neun Tage jener begehrenswerten, niemals sättigenden Leidenschaft, verliert ihr Herz bei der Verheirateten, heiratet einen ungeliebten Fettsack, betrügt ihn, wird zur Strafe von ihm an die Soldaten verkauft. Tatsächlich trägt sie mit sich, obwohl herzlos, ein Geheimnis: Sie ist die Tochter eines Bootsmannes, und wie es die Legende erzählt, haben venezianische Bootsmänner Schwimmhäute an den Füßen. So auch, durch ein Unglück, Villanelle, soweit bekannt, das einzige Mädchen mit Schwimmhäuten. Die Nächte in Venedig sind für die Vergnügungssüchtigen, solche wie Villanelle. Dann geht sie zu den Akrobaten, die sich von Seilen baumeln lassen, und stiehlt ihnen Küsse. *»Ich liebe solche Küsse. Sie füllen den Mund und lassen den Körper frei. Um gut zu küssen, darf man nichts als Küssen. Keine tastenden Hände oder stammelnde Herzen. Die Lippen und die Lippen allein sind die Lust. Leidenschaft ist süßer, wenn sie Strang für Strang getrennt ist.* « Da ist sie wieder, die Definition von Leidenschaft, die mir beim Lesen auf den Keks geht, weil sie mich an alte Tagebücher erinnert, aus den Zeiten, in denen man bemüht war, die Verwirrung der Gefühle und die Vermischung der Chemien zu erklären.

Natürlich verliebt sich Henri, der Unglückliche, in Villanelle, die Unbändige. Zusammen fliehen sie aus Rußland nach Venedig. Dazwischen immer wieder, mal von ihr, mal von ihm, Reflektionen über die Liebe - über die aufkeimende, die erfüllte, die unbefriedigte ... so, wie wir es schon unzählige Male gelesen haben und noch immer nicht begriffen haben und deshalb nicht satt werden, es wieder und wieder in allen möglichen Variationen wiederholt zu bekommen. »Es *ist sinnlos, jemanden zu lieben, dem du nur zufällig bewußt werden kannst. «*

So bleibt der Liebende wie der Spieler, immer *»zwischen Angst und Wollust«,* rastlos suchend, von Verlangen (nach was eigentlich?) getrieben, Unglück anziehend und verbreitend. *»Du spielst, du gewinnst, du spielst, du verlierst. Du spielst. « Und* letztendlich ahnen wir schon, letztendlich geht es um Gott, dessen Abwesenheit auch immer wieder beschworen wird in diesem wahrhaft leidenschaftlichen Roman einer begabten jungen Frau, die gewiß eine merkwürdige Kindheit zu verarbeiten hat und mit Sicherheit nicht wollte, daß man sie »lässig am Lenkrad seines 320er BMW im Stau« konsumiert. Vielmehr scheint es sie ebenfalls wie ihre Protagonisten zu treiben, sich dem alltäglichen Wahnsinn von Einsamkeit und

Freiheit zu stellen und sich den grausamen Strafandrohungen einer Religion zu widersetzen, die ständig von der Sklaverei des Fleisches schwafeln.

» Wir sind ein laues Volk, und unsere Sehnsucht nach Freiheit ist unsere Sehnsucht nach Liebe. Wenn wir den Mut hätten zu lieben, würden wir den Krieg nicht so schätzen. « Der Versuch, große Fragen mit großen Worten zu beantworten, ist noch nie so richtig gelungen. Wir hungrigen Leser jedoch wissen die Suchenden zu schätzen und das überquellende Herz entschuldigend zu goutieren. Jeanette Winterson's »Verlangen« ist auf keinen Fall ein doofes Buch, es scheint mir vielmehr für eine Generation zu sein, die Lawrence Durrels Alexandria-Tetralogie nicht kennt.

Jeanette Winterson: »Verlangen«, aus dem Engl. von Bettina Runge, Klett-Cotta, 1988, DM 28,-

Von Renée Zucker ist zuletzt erschienen, zusammen mit Enzo Briketti: »Hungrige Herzen«, rororo panther, 1985, DM 6,80

Übersetzt hat sie: Nicole Hollander: »I'm in training to be tall and blond«, feministische cartoons, Zweitausendeins, 1988, ca. DM 20.-

Literatur-Konkret 1988, S. 86

Eberhard Hübner

Düster und intim

Die Frauen in Jane Bowles' Büchern widersetzen sich nie dem Sog der günstigen Gelegenheiten

In Jane Bowles Romanfragment »Out in the World« denkt Andrews Mutter darüber nach, daß ihr Sohn sie verlassen will: »'Er will einfach aus seiner Hülse in die Welt hinausspringen.' Mit einem frivolen Schnipsen beschrieb sie den Flug durch die Luft. Darauf brach sie unvermittelt in Tränen aus und verbarg das Gesicht in den Händen.«

In diesem Schnipsen, dieser kleinen, auftrumpfenden Geste, die aus ihrer traurigen Gefühlsumgebung auszubrechen versucht, blitzt abrupt ein Impuls von Übermut auf, der sich für einen Moment in der Idee verliert, doch auch selber alles hinter sich lassen zu können. Dieses plötzliche Verliebtsein in die Fülle der Konjunktive kennzeichnet alle Frauen bei Jane Bowles, ein Affekt, der sich allerdings nicht in einem Zuwachs an schönen Träumen auswirkt, sondern ganz äußerlich darin, daß sie sich dem Sog der günstigen Gelegenheiten nicht widersetzen. Es ist, als ob die Figuren in einem Zustand ständiger Bereitschaft zum Absprung stünden, um ihre vertraute Realität mit einer beängstigend unbekannten, aber verheißungsvollen zu vertauschen.

Die Unbekümmertheiten des Aufbruchs halten jedoch nicht lang. Andrews Mutter versinkt im Kummer über den drohenden Verlust; Bozoe Flanner verläßt in einer anderen Geschichte ihre langjährige Freundin, aber schon auf dem Busbahnhof weicht ihr Entschluß der Verzagtheit: »Ich habe vergessen, warum ich nach Massachusetts gehe«, so klagt sie. Und mit fast den gleichen Worten beginnt Emmy Moore ihr Tagebuch, mit dem sie, zurückgezogen in einem einsamen Hotel, sich über sich selber Klarheit verschaffen will: »Ich habe vergessen, warum ich hier bin.«

Die Heftigkeit des Anfangs endet bei all diesen Frauen eben nicht nur im Stillstand, sondern im Verlust der Motive und so in Ratlosigkeit und Wirrnis. Am Ende ihres Tagebuchs merkt Emmy Moore, daß ihre Schreibanstrengung vergeblich war, und greift zur Whiskeyflasche.

»Eine richtige kleine Sünde« ist das düsterste Buch von Jane Bowles und zugleich das intimste. Es enthält im ersten Teil lauter unvollendete oder zu Lebzeiten unveröffentlichte Texte: Romanfragmente und Erzählungen; und deren Unabgeschlossenheit äußert sich vor allem als Durchlässigkeit der Figuren und Handlungen für die Verzweiflungen und Obsessionen der Autorin. Daneben enthält der Band das Theaterstück »Im Gartenhaus«, das 1987 in München seine deutsche Erstaufführung hatte, und eine Auswahl von Briefen.

Mit dieser Sammlung schließt der Hanser-Verlag die Übersetzung des Werks von Jane Bowles ab, die erst spät für die Bundesrepublik entdeckt wurde. 1984 erschien ihr einziger Roman »Zwei sehr ernsthafte Damen« aus dem Jahre 1943; 1985 folgte mit »Einfache Freuden« ihr einziger Erzählband.

»Das Entsetzen darüber, daß ich in diesem Alter auf kein ernsthaftes Werk zurückblicken kann, ist jetzt eine offenkundige Tatsache«, schreibt Jane Bowles zwei Tage nach ihrem vierzigsten Geburtstag an ihren Mann, den Schriftsteller und Komponisten Paul Bowles. Dieser Zweifel an der eigenen Arbeit durchzieht alle hier ausgewählten Briefe, die den quälenden Auszehrungsprozeß dieses Schriftstellerinnenlebens wiedergeben.

Es geht darin immer wieder um die Unfähigkeit, eine Zuflucht zu finden, einen Punkt, von dem aus man die Welt ohne Angst bestehen könnte. Aber weder in den wechselnden Liebesbeziehungen zu Frauen noch in der Arbeit scheint das möglich gewesen zu sein. »Wenn ich mein Buch nicht zustanden bringe, gebe ich das Schreiben auf. Dann entweder Selbstmord oder ein anderes Leben«, schreibt sie 1950.

Das Buch hat Jane Bowles nicht mehr zustande gebracht - die Romanbruchstücke im ersten Teil zeigen das -, aber weder Selbstmord noch ein anderes Leben waren die Konsequenz, sondern ein schleichender Verfall in Depressionen. Von der Marter des Schreibens hat sie sich nämlich trotz zunehmender Unproduktivität nicht lösen können, weil sich eben alle Hoffnungen darauf fixierten, in der Diffusität der eigenen Gefühle sich mit Sätzen kleine Bereiche der Aufhellung freizuräumen. Es ging ihr hier offenbar um eine Versöhnung mit der eigenen, von Schuldgefühlen geplagten Existenz, die wenigstens für die kurzen Momente gerechtfertigt erscheinen sollte, in denen die Kraft der hingeschriebenen Worte auf sie zurückstrahlte.

Wie viele ihrer Figuren war Jane Bowles Alkoholikerin. 1956 erlitt sie in Tanger einen Schlaganfall, der sie endgültig arbeitsunfähig machte. Nach längerem Aufenthalt in psychiatrischen Kliniken starb sie 1973 in Malaga. »Sie hatte Angst«, so heißt es in einem ihrer Texte, »daß ihr Platz auf der Erde angefochten würde, bevor sie ihn gefunden hatte. Sie hatte nichts genossen, da sie niemals der Überzeugung war, sie erfülle ihr Schicksal.«

Jane Bowles: Eine richtige kleine Sünde. Prosa etc.; aus dem Amerikanischen von Adelheid Dormagen und Friederike Roth; mit einem Vorwort von Eduard Roditi; Hanser-Verlag, 1988, DM 34,-

Literatur-Konkret 1988, S. 87

Wolfgang Welt

Natürlich nicht normal

Der Hauptfigur der Erzählung »Vor der Premiere« immer wieder zurufen: Nur Mut, dir passiert nichts, möchte: Wolfgang Welt

Ich lese nicht aus Vergnügen, sondern um nachts während der Arbeit wach zu bleiben. Am liebsten ziehe ich mir leicht lesbare Schinken mit nem bißchen Tiefgang rein. Dazu trinke ich jede Menge Kaffee und höre den BFBS, zu dieser Uhrzeit der einzige erträgliche Sender in NRW, wenn Alan Bangs nicht gerade seinen Ethno-Tag hat.

Jan Koneffkes erste Buchveröffentlichung sah anfangs so aus, als würde ich mich gut unterhalten. *»Dem, der den buckligen Zwergen des Herzogs spielt, wächst selbst ein Buckel. « Von* weither grüßt da Kafka mit seiner Verwandlung, die mich als Schüler ungeheuer erregt hat. Aber der Vergleich hinkt. Aus Borg, der Hauptfigur der Erzählung, wird ja kein Ungeziefer, er kriegt nur einen Höcker, ohne daß man ahnen kann, warum.

In einer Weinbaugegend im Süddeutschen soll auf einer Freilichtbühne ein Stück aufgeführt werden, dessen Titel wir nicht erfahren. Wir wissen nur, daß ein Herzog mitspielt, seine Frau, seine Mätresse und ein Künstler, der den Hofzwerg, der angeblich die wichtigste Rolle verkörpert, in Stein meißelt. Theater-Experten werden jetzt sicher sagen können, wie das Werk heißt.

Borg, der den Regisseur von früher her kennt, scheint für die Darstellung des Gnoms wie geschaffen, denn er ist nur einsfuffzig groß. Wir begegnen ihm am Tag der Premiere, die immer in Frage steht. Während er durch die Gegend läuft und tändelt, erleben wir ihn in den vergangenen Wochen, wie er die andern Mimen kennenlernt und mit ihnen probt. Immer wieder wird er in diesem Monat von Wahnbildern heimgesucht. *»Er wurde von der Vorstellung geplagt, der Teppichboden sei mit kleinen Mündern ausgestattet. Wie winzige Mäuler klappten sie auf und zu, zersetzten und verdauten, was mit ihnen in Berührung kam. Natürlich die Krankheit war, der Wein, den er hastig getrunken hatte, er dachte, der Boden ist in Bewegung, lebendig, ein Tier, das mit den Gästen speist. «*

Fast durch die gesamte Erzählung breitet der Autor Borgs Manien aus. Er ängstigt sich vor sich selbst, seiner Verletzlichkeit, Jede Berührung erschüttert ihn, er ist unfähig zu leben, mit seiner Mißgestalt umzugehen. Wir erleben auch Borgs Träume. ja, fast scheint es, als verfolgten wir jeden seiner Schritte, jeden seiner Gedanken vor dieser Aufführung. So sehr Borg im Mittelpunkt steht, so blaß bleiben die anderen Figuren, von denen wir zwar die Namen erfahren, aber kaum was mehr, zum Beispiel das Alter (doch ungefähr: der Regisseur ist weißhaarig). Es werden ausufernde Proben gezeigt, die den Leser eher ermüden, bis Borg wieder auftritt, der nicht richtig tickt und sich verabscheut. Man möchte ihm zurufen, nur Mut, dir passiert schon nichts. Doch das hilft nichts.

Einmal geht er mit der Kollegin Meder spazieren. Das läuft natürlich nicht normal ab. *»Er fragte sich verwirrt, ob er wirklich mit Meder der Schauspielerin unterwegs sei, ob hinter ihm wirklich die Ebene liegt und da vorne die Burg sich erhebt, ob das alles nicht nur eine Ausgeburt ist, die Phantasie des jungen Borg, der eine Schauspielschülerin durch den nächtlichen Stadtpark nach Hause begleitet. « Später* hat er die Halluzination, er hätte sie geschlagen.

Ich muß sagen, da habe ich schon ganz andere Manien erlebt, auch in der Literatur. Koneffkes Wahnbilder berühren mich kaum, da sie zu sehr konstruiert scheinen (wie die ganze Erzählung). Ich würde denn auch lieber lesen, wie der Wahnsinn über einen »Normalen« hereinbricht, der nicht so zum Verrücktsein neigt wie (naturgemäß?) ein zwergwüchsiger Darsteller. Man müßte mal David Bennent bitten, seine Memoiren zu veröffentlichen, um zu sehen, wie es wirklich in einem so geplagten Wesen aussieht.

Die Lektüre wird nicht gerade dadurch erleichtert, daß die Hauptfigur sich oft auf verschiedenen Zeitebenen bewegt. *»Er stürzte in die Gegenwart.«* Meines Erachtens wäre eine durchgehende Chronologie angebracht gewesen. Außerdem hätte ich gern mehr über die Schauspieltruppe erfahren und über Borgs Vergangenheit. Aber sicher ist das von einer Erzählung, die auch zeitlos ist, zuviel verlangt.

Am Ende erleben wir, daß die Premiere doch stattfindet. Ich hätte das offen gelassen, das hätte beunruhigender gewirkt. Es erschreckt einen dann auch kaum, daß dem Zwerg tatsächlich ein Buckel wächst.

Ich habe für die Lektüre dieser Künstler-Novelle weniger gebraucht als eine Nachtschicht, und ich bin mir nicht ganz im klaren, ob mich »Vor der Premiere« wach gehalten hat oder Tchibo, »John Peel's Music«, »Rockola« und »Take Two« mit alten Aufnahmen von Peggy Lee und Frank Sinatra. Auf jeden Fall würde ich mich trotz der angemeldeten Vorbehalte freuen, mehr von dem Debütanten zu lesen. Denn er kann was. Das merkt man. Im übrigen haben auch Zwerge mal klein angefangen.

Jan Koneffke: »Vor der Premiere«, Frankfurter Verlagsanstalt, ca. DM 28,-

Von Wolfgang Welt ist zuletzt erschienen: . »Peggy Sue«, Konkret Literatur Verlag, 1986, DM 18,-

Literatur-Konkret 1988, S. 88

Thömmes

Der Bartwal klagte

Jenseits ernährungswissenschaftlicher und sportmedizinischer Belehrungen versetzt »Lauf und Wahn« in Trance. Von Herrn Thömmes

Im Grunde halte ich Lauf-Freaks für meschugge: Dahintrabende Autisten, mit dem Blick ins Nichts, die keinerlei Lust an der Bewegung ausstrahlen. Ein trauriger Anblick für einen Freund des Balles, der das Spielerische schätzt, die Kommunikation des Doppelpasses, dem das gelegentliche Laufen immer nur Mittel zum Zweck war: das Spiel danach noch besser genießen zu können. jenen aber geht es um Überwindung, am toten Punkt weiterzumachen, den (was für ein Begriff) 'inneren Schweinehund' zu besiegen. Beim Münchner City-Marathon gab es drei Tote. Da müffelt Aufsteiger-Mentalität durch schweißnasse Leibchen: *»Laut New York Times schlüsselte sich das amerikanische Läufertum folgendermaßen auf: 83% hat Collegebildung, davon ist die Hälfte graduiert und wiederum deren Hälfte verdient im Jahr über 40.000 Dollar, fast fünfmal mehr als die statistische Kleinfamilie. Kaum Schwarze und Hispanics; von den wenigen, die mitrannten, versagten auffallend viele auf den letzten Kilometern mitten in* Harlem, *als hätte sie die Resignation eingeholt. «*

Etwas könnte mir die Läufer sympathisch machen: Am Abend vor dem Marathon treffen sie sich und verspeisen Unmengen von Pasta. Enttäuschung dann doch, denn es geht nicht um raffinierte Soßen, mit Farfalle oder Penne den Gaumen zu betören, sondern schlicht um Kohlehydrate, mit denen die Energiespeicher der Muskulatur gefüllt werden.

Es ist ja so angenehm, daß Günter Herburger mir die Vorurteile läßt. Auch nach 270 Seiten entsteht kein Bedürfnis, den Laufschuh zu schnüren. Trotzdem folgt man gern nach Moskau, Lissabon, Reykjavik, Rom, Istanbul, Hamburg, Athen und die anderen Städte, in denen der Autor auf zweiundvierzig oder mehr Kilometern Schweiß verströmte.

Doch »Lauf und Wahn« ist nicht einfach für einen wie mich, dem beim Lesen oft der lange Atem fehlt, eine Gabe, mit der Günter Herburger gleich doppelt bedacht ist: ein Marathon-Mann mit der Sohle ebenso wie mit der Feder. Er liefert keine Handlung, die Spannung erzeugt dadurch, daß man nach dem Ende giert, wissen will, wie die Geschichte ausgeht. Vielmehr wird eine Collage entworfen aus Landschaften, (häufig schmerzhaften) Empfindungen, Begegnungen, Funden (Fahrräder en masse, skelettierte Vögel usw.), Assoziationen, Trancen.

Und zwischendurch schweift der Langstreckler ab vom Kurs, beispielsweise zum niederländischen Maler Johannes Symoonisz (1589-1644). Hier zeigt sich, daß der Läufer nicht nur Fanatiker ist, sondern auch Fantast: Was ist wahr am Blick auf das Gemälde, ein Stilleben? *»Alles scheint für eine Allegorie arrangiert zu sein, doch sobald wir unsere Schärfe dem Deckel der Kanne zuwenden, seiner Wölbung, schnappt die Nummer der U-Bahn Richtung Olympiapark auf der Anzeigetafel herunter, und herein in den Tunnel rauscht ein Zug, als komme er aus dem Kannengriff. Die Station leert sich, nur das Mädchen bleibt zurück. «*

Begegnungen beim Training:

Frühmorgens an Neujahr winkte ein rauchender und trinkender Nichtseßhafter, der in einem wattierten Fürsorgeanzug steckte, mir aufmunternd zu. Neben ihm lag unter Plastikfolie ein erfrorener Kollege.

Das Terrain des Läufers:

Nasse, grüne Wiesen, aufgeteilt in rechteckige Polder, lagen 40 Meter unter dem Meeresspiegel. jeder Spatenstich förderte Wasser. Alle Kanäle stanken, doch Rosen in Beeten und Parks hatten wieder zu blühen angefangen, auch Schlehdorn schlug aus, Über der Ringweg-Zuid-Autobahn *brannte ab und zu ein Rembrandtlicht vor majestätischen Wolken.*

Die Torturen:

Aus dem Wundbett pochte es die Wade hoch, übersprang das Knie, das weiterhin arbeitete wie ein Luft ansaugender Kolben, da es dort um die Knochenkapsel ohne Fleisch wenig Aminosäuren zum Verzehr gab. jedoch im Oberschenkel brannte es, schoß zum Hintern, wich zur nächsten Niere aus, nie hätte ich geglaubt, so große Pein aushalten zu können. Ich weinte ein bißchen, weil auch viel Sauerstoff über die Augäpfel strich.

Warum das alles auf sich nehmen? Wegen der angenehmen *»Psychopathologie des Extremsports*«, weil *»körpereigene Kokaine im Stammhirn produziert«* werden und dieses vernebeln?: »*Aus dem Hypothalamus regneten Opiate, ein Gefühl, als schwebte ich durch mehrere Königreiche, deren hauchdünne Kulissen sich unablässig wiederholten.«* Und dann das sanfte Gleiten in Trance: »*Ich sang ein, zwei Stunden lang, Gruppen überholend, eine Fuge in Einzelteilen und, um Atem zu sparen, niederfrequent wie ein Bartwal, der, badend im Zeitmeer, staunte und klagte.* «

Solche Erfahrungen sind es wohl (von der Mode abgesehen), warum viele dem Laufen verfallen, und es ist gut, daß es dabei auch einen Schriftsteller erwischt hat, weil er so viel mehr und gänzlich anderes bietet als das Herkömmliche über

Trainingsmethodik, Ernährungswissenschaft und Sportmedizin. Da gibt es einen, der Einblick gewährt, der das Wahn- und Traum(a)hafte fühlen läßt.

In einem immerhin kann ich (Berliner!) die Leiden Herburgers teilen: die Welt ist voller Würste und Haufen, Haufen und Würste, wir leben beschleckt und angesprungen und halb verspeist (Der tut nix!) von Möpsen, Spitzen, Schäferhunden, Doggen, Bernhardinern, Dackeln und Dobermanns. Und das ist unsere gemeinsame Utopie: die hundefreie Stadt.

Günter Herburger: »Lauf und Wahn«, Luchterhand Literaturverlag, 1988, DM 32,-

Literatur-Konkret 1988, S. 89

Dagmar Ploetz

Nicht der leiseste Hauch von Laster

Anita Brookners »Heldinnen« sind die eher unauffälligen Frauen, von der Autorin in den etwas zerschlissenen Mantel der Würde gehüllt

Reisserischer als das Original - wie so oft - der deutsche Titel: aus Anita Brookners harmlosem »Family and friends« wurde »Tugend und Laster«. Und doch ergibt das - wie sonst selten - einen hintergründigen Sinn. Hatte nicht Dr. Ruth Weiss, jene Dozentin aus Brookners frühem Roman »A Start in life«, die mit vierzig erkennt, daß Literatur ihr Leben ruiniert hat, über Laster und Tugend (bei Balzac) gearbeitet, ohne selbst je ein anderes Laster als die Arbeit gekannt zu haben?

Anita Brookner, Dozentin für Kunstgeschichte in London, hat sich als spätberufene Erfolgsautorin mit Sorgfalt und melancholischer Ironie vor allem der (meist reifen) eher unauffälligen Frauen angenommen, die auf dem Markt der Eitelkeiten wenig zu bieten haben, von vitaleren, oberflächlicheren Geschlechtsgenossinnen schnell in den Schatten gestellt werden und allemal mehr zur Spezies der Beobachterinnen als der Handelnden gehören, wie die schriftstellernde Heldin in Anita Brookners bekanntestem Roman »Hotel du Lac«. Scharf gesehene und mit Witz beschriebene Mitmenschen sowie Kuriositäten aus dem Alltag ergeben den Hintergrund, vor dem diese in der Tugend der Selbstbescheidung geübten Frauengestalten Kontur gewinnen können.

In »Tugend und Laster« nun hat sich die Perspektive erweitert. Der Roman setzt mit der Beschreibung eines Hochzeitsphotos ein: Eine gutbürgerliche englische Familie im London der frühen zwanziger Jahre ist darauf zu sehen (der Klappentext allerdings verrät, daß es sich um Emigranten aus dem ehemaligen Habsburger Reich handelt). Die Erzählerin, die es ja wissen muß, fragt sich, was aus ihnen allen geworden ist, und was diese Augenblicksaufnahme schon von dem späteren Schicksal der Figuren verrät.

Da ist Mutter Sofka, die Industriellen-Witwe - sie hat die Würde gewählt, heißt es von ihr - die feste Vorstellungen von der Zukunft ihrer Kinder hat, die beiden schönen Mädchen Minn und Betty mit ihrem flehenden Blick, Lieblingssohn Frederik, ein Sonnyboy mit aristoflair, und der kleine Alfred, so brav, so gutwillig, so bemüht, es der Mutter recht zu machen; ein paar Tanten und Kusinen noch und dazu freundlich nichtssagende Männer. Recht harmonisch das Ganze. Und dennoch, scheint etwas das Verhängnis herauszufordern, liest man. Und erinnert sich an das Motto des Romans (aus dem Werther!), wonach Regeln (der Kunst, der bürgerlichen Gesellschaft) das wahre Gefühl von Natur und den Ausdruck desselben zerstören. Und ahnt, daß hier Entfremdung und Selbstentfremdung als Folge von Rollenzwängen schicksalhaft wirken werden.

Das Tempo aber, die Leichtigkeit und die Klugheit, mit der Anita Brookner dieses Drama in Szene setzt, ist staunenswert. Kapitelweise konzentriert sie sich auf eine ihrer Figuren, durchleuchtet deren Entwicklung, spürt ungenutzte Talente, ungelebte Wünsche, eingegangene Kompromisse auf. Anita Brookner hat von Virginia Woolf gelernt, doch wo ihre berühmte Kollegin minutiös jede psychische Regung, jeden Stimmungsumschwung, jede innere Verschiebung im Beziehungsgefüge registrierte, rafft Anita Brookner die Handlung, verkürzt, geht auf Typisches aus.

Immer dann jedoch, wenn ihr Hang zur Typisierung zu ermüden beginnt (fehlt doch das zeitkritische Element der Satire, überhaupt jede historische Dimension) - der charmante Nichtsnutz/das verklemmte Arbeitstier; das selbstsüchtige Weibchen/das enttäuschte späte Mädchen usw. - überrascht Anita Brookner dadurch, daß sie in einer Geste, einer Situation, einer Wahrnehmung, etwas davon aufspürt, was über das Klischee hinaus einen Typus erst ausmacht.

Glücklicherweise hat sie auch auf obligate Typen der Gattung Familiensaga verzichtet. Der tyrannische Patriarch fehlt ebenso wie sein urmütterliches Pendant, wie der Abenteurer und die echte femme fatale. Solche vitalen Wesen würden auch den zarten Schleier der Vergeblichkeit zerstören, der über all diesen Lebensgeschichten liegt.

Auffallender noch in diesem Zusammenhang: Anita Brookner duldet einfach keinen Macho in ihren Büchern, und käme er noch so gezähmt daher. Auch jedes begehrenswerte Mannsbild wird geistreich aber unaufhaltsam demoliert. Alle Menschen sind schwach, aber Männer ein bißchen schwächer.

So hat auch wahres Laster hier keine große Chance. Und die Tugend? Wenn sie doch stets vom Pech verfolgt zu werden scheint, so trägt sie zumindest einen Preis davon: die Autorin legt ihr barmherzig den etwas zerschlissenen Mantel der Würde um.

Anita Brookner: »Tugend und Laster«. Roman. Aus dem Englischen von Melanie Walz. Piper Verlag, 1988, DM 34,-

Literatur-Konkret 1988, S. 90

Annette Garbrecht

Eine letzte Umarmung, wärmelos

Die Briefe von Irmgard Keun an Arnold Strauss, entdeckt von dessen Witwe, sind eine der Geschichten, die das Leben der Literatur gerne verbittet

»Ich hab Dich lieb, aber mir liegt ein Dreck daran, Dich zu heiraten. So klug wie Deine Eltern und Verwandten bin ich schon lange - man hat nirgends Sinn für Boheme. - Solange sie erfolglos ist. - Aber wenn sie erfolgreich ist, wird man dort wie hier toleriert. Und findet selbstverständlich, was man sonst shocking findet. Ich würde mich lieber in einem deutschen Konzentrationslager totprügeln lassen, als mein Dasein dankbar und demütig an Deiner Seite zu Ende zu leben... Du kannst warten, Du brauchst nicht warten ... «

Er hat gewartet, der Empfänger dieses seltsamen Droh-Liebesbriefes. Buchmäßig gerechnet noch hundertdreiunddreißig Seiten lang. Brief um Brief ließ er sich küssen und beschimpfen, um Geld anflehen, viele kleine Alltagsgeschichten erzählen, sich Hoffnungen machen. »Sei doch so lieb und hab mich lieb.« Zum Schluß hatte er es nicht mehr, packte die rund dreihundert Briefe und Telegramme in eine Kiste, legte sorgfältig schwere Samtvorhänge darüber und heiratete eine andere.

Die Briefe stammen von der deutschen Schriftstellerin Irmgard Keun und sind jetzt von Gabriele Kreis herausgegeben worden. Ihre Entdeckung im Jahre 1965 in Norfolk/USA, als der Adressat, Arnold Strauss, schon tot war, ist eine Geschichte, die das Leben der Literatur gerne verbittet:

Marjory Strauss, die Witwe des Keun-Geliebten, fand sie im Keller des Hauses beim Ordnen des Nachlasses. Doch obwohl sie wußte, daß ihr Mann seinerzeit Briefe der deutschen Schriftstellerin bekommen hatte, ließ sie die sorgfältig gestapelten Bündel zunächst unangerührt - vielleicht, weil sie Schmerzliches ahnte. Erst zwölf Jahre später machte sie sich an die Lese-Arbeit - und stellte dann dem claassen-Verlag die Briefe zur Verfügung. Ihr Motiv verrät sie im Nachwort: Der Biograph Irmgard Keuns nämlich habe alle Figuren erwähnt, die damals in deren Überleben eine Rolle gespielt hätten. »Über eine Figur sprach er nicht und hat auch bisher niemand gesprochen, weil niemand von ihr wußte: Arnold Strauss.« Nun wissen wir von ihm. Wir wissen, daß der Arzt Irmgard Keun 1933 in Berlin kennenlernte. Damals war sie noch mit dem Theater-Regisseur Johannes Tralow verheiratet - ein Grund, warum das Liebespaar sich selten sehen konnte. Briefe traten an die Stelle, bald sogar hin- und hergeschickt zwischen den Kontinenten. Denn Strauss, Jude, emigrierte in die USA. Sieben Jahre dauerte die Brief-Geschichte, unterbrochen von kurzen Begegnungen und einem zweimonatigen Besuch Irmgard Keuns in Norfolk.

Irmgard Keun hatte, als sie Arnold Strauss kennenlernte, bereits einigen Erfolg gehabt. Vor allem mit dem »Kunstseidenen Mädchen« und »Gilgi, eine von uns« hatte sie sich ein Schriftsteller-Bewußtsein erschrieben. Ihre Flucht nach Holland Ende der dreißiger Jahre mag eine Mischung aus Sich-Bedroht-Fühlen durch die Nazis, zunehmender Behinderung ihrer schriftstellerischen Arbeit und dem daraus resultierenden Wunsch gewesen sein, dem Geliebten in die USA nachzufolgen. Tatsächlich aber kehrte sie 1940 illegal nach Deutschland zurück. Nach dem Krieg konnte sie nicht an ihre Vorkriegs-Erfolge anknüpfen. Sie starb 1982, völlig verarmt, in Köln, kurz nachdem ihre Bücher Ende der 70er Jahre wiederentdeckt worden waren.

Man lernt sie nicht unbedingt lieben durch die Lektüre dieser Briefe, heruntergeschrieben vor allem in Zeiten, in denen es ihr körperlich sehr schlecht ging (»Es ist furchtbar heiß, Liebes - ich bin matt und muß kotzen. Bevor ich kotze, küsse ich Dich.«), in Phasen des ungeheuren Schreibdrucks, wenn sie wenig Außenkontakte hatte, oder während ihrer regelmäßig wiederkehrenden Depressionen (»Bei Dir werde ich normal und gesund sein, soweit das bei mir möglich ist. So vollkommen normal werde ich wohl nie werden ... «).

Nein, kaum literarische Kostbarkeiten, nur hin und wieder kleine, flapsig-pointiert oder trotzig-nüchtern und witzig geschriebene Alltagsgeschichten: Rangeleien mit Verlegern, Szenen aus einem kleinen Dorf an der Mosel, wo sie sich hin und wieder zum Schreiben zurückzog, kleine Berichte aus dem holländischen Exil, wo sie mit Zweig und Döblin und vor allem mit Joseph Roth zusammentraf. Überwiegend aber Klagen, Krankheitsberichte, Selbstinszenierungen, Geldbetteleien.

Auf seine Briefe geht sie kaum ein (»Du bist ein faules Schwein, Arnold, Du weißt nicht, wohin Du gehörst.«), stattdessen schreibt sie gerade in ihren depressiven Phasen um ihr Leben und ballt dem Geliebten ihren ganzen Alltagsmüll vor die Füße, auch ihren ewigen Kampf mit dem Alkohol: »Man müßte« schreibt sie aus Ostende, »als Schriftsteller so viel verdienen, daß man mindestens in den letzten Wochen der Romanarbeit täglich 1-2 Flaschen *anständigen* trockenen Champagner trinken könnte. Da hätte man in dieser Scheißzeit die richtige Arbeitsstimmung und würde nicht krank.« - »Mindestens drei Monate lang will ich keinen Tropfen Alkohol mehr trinken, das schwöre ich Dir bei Deinem Leben.« Ihr eigenes möchte sie mit diesem Schwur lieber nicht aufs Spiel setzen.

Wie mag Arnold Strauss - und die Suche nach einer Antwort auf diese Frage macht den eigentlichen Lektüre-Sog aus - diese Briefe wohl gelesen haben? »Sei doch so gut und hab mich lieb« - eine klassische Double-bind-Formulierung, die ihn, welcher der beiden sich ausschließenden Aufforderungen auch immer er nachkommt, in jedem Fall ins Unrecht setzt. Oder, nach einem kurzen philosophischen Ausflug über den Begriff der Vollkommenheit, die scharfe Zurücknahme: »Es geht Dich ja auch eigentlich gar nichts an, was ich denke.« Was ging ihn dann etwas an, wenn nicht ihre notorische Geldnot und ihre Kleidungswunsche? Die sie dann, wenn er sie erfüllte, schon mal mit dem Satz quittierte, die von ihm geschickte Bluse sei zwar sehr nett, aber - leider, leider! - eben nicht aus reiner Seide...

Gabriele Kreis inszeniert um das Rätseln an dieser seltsamen Beziehung ein immer dichter werdendes Deutungsmuster, indem sie zwischen die Briefe eigene Interpretationssätze, historische Fakten, Zitate aus den Romanen der Keun oder aus dem Briefwechsel zwischen Arnold Strauss und seinen Eltern einfügt. Oder auch kommentarlos ehemalige Freunde von damals zu Wort kommen läßt, zum Beispiel mit dem Satz»Für sie (Irmgard Keun - A.G.) war es wohl vor allem eine sexuelle Geschichte.

Die allerdings, bemerkt Gabriele Kreis an anderer Stelle, kaum stattfand. »Die Briefe sind die Geschichte.« Die Geschichte, so stelle ich mir vor, zweier sich haarscharf an ihren Abfall-Kanten ergänzender Fiktionen: Er, der relativ brave, aufstiegsbewußte und fleißige Bildungsbürger, braucht sie, die flirrige, exzessive, kluge, aber auch leicht vulgäre Frau, als Projektionsfläche für seine ganz ungeordneten, unbürgerlichen Phantasien. Um gleichzeitig das, was den Reiz dieser Frau für ihn ausmacht, zu verleugnen und sie mit Beschützergeste auf etwas zurechtzustutzen, was sie nicht ist.

Besonders deutlich wird das in dem Brief, den er seinen Eltern während Irmgard Keuns Amerika-Aufenthalt schickt. Jahrelang hatte er den Eltern das Bild einer Frau mit großer literarischer Zukunft gemalt. Nun weiß er zu berichten, daß sie eine »phantasievolle Köchin« ist: »Eintopfgerichte mit Huhn« hat sie auf den Tisch gezaubert, »gekocht mit Paprikaschoten«, grünem Salat und Tomaten.«

Aber sie war eben nicht nur die reizende kleine »Irm« - wie sie die Eltern, ihre Furcht vor dem Verlust des Sohnes in eine erdrückende Umarmungsgeste umwandelnd, nannten -, sondern auch eine von Schreib- und Minderwertigkeitsängsten gebeutelte Frau, die dem Geliebten gesteht: »Es fällt mir tausendmal leichter, mit einem Menschen zu schlafen, als mit ihm zu leben ... « Für die Phantasie, es möge anders sein, brauchte sie Arnold Strauss.

Sieben Jahre lang hielten die beiden an ihren Projektionen fest. Auch, als Irmgard Keun über einen längeren Zeitraum mit Joseph Roth liiert war, wollte Arnold Strauss diese Tatsache offensichtlich nicht aus ihren Briefen herauslesen.

Erst später hat er Briefe und Geld-Zahlungen eingestellt. - Und ihr nach dem Krieg, als Antwort auf einen Brief von ihr, ein wort- und grußloses Care-Paket geschickt. Eine letzte wärmelose Umarmung.

»**Irmgard Keun**:

»Ich lebe in einem wilden Wirbel«. Briefe an Arnold Strauss 1933-47. Herausgegeben von Gabriele Kreis und Marjory S. Strauss, claassen-Verlag, 1988, DM 39,80

Literatur-Konkret 1988, S. 92

Johanna Wieland

Wort-Kannibalin

Die Ost- und West-Berlinerin Katja Lange-Müller hat ihrer Bachmann-preisgekrönten Erzählung das Motto gegeben: Geh aus mein Herz und suche Streit

Immer allein reisen, immer auf alles selbst aufpassen. Nie sagte einer oder eine, das war - wenigstens in dem Zusammenhang - ja nun auch egal: Hast Du deinen Mantel, Schatz? Vergiß bitte nicht die italienische Sonnenbrille, die ich dir Weihnachten schenkte. Aber Anna, die Unabhängige Autonome Republik Anna Nass, wie sie sich gerne nannte, hatte alles selbst so gewollt. Hatte nicht früh genug entkommen, entrinnen, entlaufen können ... « Das hat sie nun davon. Anna, die unrettbar unglückssüchtig und selige, abtrünnige, alternde Anna Alkohol läuft, nein stürzt, durch Berlin-West: der denkbar schlechteste Ort auf der Welt für eine »Ur-Ost-Berlinerin« - und doch der einzig denkbare. Anna hat den »Wechsel der Welten ohne die Stadt zu verlassen« hinter sich - und nun sehnt sie sich. Wohin? Nicht zurück in den Osten und nicht hinein ins Hier und jetzt des Westens. Berlin-Ost und Berlin-West: beides keine Orte zum Leben für eine, die darüber nachdenken muß, ob es einen »Plural von Heimat« gibt, und deren Name lautet: »Unterwegs. Nachname Unterwegs, Vorname Unterwegs.« Dies alles, so oder so ähnlich auf die bloße »Geschichte« reduziert, klingt schwermütig schwerblütig tragisch deutsch: Flucht von Deutschland nach Deutschland plus dazugehörender Identitätskrise und so weiter. Katja Lange-Müllers Erzählung ist aber weit entfernt von tiefsinnigem Grübeln übers deutsche Schicksal: »Kasper Mauser oder die Feigheit vorm Freund« ist im Gegenteil eine ätzende Satire, deren Motto die Autorin gleich mitliefert: »Geh aus mein Herz und suche Streit« - im real existierenden Sozialismus genauso wie im real florierenden Kapitalismus. Katja Lange-Müller ist Meisterin im Fach Existential-Groteske. Wie bitter-bissig sie die (verzweifelt/schwiemelig/selbstmitleidigen) Zustände des menschlichen Innenlebens, gemeinhin »Seele« genannt, zu beschreiben weiß, hat die Berlinerin, die 1984 in den Westen wechselte, mit ihrem Debut, dem Erzählband »Wehleid - wie im Leben« (S. Fischer Verlag) bewiesen.

Anna, eher autistisch als autonom, vor allem aber »melancholerisch«, ist nicht allein. Ihr zur Seite gestellt hat die Autorin zwei weitere groteske Lebensdilettanten, mit ähnlichen Blessuren, mit einer ähnlichen Sehnsucht: Nicht nur nach einem anderen Staat, sondern auch nach einem anderen Ich. » ... da er immer noch lief und lief, weiter und immer weiter weg, weg hier, weg hier, weg, bloß weg, auf und (wer kommt) davon (?) und schon längst nicht mehr und noch lange nicht wieder - um sein Leben ... « Es sind dies Rosa Extra, Schriftstellerin, »Elefant terrible«, Annas »Busenfeindin« in Ost-Berlin und Jürgen Amica Hermann, »Adoptivsohn einer Mulattin und eines Mestizen, schlitzäugiges Schlitzohr, sprachlos, schwarz, schwul, linkshändig und aus dem Osten ... kurz der mit den besten Karten.« - Ein wahres Trio infernal mit einem, wie die Ärzte es zu nennen pflegen, »Verwahrlosungssyndrom«, und quer zu allen sozialen und gesellschaftlichen Ansprüchen, hüben wie drüben. Sie sind »säuberlich« getrennt durch den antifaschistischen Schutzwall, diese die »pubertären Sehnsuchtsphantasien beflügelnde« Mauer.

Eine gemeinsame, kontinuierliche Geschichte gibt die Autorin ihren Protagonisten nicht. In achtzehn kleinen, bizarren Miniaturen, mit wunderbar absurden Überschriften wie »Auch Bankiersgattinnen haben nichts zu verlieren als ihre Ketten«, wirft Katja Lange-Müller Schlaglichter auf die (wie es in den Feuilletons heißt) psychosoziale Befindlichkeit dieser Anti-Helden. Sie tut dies mit schönen, pointierten, literarischen Bildern, die das in abertausenden von Texten flachsinnierte Problem »Identitäts-Verlust des Menschen im ausgehenden 20sten Jahrhundert« nicht nur erträglich, sondern neu und spannend machen. - Anna, die ihr Heil in der Flucht nach vorn sucht, findet sich im Westen wieder »als ein zerfleddertes, undefinierbar nach sonstwas müffelndes Postpaket, vielleicht eine Art Kiste der Pandora?, voller atmosphärischer Störungen, nervöser Lähmungen, apathischer Zuckungen, hysterischer Tentakeln und Kriechströme, hin und herpendelnd zwischen Her und Hin, Adressant wie Adressat unbekannt oder verzogen nach dort ... «

Rosa hingegen lebt im Osten der gleichen Stadt in »diesen Zuständen des Gelangweiltseins«, deren Steigerung nur »vollends langweilig« sein kann. Sie allerdings ist überzeugt, daß sich nichts ändert, wenn sich alles ändert. Deswegen bleibt sie, wo sie ist, und. haut nicht ab in die Sonderangebotswelt »drüben«, die »Dich aufweichen wird wie der Schnee vom letzten Jahr eine verlorene Pappnase an Sylvester.« Schnapsnasig sinniert sie über ihren Widerstand auf verlorenem Posten - der trotzdem ihr einziger Überlebens-Ort ist: »Frage ich mich, warum ich bin, wo sie mich nicht wollen, pflege weiter mein Kohlhaase-Syndrom und spiele Fingerhakeln mit der Macht, verteidige unermüdlich mein Territorium, mein kleines Reich, meine Platzangst im Schatten, schreibe noch ein Buch, das hier keiner druckt und dort keiner liest, todesmutig, zu feige zu leben ... «

Bleibt noch Amica, mehr als die beiden Frauen der geborene Verlierer, das »Verkehrsunglück« von Geburt an. Amica, der »faule Zauber einer Nacht«, und, folgerichtig, Problemkind im pädagogischen Würgegriff von Spitzenlehrkräften und Pionierleitern; Amica quer zum Entwurf der Normfigur einer allseits gereiften sozialistischen Persönlichkeit, » ... stattdessen ausgestattet mit einer heftigen Liebe zu den Poesien falscher (vielleicht künstlicher?) Orthographie« und über-identifiziert mit Jakob Wassermanns »Caspar Hauser«. In diesem Roman aus dem Jahr 19 08 beschreibt der expressionistische Dichter die Lebensgeschichte des Kindes Caspar, das an der Lieblosigkeit seiner Um-Welt zugrunde

geht. Jürgen Amica, dem nichts, aber auch gar nichts glücken will in seinem DDR-Lebenslauf, weil ihn »Lust & Kraft, immer so ziemlich von vorn herein, hintereinander, im Gänsemarsch verlassen«, entläßt sich schließlich selbst: »Verehrte Genossen, liebe Freunde! Ich bin jetzt schon seit vielen Jahren linkshändiger Legastheniker in Weimar... Blöde ist bloß, auch ich, kann nicht verreisen, ohne mich. Ohne Ehre, ja, und ohne ein Gewissen, aber mich, mich werde ich, wohl mit rübernehmen müssen.« »Der Mann, der das schöne Max Frisch'sche Ding gemacht hatte: untertauchen und wieder auf als ganz wer anderer.« - Jürgen Amica versucht es jenseits der Mauer; er treibt das Verweigerungs-Programm hinein in die Perfektion, wird zum stummen, tauben, unalphabethisierten, verkommenen, vollends autistischen »Kasper Mauser« im Dickicht der Metropole. In seinem Namen klingen Assoziationen an zu Jakob Wassermann, zur Kasper-Puppe, zum Suppenkasper, zu Brecht/Müllers »Mauser«, zur «Mauser der kanarischen Vögel, der Pistole gleichen Namens ... «. Klar ist, daß sie sich treffen müssen, diese zwei verlorenen Verlierer unterm knallroten Säufermond West-Berlins , daß sie es miteinander versuchen: einer sei des anderen Stütze. Und klar ist, daß es nicht gut gehen kann, weil jeder der beiden flieht vor der Flucht, vor allem aber einer den anderen. » ... immer diese brutpflegeinstiktiven, mutterkartoffelneurotischen Krampfkämpfe um unwürdige Gegner, gnadenlose Narzißten, die es nicht mal schaffen, ihren Ekel vor dir zu verbergen - vor dir, wenigstens solange du sie *fütterst* mit Kohle, mit Shit und mit Torte, bis du nichts mehr hast, nur noch deine nach Masochismus stinkenden Innereien, die aber verschmäht werden, und den klebrigen kleinen Hohlmuskel in deiner schmerzhaft geschwollenen Brust, dein einsames, ängstliches Eierschalensalatherz - keiner will es. Und weiter geht das Leben - deins: Schnaps und Kippen und zweimal täglich Hackepeterschrippen.« Anna bleibt zurück. »Es wurde ihr schlecht vom Denken, elend bis in die lackierten Fußnägel«, ersoffen im eisgekühlten Aquator-Aquavit und »halb ertrunken im Selbstmitleid«.

Doch da sei die Sprache vor, daß sie fällt und sich gefällt im larmoyanten Heimat-und Liebes-Gejammer zwischen Deutschland-Ost und Deutschland-West. Katja-Lange-Müllers Sprach-Anarchismus (freilich ein genau kalkulierter, zuweilen ziselierter) konterkariert dieses Selbstmitleid, dem alle drei Figuren immer wieder genüßlich - »Hauptsache es geht nicht!« - anheimfallen, mit Hohngelächter. Das Buch ist, in alter Verzweiflung, beißend komisch. Mit kichernder Lust nähert sich die Autorin »der Sprache«; denn auch die ist für Katja Lange-Müller kein Zufluchtsort; Worte, Sätze, Literatur sind alles andere als der authentische, mit sich einige Ausdruck der »Wirklichkeit«. Anna Nass, die aus dem Osten in den Westen gefallene Südfrucht, liebt sprachliche Ambivalenzen, »die sammelte sie sogar« - und bringt den deutsch-deutschen Sprachen-Mix zum Tanzen, in diesem Zwischenraum zwischen Ost und West, zwischen Abschied und Ankunft. Nicht los-, nicht an- und doch davongekommen ist Katja Lange-Müller einsprachig-zweisprachig, (noch) unidentisch in der Schwebe zwischen dem kulturell-sprachlichen Konsens: nicht Ost; nicht West. Wie ihre Figuren probt die Sprache Katja Lange-Müllers den Aufstand in der grotesken Verwahrlosung. Sprachliche Fertigteile, die der bizarr-ironischen Kollision anheimgegeben werden können, hat sie genug gesammelt, im Parteibonzen-Sprechblasen-Jargon der DDR (vom »antifaschistischen Schutzwall« bis zur »Sumpfgrube des Imperiums Klapptalismus«), genauso wie im Westen, der ja bekanntlich die beste aller möglichen Welten ist; bei ihr wird er allerdings unversehens zur »allerbesten Wegwerfgesellschaft«, garniert mit »befremdlich gleichmäßig gewachsenen, rührеigelben Bananen.« In banal-griffigen Parolen - seien sie nun vom Polit-Büro oder von kapitalistischen Werbeagenturen ausgegeben - setzt sich die Essenz der jeweiligen Gesellschaftsordnung ab. Aufgespießt liest sich das so- »Suizid? Nie war er so sinnlos wie heute!« und »Fernsprechämter aller Länder vereinigt uns!«

»... aus allen Poren zischt und dampft die Wut. Zyklopenäugig, visionenhell, fernglasklar, mikroskopisch genau, messerscharf .. « Es ist die Wut, die Dreistigkeit der Wort-Kannibalin. Denn nur dem genauen, dem sezierenden Blick fällt ja auf, was in alltäglichen (gesamtdeutschen) Wort-Kombinationen wie »feind-selig« und »groß-gezogen« steckt. Sie läßt sich vom Klang der Worte (ver-)führen zu bissigen Kalauern, zum (fast) dadaistischen Wort-Unsinn (von Existenz zu »Ächsistenz«), zum Buchstabensalat (»Mappi und Pammi«, »Eirich Hornickel und Schilli Woof«). Sie (er-)findet den »Unterbrechreiz«, die »Wozukunft«, das I-£ben »in der Zweifelsfalle« und den »Zähzorn«. Ihr klingen Wolf Biermannscher Tief- und Peter Maffayscher Flachsinn ähnlich. Sie sind Material. Schlagerbruchstücke und deutsches Liedgut, zusammen mit dem Kitsch der Volksweisheiten die beste Hintergrundmusik für einen absurden rhethorischen Tanz. »Blende acht/die Sonne lacht /Wir Fotoamateure aus'm Osten/ sind immer auf'm Posten.«

Dies sind die - vergleichsweise - harmlosen Lach-Lichter im Text. - Auf die Schreib-Haltung kommt es an. Und die ist subversiv, denn sie versucht genau da Sprengsätze der Komik anzusetzen, wo sich Autorität, Macht und Ideologie in der Sprache - »Sklavensprache« - zu verfestigen suchen. Deswegen ist, kann Katja Lange-Müllers Sprachoper für viele Stimmen nicht »schön« sein. Das ist nur die domestizierte Literatur der Sprachmächtigen, der Sprachbeherrscher. Der Ton ist schnoddrig; der Fluß des Textes irritiert (und für den Leser irritierend) mit Doppeldeutigkeiten, parodistischen Einlagen, Kalauern, traumartigen Passagen und hermetisch-poetischen, ja beinah mythischen Bildern aus der Inneren Mongolei, wo die Autorin ein Jahr lang gelebt hat. Keine Feigheit vor der Sprache; in Katja Lange-Müllers großer Erzählung scheint deshalb etwas auf von einer »neuen, unbekannten Lebendigkeit«, die ein, wenn auch ungleich sanfterer Sprachtraumtänzer, nämlich Robert Walser, in der deutschen Sprache vermutet hat.

Mit ihm, dem so Ungleich Gleichen, teilt die Berlinerin die Trauer, die Melancholie, spürt »die Tentakeln eines ertaubten Schmerzes«, die in jeder wirklich herz-zerreißenden Komik stecken. Beide sind verzweifelte Humoristen. Nur noch Lächeln, Lachen, Gelächter bleiben, um Fremdheit, Verlust und Angst auszudrücken. Das groteske Spiel mit den Worten ist Tarnkappe, Notwehr und Schutzwall zugleich gegen den Angriff der »Realo-Wirklichkeiten« auf die Individuen. Kasper Mauser stottert, ängstlich und zugleich von der komischen Ambivalenz seiner »Entdeckung« berührt, den Satz: »Macht macht nichts.«

Katja Lange-Müller:

»Kasper Mauser - Die Feigheit vorm Freund«, Kiepenheuer & Witsch, 1988, DM 19,80

Von Johanna Wieland (Hg.) erscheint jetzt: »Nordsee in Not. Greenpeace Report 4*«,* rororo aktuell, ca. DM 9,80

Literatur-Konkret 1988, S. 94

Ruth-Esther Geiger

Männer sind Krieg

Anna Rheinsbergs Geschichten über einsame, abhängige, bindungsunfähige, gewalttätige Kerle sind traurig, manchmal zum Lachen, aber nicht erschreckend

»Alle Männer heißen Hans.« - Man wüßte aus Ingeborg Bachmanns Prosa, aus ihren Gedichten, was sie damit meinte. »Männer sind alle krank.« - Sagte sie in einem Fernseh-Interview: Anna Rheinsberg, die jung, wie sie ist, schon sehr viele Bücher geschrieben hat, hat ein neues veröffentlicht: »HerzLos. Kerlsgeschichten« -, und der letzte Satz, zugleich der Endsatz eines Notates, das den Erzählungen als intentionales Nachwort angefügt ist, heißt: *»Krieg ist ein Gedanke, der nicht ausgesprochen werden, nicht in Verdacht geraten darf, ein Mann zu sein. So einfach, so unerträglich ist das. «*

Übersetze ich die elegische Sprache des »Notates«, in dem Anna Rheinsberg viel über Hintergrund und Absicht ihres »Kerls«-Bändchens sagt, dann steht da: Die Idee des Krieges in den Köpfen der Männer hat ihre Neugier geweckt. Während sie an den Geschichten schreibt, hat sie, die bisher Frauen liebte, sich mit zwei Männern zusammengetan. Zum Zwecke des Studiums. Sie schreibt also, lustlos, wie sie sagt - aber nicht mutlos.

Sie empfindet sich als Seismograph des Männlichen, des Kriegerischen. Die Zeit steht dabei seltsam still, sie hätte, wie sie zugibt, lieber wie in den Jahren zuvor eine Frau lieben sollen. *»Es ist eine zähe Arbeit, sie hat wenig Freude. Denn nun tat sie, was sie nie hat tun wollen: Sie stellt den Mann in den Mittelpunkt der Welt. Es geht ihr schlecht von der Hand. Sie hat Ideen. Aber sie weiß nicht, wie Abstand halten.«* Hätte sie auf ihre Freundin hören sollen? Die hatte ihr bald nach Beginn des Projektes, ungefähr Folgendes gesagt: Laß die Finger davon, Anna. Das macht doch keinen Spaß! Du schreibst über sie, und am Ende merkst du, sie sind alle gleich.

Sie wußte es schon, und trotzdem hat sie nicht über einen als Paradigma, sondern über alle, die ihr wichtig waren, über so viele Kerle geschrieben. Wie? So wie man das macht, wenn die Lebensgeschichten zwar verschieden, das Gemeinsame aber in der Reaktion auf eine Frau liegt: man schafft einen Ton, der sie in der Beschreibung ihrer Unterschiedlichkeit gleich macht. Der Ton ist sehr wichtig in allen Geschichten Anna Rheinsbergs, er wird fast überall durchgehalten, er schafft eine eindringliche, einspinnende Melodie, die mich mal fasziniert, mal abstößt, aber nie - trotz seiner Ironie - befreit lachen läßt. Es liegt etwas Runterziehendes in dieser literarisch oft sehr gekonnten Umarmung.

Kerlsgeschichten - ihr Inventar: Magersüchtige, grünäugige Mädchen. Sich fett fressende Mütter, Jungs: unvermeidlich durch ihr Verhältnis zum - eigenen - Pimmel bestimmt. Mal ist er süß und klein, mal halten sie ihn fordernd vor den Frauenmund, ein andermal vergewaltigen sie reihenweise junge Mädchen.

Was bleibt, nach dem Lesen, nach dem Wirkenlassen dieser gleichklingenden Beschreibungen, ist eine Stimmung. Zu viele Männer, zu viel Einerlei: Gedrücktes, Ungesagtes, Runtergeschlucktes, Verkrüppeltes. Wo ist die im Klappentext angekündigte Faszination der Autorin, die sich mit dem Schrecken über das Männliche brechen müßte? Sie müßte sich doch übertragen? Ich spüre nur die Langeweile, eine zu große Nähe ohne ironische Distanz - wozu auch Selbstironie gehörte.

Die Autorin, Forscherin im Zoo des Maskulinen, ist weder wirklich berührt, verletzt durch den Mann, noch kann sie ihn aus dem Abstand sehen. Sie liegt mit ihm im Bett, dabei schon den Bleistift gespitzt. In der Geschichte über den *»Deserteur«* benennt sie diese Haltung: *»Er küßt, hierin ist er unermüdlich, voll Liebe und Sanftheit. Sein Rücken, dünn und ein wenig gekrümmt: das ist der au/rechte Gang. Sie notiert, spricht aber nicht davon. Warum ihn kränken? Sinnlos, da er ja doch nicht wüßte, wie antworten. Wozu.«*

Die stilistische Mischung Anna Rheinsbergs aus Pathos, wirklicher Poesie, Lakonischem bis Plattem (das Berlinische wird plötzlich mit dem südlichen »eh« kombiniert) war für mich faszinierend bei fast allen Geschichten ihres Bandes »Wolfskuß«. Hier, wo die Geschichten in ihrer Struktur ein ähnlich aufregendes Muster wie die Norddeutsche Tiefebene bilden, ist sie irritierend, im Sinne von störend.

Die Haltung von Anna Rheinsberg erinnert mich an Patti Smith, die Poetin des Rock. Erst sang sie pathetisch-poetisch, dann vögelte sie mit ihrer Gitarre, und dann zerschlug sie sie öffentlich. Das, was wild und spontan sein sollte, wirkte absichtsvoll, einstudiert - und zitiert. Bei Anna Rheinsberg bleibt die Präsentation, trotz Anleihen bei Bachmann, Fleißer und einigen Damen der 20er Jahre, was ja erlaubt ist, eigen und originell. Auch wenn sie Geschmackssache ist. Aber Stil entfaltet sich erst, wenn Haltung und Auswahl des Gegenstandes stimmen. Wenn die Haltung so scheinbar abgeklärt und der Gegenstand - hier Mann - so spürbar einengend für die Autorin ist, wird die Erzählweise zur ermüdenden Attitüde.

Neben der Langeweile, die sich als Stimmung breit macht, geschieht noch eine andere Verärgerung: man fühlt sich überfüttert mit Künstlichkeit, mit hohem Ton, der einem durch seine sarkastisch-prosaischen Brüche fast einlullt und von der Frage, die man sich kaum zu stellen wagt, ablenkt: Was, in Gottes Namen, will sie denn erzählen? Man möchte die

Geschichten manchmal schütteln wie ein Kaleidoskop, das Muster zerstören, das Leben rausholen, sie vom Kopf auf die Füße fallen lassen.

»Männer sind Krieg«. Das ist kein neuer Gedanke. Ingeborg Bachmann hat ihn empfunden, jüngst hat Jutta Heinrich ihn formuliert, davor Helke Sander zum Beispiel. Wenn Frauen das so empfinden, welche Konsequenzen ziehen sie daraus? Anna Rheinsbergs Geschichten machen die Männer, die sie beschreiben, uninteressant und überflüssig. Vielleicht ist es das, was die Autorin wollte.

Anna Rheinsberg: »HerzLos. Kerlsgeschichten«, Luchterhand Literaturverlag, 1988, ca. DM 22,80

Von Ruth-Ester Geiger ist zuletzt erschienen: »Wenn die Liebe losgeht. Erinnerungen an das erste Mal«, Rowohlt, 1986, DM 8,80

Literatur-Konkret 1988, S. 95

Diedrich Diederichsen

Generación de 98

Der Spanier Miguel de Unamuno gehört zu jenen europäischen Schreiberdenkern, die außerhalb ihres Landes völlig unbekannt sind

In einer alten Nummer von »Mad« wurde das Problem so dargestellt: Pubertierender Junge in seinem Kinderzimmer, noch Wimpel, aber schon Poster an der Wand, stellt sich die Frage: Woher eigentlich weiß ich, daß ich ich bin? Im nächsten Bild: woher, daß ich existiere, möglicherweise bin ich nur eine Einbildung? Wer oder was bin ich wirklich? Im dritten Bild sehen wir die Mutter, in der Küche, selbstvergessen abtrocknend: Joey, bist du in deinem Zimmer? Pause. Joey: Ich weiß nicht, Mama?

Seit Calderóns Nationaldrama »Das Leben ein Traum« weiß man von der besonderen spanischen Affinität für ontologische Zweifel. Daß das barocke Thema vom Leben als Bühne (von dem es zum Individuum als Protagonisten eines göttlichen Traumes/Romans kein weiter Weg ist) sich in der spanischen Kultur nicht nur über dreihundert Jahre halten konnte, sondern der literarischen Avantgarde des 20. Jahrhundert als Vehikel für die spezifisch spanische Definition des Modernen Romans diente, ist nichts Besonderes in einem Land, dessen zweite Moderne, die »generación de 27«, u.a. und zurecht verkünden konnte, Spanien brauche keinen Surrealismus, die Metaphorik des Volkslieds, das spanische Alltagsbewußtsein sei von jeher surrealistisch gewesen.

Die «generación de 98«, benannt nach dem Datum der Niederlage Spaniens im Krieg gegen die USA und damit dem Verlust der letzten Kolonie, der Unamuno angehörte, die als literarische Bewegung sowieso diffus, widersprüchlich und bis zur Unübersichtlichkeit heterogen war, aber auch in den einzelnen Künstlerbiographien noch sehr viel mehr Nationalidiosynkrasien zu bieten hatte, unter anderem auch, weil ihr Verhältnis zu besagten Themen-Traditionen nicht eindeutig affirmativ war, wurde im Gegensatz zu ihren berühmten Nachfolgern wie Garcia Lorca, Guillén, Alberti (noch am Leben und politisch aktiv) oder Vicente Aleixandre (Nobelpreisträger 1976) außerhalb Spaniens nie besonders genau oder liebevoll zur Kenntnis genommen geschweige denn gelesen, obwohl ihr mit Azorín, Pio Baroja, Valle-Inclán, im weiteren Sinne auch Ortega Y Gasset und eben Unamuno einige der merkwürdigsten und besten europäischen Schreiberdenker des Jahrhunderts angehörten.

In Deutschland kann man seit drei Jahren die Werke des von mir über die Maßen geschätzten Valle-Inclán in Ausgaben des Klett-Cotta-Verlages lesen, wofür diesem Verlag zwar zu danken ist, aber nur, wenn man ihn vorher für das FAZ-Magazin-Layout (neckische Initialen, nostalgische Schriftsetzer-Mätzchen, Karikaturen der handelnden Personen als possierliche Schattenrisse) verflucht hat; letztes Jahr wurde der P.S.-Verlag Peter Selinka initiativ, als er Unamunos »Abel Sanchez« veröffentlichte, jetzt folgt »Nebel« (»Niebla«), das bekannteste von Unamunos Büchern, der moderne Roman Spaniens, der Jahre vor Pirandellos Personen, die einen Autor suchen, einen Autor ins Gespräch mit seinem Helden verwickelt, in dessen Verlauf der vom Autor zum Tode verurteilte Protagonist diesem androht, daß auch sein Gott aufhören werde, ihn zu träumen.

Und so kam es auch. Unamuno und Valle-Inclán, schon durch ihre Nachnamen in jedem ordentlichen Bücherschrank Nachbarn, starben ihre mehr oder weniger natürlichen Tode im Jahre 1936, bevor sie den Rückfall in neue finstere Jahrzehnte erleben konnten, hatte ihr Gott ausgeträumt. Bei Professor Unamuno, seit Sommer 36 in Salamanca unter Hausarrest, sogar exakt am 31.12.1936. Dreißig Jahre vorher hatte er eine neue Gattung erfunden, die nivola, was eine Verballhornung von novela, das spanische Wort für Roman sein soll, das in der vorliegenden Übersetzung zuweilen korrekt als Roman, dann aber auch wieder unnötigerweise als Novelle wiedergegeben wird; eine groteske neue Gattung, eine angemessene Abart des Romans, angesichts der allgemeinen Bewußtseins- und nationalen Identitätskrise, wie Valle-Incláns »esperpentos«, eine neue dramatische Farcengattung, die dieser im avantgardistischen Überschwang begründet haben wollte, eine Abart spanischer Bühnentraditionen.

Dies ist z.B., eine sehr anregende Besonderheit der 98er: Ihr unbekümmertes Erfinden, das sich im Gegensatz zu ihren mitteleuropäischen Avantgarde-Kollegen nicht gegen einen herrschenden literarischen Geschmack, gegen ein vorhandenes kulturelles Establishment wenden mußte und wollte, also auch nicht das Stigma des Niveaus der Gegner aushalten mußte, Sich vor allem über einen Kampf und eine Gegnerschaft definierend (und nur allzu oft sich darin erschöpfend). Die 98er empfanden sich als Begründer eines neuen Skeptizismus, der weniger mit irgendetwas sympathisierte als so viel wie möglich anzweifelte, damit der Haltung, die man in den 60er Jahren Non-Konformismus nannte, nahekommend, die vorsichtshalber, aber mit Grund sich über seine so fundamentale Gegnerschaft (auch gegen alle organisierten und professionellen Gegnerschaften) definiert (»Gegen dies und jenes« heißt z.B. bezeichnenderweise ein berühmter Essay von Unamuno), daß ihre Vertreter allein dastehen müssen. Was dann auch bei Unamuno wie bei Valle-Inclán zu einer Ethik des Starrsinns führt, die sich dann wieder auf die anderen großen Traditionen des Landes wie den Stolz und den Quijotistischen Irrsinn stützen durften. Doch war ihnen ihr Skeptizismus gegen neue wie alte Zeiten, gegen Europäisierung wie gegen den

Status Quo kein bürgerlicher Luxus: Valle-Inclán kämpfte für seinen Glauben an eine Idee von Aristokratie (und verlor im Duell einen Arm) wie für seinen Sozialismus (die drei größten Menschen seien Jesus, Mohammed und Lenin), und Unamuno ließ sich während der Diktatur Primo De Rivera nach Frankreich verbannen und später von den Franco-Truppen unter Hausarrest stellen.

Nicht wenige haben, dennoch zurecht, darauf hingewiesen, daß dem Zweifel an der Existenz des Individuums, des Subjekts und seiner Reichweite/Rechte die Zweifel an der Existenz Spaniens vorausgingen. Der Nebel, so Unamuno später, sei der Nebel über Spanien, ja Europa, dem Universum gewesen, der sich zwar gelichtet hat, aber was er freigab, war nicht erfreulicher.

Durch den vielzitierten Nebel kann der Leser undeutlich das Gerüst der Handlung ausmachen: Augusto verliebt sich in Eugenia, entdeckt die Liebe schlechthin, verliebt sich in jedes weibliche Geschöpf, entdeckt, zum Leben schlechthin erwacht zu sein, das ja auf Seite eins des Romans begonnen hatte, und fährt nach einigen Rückschlägen in der Liebe mit Selbstmordabsichten zum Autor Unamuno nach Salamanca, um diesen zu seinen, in früheren Büchern publizierten Thesen zu Liebe und ontologischem Zweifel zu befragen. Dort erfährt er jedoch, daß seine Tage gezählt seien, denn jetzt, wo er sich in diese Verzweiflung manövriert hätte und mit Selbstmord die Zuständigkeit des Autors für sein Schicksal in Frage stelle, ist er für diesen logischerweise nicht mehr tragbar. Der Erfinder einer Figur kann diese nicht mehr gebrauchen, wenn sie droht, sich selbständig umzubringen. Daß das Subjekt des Textes in diesem eines Tages nicht mehr das Sagen haben könnte, ist die Angst des Autors Unamuno, der doch gleichwohl größte Sympathie zu seinem Augusto entwickelt, der durch die Liebe zum Leben erwacht, darin das Sagen haben will.

Über dieses Problem, das in der Frage gipfelt, wer eigentlich wen träume, a) im Traum, b) im Roman und c) in der Wirklichkeit (das Subjekt den Traum oder der Traum das Subjekt) legt Unamuno eine Fülle von amüsanten Kurzparadoxa, Lehrfabelchen, ja Denksportaufgaben, wie es die spanischsprachige Literatur von Gracián bis Borges in einem in unserem Sprachraum unbekannten Maße, liebt, die in unterschiedlicher Distanz um die Nöte des Subjekts/Autors kreisen, das einem endlosen Welt-am-Draht-Modell entsprechend, nun mal nach unten nicht die Kontrolle verlieren will, aber andrerseits über sich keinen Kontrolleur wissen; denn so ist es gebaut, unser europäisches Subjekt.

In diesem Fall müssen wir aber auch an die politischen Nöte von Unamuno denken, der ja nicht von ungefähr Autonomien und Autonomismen durchtestet, während sein Land sich nicht zwischen Afrika, Europa und Mittelalter entscheiden kann. Der spanische Anarchismus war ja eine merkwürdige Verschmelzung aus gewerkschaftlich organisierten Anarcho-Syndikalismus, der auf seinem Höhepunkt die große Mehrheit der spanischen Arbeiterklasse und fast 50% der Bevölkerung hinter sich hatte, und einem sozusagen proletarisierten Individual-Anarchismus, derzufolge jeder ein Philosoph ist.

So auch Eugenias Pflege-Vater, der sich mystischer Anarchist nennt, was ihn, Sinnbild der berühmten Madrider Schwätzer-Szene der Zeit, vom Handeln entbindet, und der mithilfe des Esperanto die Welt befreien will. Er lehrt seinem Mündel den Feminismus, allerdings nur um darauf hinzuweisen, daß dies keine Erklärung für die Schwierigkeiten sei, die Augusto mit Eugenia habe (wie ja auch Esperanto kaum taugt, die Welt zu retten). So wie er sie philosophisch schließlich verwirft, verwirft Unamuno auch politische Autonomie als weltfremden Kinderglauben.

Augustos Scheitern wird aber auch mit einem stilbrechenden Anflug von Psychologie, in diesem sonst ganz der Philosophie verpflichteten Werk, auf sein mangelhaftes Lesen der *weiblichen* Verhaltensmuster der drei Frauen (die allerdings eher das philosophische Problem der Liebe als philosophische, denn als psychologische Figuren darstellen) in seinem Leben geschoben, strindbergmäßig Welterkenntnis gegen Frauenerkenntnis aufrechnend, bzw. das alte Problem, daß ein Mann (jedenfalls damals) niemals wissen kann, ob seine Kinder wirklich von ihm sind (bzw. warum SIE das und das *sagt,* aber das und das *tut* etc. - »Nebel« hat da einige amüsante Beispiele) als Begründung für einen fundamentalen Skeptizismus nutzend, der zum Selbstmord als zur Wahrung der Autonomie durch Vernichtung führen muß, logischerweise, nur wenn ICH mich umbringe, weiß ich, daß ich es war, weder die Frau, Gott, der Autor oder der CIA, was Gott/Unamuno/Eugenia/KGB natürlich nicht gebrauchen können; man spielt nur gern mit Spielmaterial, daß sich seines Status nicht bewußt ist und vom Objekt zum Gegner wird, bzw. zum Spielverderber, was wiederum ein in beide Richtungen endloser paranoider Zusammenhang ist, dem man nur entgeht, wenn man an irgendeiner Stelle den Verständigungs-, bzw. Erkenntnisdrang abbricht, weshalb der Gewinner der Geschichte Victor Goti heißt, ein Freund Augustos, der die Frauen versteht, weil er sie nicht wörtlich nimmt, daher auch nicht an seiner Existenz zu zweifeln braucht, was ihn von der Idee befreit, sie vernichten zu müssen (um sie sich zu beweisen), weswegen ihn Unamuno über die Strecke des Romans hinaus leben läßt: Er darf am Ende ein Vorwort für den Roman schreiben.

Goti ist es auch, der im Roman die Form des Romans begründet, die Form der nivola. Er arbeitet nämlich an einer eigenen nivola, die wie die vorliegende zum größten Teil aus Dialogen besteht. Gotis Frau hasse in Büchern alles andere als Dialoge. Avantgardisten wird gerne vorgeworfen, sie seien nur welche geworden, weil sie die Konvention nicht beherrschten, dies ist sicher auch bei Unamuno nicht ganz falsch, wenn auch nicht nur ein dumm gedachter Vorwurf, sondern einer der großen Vorzüge dieses Textes. Nur einer, der kein Talent zu und kein Gefallen an den Elendsmotiven des 19ten Jahrhunderts, Landschaft und Porträt, hat, kann so früh, 1914, einen so unterhaltsamen Ideenroman schreiben, wie

ihn dann Musil und andere sicher vollständiger und reicher wiederaufgenommen haben, der aber auch Richtungen und Möglichkeiten aufmacht, die weder in der spanischen noch anderen mir bekannten Literaturen weitergeführt worden sind.

Miguel de Unamuno: »Nebel«. Roman, P.S. Verlag Peter Selinka, 1988, ca. DM 36.-

Von Diedrich Diederichsen ist zuletzt erschienen: »Herr Dietrichsen«. Roman, Kiepenheuer & Witsch, 1987, DM 29,80

Literatur-Konkret 1988, S. 97

Margot Schroeder

Ein sauberer Schmerz

Joan Barfoot widerlegt das Vorurteil, Hausfrauenliteratur könne nur larmoyant sein

Skeptisch begann ich, den Roman »Tanz im Dunkeln« von Joan Barfoot zu lesen. Inhaltlich eine altbekannte Fallstudie: Nach zwanzigjähriger Ehe bringt eine Frau ihren Mann um und wird in die Psychiatrie eingewiesen. Ein abgenutzter Rosenkranz des Hausfrauenalltags. - Welch ein Vorurteil! Schon auf Seite 6 der erste ungeheuerliche Satz: » Was *mich beschäftigen darf sind die Einzelheiten, nichts Größeres als dieser Raum, dieser Körper Ich werde mich bemühen um Ordentlichkeit und fernhalten von Leidenschaft. «*

Mit akkurater Schrift, darauf achtend, nicht von den vorgeschriebenen Linien zu rutschen, bringt die Hauptperson Edna Cormick in einem Krankenzimmer ihre Vergangenheit aufs Papier. Nie zuvor habe ich einen Lebensbericht gelesen, in dem so konsequent Leben als Nicht-Leben geschildert wird. Edna stellt sich buchstäblich her. Schon als jugendliche und später als Hausund Ehefrau, sind Frauenzeitschriften für sie ein Lebensersatz.

In chronologisch geordneten Rückblenden von der Kindheit bis zur Tat passiert objektiv-schizophren die Hölle der Details. Edna seziert ihre Ehe, bis nichts mehr davon übrigbleibt. *»Mein einziges Besitztum, mich selbst.. investiere ich in Harry. Ich dachte es würde sich summieren, so wie ein Bankkonto, sichere sechs, acht, zehn Prozent im Jahr. Nach ein paar Vorstößen auf dem Markt - die Tanzabende in der Oberschule..., das für Lippenstift und Puder ausgegebene Geld. Alles, was ich habe, wird auf Harry gesetzt«,* notiert sie.

Sie lebt durch ihren Ehemann. Während ihrer Pubertät übt sie mit Hilfe eines Kopfkissens das Küssen. Überglücklich ist sie, als dieses Kissen ein Gesicht kriegt, nämlich Harrys. Aber im Grunde bleibt der Mann das Kissen: Sie pflegt und hegt ihn, hört stundenlang seinen Monologen aus der Berufswelt zu, ohne jemals über sich zu erzählen. Wenn Harry sie ab und an fragt: *»Ist alles in Ordnung?«* versteht sie ihn nicht. Ihr einziger Lebensinhalt ist ja genau diese Ordnung. Selbst nachdem sie verhaftet wird, denkt sie nur ans Putzen. *»Ich möchte jetzt bitte nach Hause geben«,* antwortet sie auf die Aufforderung des Richters, das letzte Wort zu sprechen. *»Ich bin noch nicht fertig mit dem Saubermachen. «*

In ihrem Krankenzimmer, verurteilt, nicht mehr putzen zu müssen, lernt Edna allmählich sich selbst kennen. Sie reflektiert einen Brief ihrer Schwester Stella, die für sie immer die Leichte, die Tanzende war und die sie um ihr »Geheimnis« beneidete. Stella, von ihrem Mann mit einer Freundin betrogen, verläßt ihn und beginnt in einer anderen Stadt ein neues Leben. Edna schreibt: *»Er (Harry) war alles, was zwischen mir und dem gefährlichen Teil meines Wunsches stand, so zu sein wie Stella. «*

Sie beginnt zu begreifen, daß die Urlaubsreisen mit Harry, das Herausfallen aus den Ritualen des Alltags - am Tage nicht nur die Wohnung, sondern auch die Zeit blank zu putzen, am Abend mit Harry Ehereligion zu praktizieren - Lügengerüste sind. *»Aber meine Hände waren leer, wenn wir fort waren. Sie vermißten Dinge, die sie hätten tun sollen. Sie vermißten Abtrockentücher und Lebensmittel. Sie waren unnütz und wußten nicht wohin mit sich.«*

Ihr Leben verläuft wie in einem Umkehrfilm: Sie ist statisch, alles andere bewegt sich. Ihre einzige »Sünde«, wie sie es nennt, ist die Ruhepause nach den täglichen Putzarbeiten. Auf der Couch liegend, hört sie mit geschlossnen Augen Musik und träumt, daß sie eine Tänzerin und Sängerin sei, der permanent applaudiert wird. Ein Tanz im Dunkeln, den sie für Masturbation hält.

Zwanzig Jahre lang zelebriert sie so eine künstliche Harmonie gegen den kleinsten »Fussel« Eigenleben, bis sie eines Tages erfährt, daß Harry sie betrügt. Da sie Zuhören immer nur für eine Pflicht hielt und selber reden für eine Anmaßung, muß die Tragödie stattfinden: »*Ich habe so sorgsam gebaut und so lange. Wir alle beide, wir haben etwas zusammen gemacht, es war nicht nur ich allein. Und all das kann zerstört werden durch nur einen Anruf, einen einzigen Satz, einen Augenblick.«* Und gleich danach: *»Wenigstens ist der Schmerz hier (im Krankenzimmer) sauberer als dort. Wirkliche Leidenschaft - wie wäre das wohl gewesen?... Wirklich Harrys Haut zu spüren, und auch meine eigene, statt sie in etwas Festeres, Härteres zu verwandeln, - in Schutz?«*

Schutzlos richtet sie Harry und erfährt im Akt des Tötens zum erstenmal *»ein Emporschwingen im Verlust des Bewußtseins, Transzendenz und Weggleiten. Ich bin endlich aus mir herausgekommen.*«

Durch die ständige Wiederholung besessener Hausarbeits-Litaneien transportiert Joan Barfoot ein abgedroschenes Thema ins literarisch Ver-rückte. *»Eine häßliche Geburt ist das, mein Leben durch seins, etwas Schreckliches. Ich sollte Schuld und Gram empfinden. Ich fühle mich ein bißchen schlecht dabei, daß ich nichts dergleichen empfinden kann .. «*

Joan Barfoot: »Tanz im Dunkeln«. Roman. Aus dem Englischen von Margaret Minter, Frauenbuchverlag, 1988, ca. DM 24,-

Von Margot Schroeder ist zuletzt erschienen: »Wenn die Holzpferde lachen«, Zeichen und Spuren, 1985, DM 24,-

Literatur-Konkret 1988, S. 98

Heide Soltau

Oder war es beides?

Geschwister-Geschichten, die weder Wadenwickel für die Psyche noch Selbstbespiegelung sind

Es ist dem Leben anzulasten, daß mehr von Wut und Haß, von Eifersucht, Neid und Rivalität die Rede ist und weniger von Liebe und Freude, weil es eben anders spielt als das Märchen der Brüder Grimm. Während »Brüderchen und Schwesterchen« ein Herz und eine Seele sind, ist die Realität verzwickter. Hier nämlich sind Schwestern und Brüder einander oft spinnefeind, und die Vorstellung von einem gemeinsamen Leben »bis

an ihr Ende«, wie es im Märchen heißt, dürfte bei vielen eher Angst und Schrecken auslösen als Glücksgefühle. Zu einem dauerhaft harmonischen Verhältnis finden nur wenige. Die Beziehung bleibt empfindlich, auch wenn die Haare längst grau geworden sind.

Ob Bruder oder Schwester, erst- oder zweitgeborenes Kind, Geschlecht und Geschwisterfolge schützen nicht vor Kränkungen. Nicht nur ältere Schwestern, auch große Brüder werden dazu verdonnert, die jüngeren zu hüten, und mit Eifersucht haben alle zu tun, selbst wenn sie nach mehr als zehn Jahren ihre Position als Einzelkind räumen müssen. Die Kleinen wiederum fühlen sich beileibe nicht alle wohl, und mögen sie noch so verwöhnt und verhätschelt werden. Sie müssen sich oft abstrampeln, um den Großen das Wasser reichen zu können.

Wie sie auch verlaufen, Geschwisterbeziehungen hinterlassen »Gravuren auf Leib und Seele«, schreiben die Herausgeber. Die frühen Verletzungen können bestenfalls verheilen, und Wut und Eifersucht eines Tages überwunden sein, die Spuren bleiben, auch nach Jahrzehnten, sicht- und fühlbar: Da gibt es kleine Gereiztheiten und den Krieg der Worte, Sätze, mit denen »pfeilschnell« gekontert wird, wie in der Geschichte von Annette Garbrecht; oder die von Boris Penth beschriebene herzliche Begrüßungsszene, die sich blitzartig zu einer »Attacke« formt. Kleine Sticheleien, übertrieben kumpelhafte Gesten oder auch vorschnelles Lob und Verständnis, die Aggressionen von Geschwistern gegeneinander haben vielerlei Gestalt, zumal sie oft gepaart sind mit Wünschen nach besonderer Nähe und intimer Vertrautheit. Ausgewogen und abgeklärt jedenfalls ist keine der vorgestellten Geschwisterbeziehungen.

»Als es mir zu bunt wird, gebe ich ihr einen Schubs, wohl etwas härter als gewollt, und sie kreischt auf. Daraufhin kommt meine Mutter rein und tröstet sie«, so beschreibt die vierzehnjährige Schülerin Anna Dittrich einen »typischen Abend.«. Schnörkellos, fast kühl, skizziert sie die Beziehung zu ihrer vier Jahre jüngeren Schwester und berichtet ganz unverblümt von ihrem »unbändigen Wunsch«, sie zu ärgern. »Was soll ich dazu sagen?« fragt sie im Anschluß an diese Szene. Sie muß nicht mehr dazu sagen. jeder sieht sofort, daß sie, die Große, getröstet und geliebt werden will. Die Schwester wird als Störenfried erlebt. Schon kurz nach der Geburt hatte Anna ihre Mutter gebeten, die Schwester wieder wegzubringen. Doch was sie als Vierjährige noch äußern konnte, darf sie mit vierzehn nicht mehr sagen. Und so beteuert die Schülerin denn auch am Ende ihres Textes vernünftig: »Aber ich mag sie trotzdem, wirklich«.

Schubsen, Stoßen, Schlagen - Franziska Augstein erzählt von einer Schwester, die ihren kleinen Bruder fast ertrinken läßt, Günter Franzen von einem jungen, der davon träumt, seinen Bruder auszusetzen -, daß die Texte dem biblischen Mythos von Kain und Abel so stark gleichen, war für mich die große Überraschung. Der Brudermord scheint unsere psychische Entwicklung in ähnlicher Weise zu bestimmen wie der Ödipusmythos. Umso erstaunlicher, daß sich die Psychoanalyse bisher selten, und wenn, dann nur am Rande darum gekümmert hat. Einen Interpretationsversuch macht nun Franz Wellendorf, Psychoanalytiker und Ordinarius für Psychologie an der Universität Hannover.

Er versteht den Brudermord als Reaktion des Erstgeborenen Kain auf die narzißtische Katastrophe, von Abel aus dem Paradies ursprünglicher Ganzheit und Allmacht vertrieben worden zu sein. Zu sehen, daß sich Gott Abel und nicht ihm zuwendet, kann Kain nur mit Totschlag beantworten, schreibt Wellendorf. Das von Vernichtung überschattete Drama des Geschwisterneids ist für ihn Ausgangspunkt einer in der Genesis verborgenen Kulturtheorie. Gemäß dem biblischen Mythos wird Kain zum Städtegründer: In der Stadt aber, wo »Brüderlichkeit und Feindseligkeit« herrschen, wo »Macht und Gewaltstrukturen, Abhängigkeitsverhältnisse und Unabhängigkeitskämpfe« die Beziehungsgeflechte bestimmen, kommt es zur Wiederkehr des verlorenen Ganzen in sozialer Gestalt.

Psychoanalysegegnern mag diese Interpretation zu weit gehen, aber daß sich Geschwisterkonflikte nicht erledigen, zeigt ein Blick auf die Kulturgeschichte. Heinrich und Thomas Mann sind nur ein prominentes Beispiel aus diesem Jahrhundert. Sie blieben Zeit ihres Lebens erbitterte Rivalen, künstlerisch, politisch und menschlich. Als Heinrich starb, legte ihm Thomas einen Kranz aufs Grab, auf dessen Schleife die Worte standen: »Meinem großen Bruder in Liebe«.

War es Liebe? Haß? Oder war es beides: Liebe und Haß? »Was soll ich dazu sagen?« schreibt die 14jährige Anna Dittrich, und bei Tschechow heißt es in den »Drei Schwestern«: »Wenn man das wüßte.«

Günter Franzen, Boris Penth (Hg.): »Hüten und Hassen«. Geschwister-Geschichten, Konkret Literatur Verlag, 1988, DM 24,-

Von Heide Soltau ist zuletzt erschienen: »Trennungs-Spuren«. Frauenliteratur der zwanziger Jahre, Extrabuch-Verlag, 1984, DM 48,-